the
university of
connecticut
libraries

hbl, stx DD 801.S287B65
Louise, Grossherzogin von Sachsen-
3 9153 00487950 0

DD/801/S287/B65

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
Boston Library Consortium Member Libraries

http://www.archive.org/details/louisegrossherzo1903boja

Louise

Grossherzogin von Sachsen-Weimar

und

ihre Beziehungen zu den Zeitgenossen

Nach grösstenteils unveröffentlichten Briefen und Niederschriften

von

Eleonore von Bojanowski

Mit einem Porträt

Stuttgart und Berlin 1903

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.

Lella v. Bojanowski als
Cousine u. Verfasserin,
hofft „Weimar" Juli 1903
möge in gutem Angedenken bleiben.

Louise von Sachsen-Weimar

Nach dem Ölgemälde von Tischbein 1795

Louise

Grossherzogin von Sachsen-Weimar

und

ihre Beziehungen zu den Zeitgenossen

Nach grösstenteils unveröffentlichten Briefen und Niederschriften

von

Eleonore von Bojanowski

Mit einem Porträt

Stuttgart und Berlin 1903

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.

DD
801
S287
B65

Alle Rechte vorbehalten

Dem

Weimarischen Fürstenhause

in tiefster Ehrfurcht

gewidmet

Vorwort

Die nachfolgenden Blätter sollen versuchen, ein zusammenhängendes Lebensbild der Großherzogin Louise von Sachsen-Weimar zu geben und damit eine längst empfundene Lücke auszufüllen.

Die wohlwollende Förderung, die Großherzog Karl Alexander dem Gedanken entgegenbrachte, die Gestalt seiner erlauchten, von ihm so hochverehrten, fürstlichen Großmutter in einer eingehenden Biographie aufleben zu lassen, ermöglichte mir die Ausführung. Seinem bis in die kleinsten Einzelheiten sich erstreckenden Anteil danke ich nicht nur die Erlaubnis zur Benützung der im Weimarischen Hausarchiv enthaltenen Korrespondenzen der Fürstin, sondern auch die Mitteilung mancher wertvoller, ihr Charakterbild ergänzender Züge aus seiner persönlichen Erinnerung. Seine gütige Vermittelung bewirkte, daß das Kaiserl. Russische Hausarchiv die

Kopien des Briefwechsels der Herzogin Louise mit dem Großfürsten Paul zu benützen gestattete, und daß Graf d'Haussonville in dankenswertestem Entgegenkommen die im Hausarchiv von Coppet befindlichen Korrespondenzen der weimarischen Fürstlichkeiten mit Frau von Staël zur Verfügung stellte. Dem Großherzog, der es in einem gelegentlichen Ausspruch als die Aufgabe jeder Charakterisierung bezeichnet: „Die Wahrheit wahr zu schildern", danke ich aber auch die geistige Richtschnur für diese Arbeit. Indem ich ihr nachzukommen bemüht war, darf ich hoffen, das Lebensbild im Sinne des verewigten Fürsten ausgeführt zu haben, wenn mir auch das Glück nicht vergönnt war, ihm das abgeschlossene Ganze vorzulegen.

Eine weitere, überaus wertvolle Bereicherung ließ J. K. H. die Frau Großherzogin von Baden der Arbeit angedeihen durch huldvolle Mitteilung eines Briefes der Prinzeß Augusta von Preußen an die verwitwete Markgräfin Amelie von Baden, in dem die Prinzessin eine ausführliche Schilderung der letzten Lebenstage ihrer erlauchten Großmutter entwirft.

Doch auch von anderer Seite sollte ich die entgegenkommendste Unterstützung erfahren.

So bin ich in erster Linie dem Weimarischen Haus- und Staatsarchiv, dem Goethe- und Schiller-Archiv und dem Goethe-Nationalmuseum und ebenso der Berliner Königl. Bibliothek, in deren Besitz sich ein Teil der von mir wiedergegebenen Herder-Korrespondenz befindet, sowie dem Darmstädtischen

Staatsarchiv für manche wertvolle Beiträge zu aufrichtigem Dank verpflichtet. Bereitwilligst gestattete das französische Ministerium des Auswärtigen Amtes in Paris die Wiedergabe der auf die Fürstin und Weimar bezüglichen Dokumente seines Archivs.

Für die Abfassung des auf die Dichterzeit bezüglichen Abschnittes hat mir Herr Dr. Funck durch Zugänglichmachung der damals zum Teil noch unveröffentlichten Briefe der Fürstin an Lavater eine dankenswerte Hilfe geleistet.

Von seiten der gräflich Henckelschen Familie, die mir schon die Einsicht in die in ihrem Besitz befindlichen Briefe der Fürstin an die Oberhofmeisterin Gräfin Henckel gestattet hatte, erhielt ich die liebenswürdige Erlaubnis zur Vervielfältigung des dem Werke beigegebenen Bildnisses der Herzogin, das diese von Tischbein malen ließ, um es Frau von Stein zum Geschenk zu machen.

Auf Grund des reichen, durch so vielseitige Unterstützung mir zur Verfügung gestellten Materials habe ich versucht, nicht nur das Bild der Fürstin selbst, sondern auch ihre Beziehungen zu den Zeitgenossen und zur Zeitgeschichte zu zeichnen.

Durch manche bisher unbekannte Mitteilungen empfängt auch die Persönlichkeit Karl Augusts eine neue Beleuchtung, vor allem aber erfährt das so vielerörterte Verhältnis Goethes zum weimarischen Hofe eine Klarstellung, die die freundschaftliche Treue des Dichters im schönsten Lichte zeigt.

Gestützt auf ein Entgegenkommen, das mir ein lebendiges Interesse an dieser vielgenannten und vielverkannten Fürstin zu beweisen schien, wage ich zu hoffen, das Buch möge die ihm gestellte Aufgabe lösen und ihre eigenartige Individualität endlich der ihr gebührenden Würdigung entgegenführen.

Weimar, Februar 1903.

Eleonore von Bojanowski

Inhalt

Erster Abschnitt

Seite

Erste Kindheit und Jugend 1

Zweiter Abschnitt

Herzogin Louise und das Weimar der Dichterzeit . . . 72

Dritter Abschnitt

Die Herzogin in engerem und weiterem Kreise 211

Vierter Abschnitt

Die Herzogin in den Zeiten des Kampfs und Ausbaus . 275

Fünfter Abschnitt

Lebensabend 386

Register 426

Für die Arbeit benutztes Material

A. Handschriften

Großherzogl. Weimarisches Haus- und Staatsarchiv:
Auf die Verlobung und Vermählung Karl Augusts und Louisens bezügliche Schreiben und Dokumente;
Korrespondenz der Herzogin Anna Amalie mit ihren Söhnen aus dem Jahre 1774/75;
Briefe an die Herzogin Louise von Herder, Lavater, Stolberg, Wieland u. a.;
Briefe der Fürstin an ihren Bruder, den Prinzen Christian von Hessen;
Briefe Napoleons;
Briefe der Frau von Staël;
Briefe der Kaiserin Marie Feodorowna an die Herzogin.

Großherzogl. Darmstädtisches Hausarchiv:
Kopien einzelner Briefe Louisens an Mitglieder der Familie.

Kaiserl. Russisches Hausarchiv:
Briefwechsel der Fürstin mit dem Großfürsten Paul und seiner ersten Gemahlin.

Staëlsches Familienarchiv zu Coppet:
Briefe Anna Amaliens, Karl Augusts und Louisens an Madame de Staël.

Archiv des franz. Ministeriums des Auswärtigen Amtes:
Kopien auf die Herzogin und Weimar bezüglicher Dokumente.

Goethe- und Schiller-Archiv:
Briefe der Fürstin an Goethe, Schiller und Wieland;
der Kanzler von Müllersche Nachlaß.

Goethe-Nationalmuseum:
Briefe der Fürstin an Goethe.

Königl. Bibliothek in Berlin:
Briefe der Fürstin an Herder und Karoline;
das Manuskript der „Erinnerungen".

Gräflich Henckelsches Familienarchiv:
Briefe der Fürstin an die Oberhofmeisterin Gräfin Henckel.

Aus dem Privatbesitz J. K. H. der Frau Großherzogin von Baden:
Eine Schilderung der letzten Lebenstage, niedergeschrieben von der Prinzeß Augusta von Preußen.

Biographische Einzelheiten nach einem Diktat S. K. H. des Großherzogs Karl Alexander.

B. Hauptsächlichste Bücher und Schriften

Beaulieu, von: Karl von Dalberg.
Biedermann, von: Gespräche mit Goethe.
Bissing, von: A. von Imhoff.
Blennerhassett, Lady: Madame de Staël.
Burckhardt: Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler von Müller.

Düntzer: Frau von Stein; Von und an Herder; Karl Augusts Briefe an Herder; Aus Herders Nachlaß; Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester; Leben Schillers.

Eckermann: Gespräche mit Goethe.

Festschrift zum Regierungsjubiläum Karl Augusts.
— zum 24. Juni 1898.
Fielitz: Goethes Briefe an Frau von Stein.
Freystedt, von: Erinnerungen aus dem Hofleben.
Funck: Markgraf Karl Friedrich von Baden und Lavater.

Geiger: Aus Alt-Weimar.
Goethe-Gesellschaft, Schriften der.
— Tagebücher, Briefe, Werke.
Görtz, Graf: Denkwürdigkeiten.
Gruppe: Lenz.
Gustedt, von: Erinnerung an Goethes Freundeskreis.

Hardenbergs, Fürst von, Tagebuch, veröffentlicht bei Ranke.
Haym: Herder.
Heidheimer: Vermählung Karl Augusts und Louisens, Archiv für Hessische Geschichte und Altertumskunde.
Hellingshausen: Fr. L. von Stolberg.
Herder-Album.
— und Karoline-Brautbriefe.
— Reise nach Italien.
— Werke.
Hosäus: Lavaters Beziehungen zum Dessauer Hofe.

Janssen: Fr. L. von Stolberg.

Kalb, Charlotte, von: Für ihre Freunde aus ihrem Nachlaß.
Keil: Goethe, Weimar, Jena 1806; die burschenschaftl. Wartburgfeste.

Lenormant: Madame de Staël et la Grand-Duchesse Louise.
Lincke: Meine Erinnerungen aus dem Jahre 1806.
Luden: Rückblicke.

Merck: Briefe an und von.
Morris: Goethe-Studien.
Müller, J. G.: Erinnerungen an Herder.
— Kanzler von: Erinnerungen aus der Kriegszeit.
— Nekrolog auf die Großherz. Louise („Allgemeine Ztg.").
Müffling, von: Memoiren.
Muncker: Klopstock.

Nerrlich: Jean Paul.

Rapp: Memoiren.
Rings Aufzeichnungen.
Röhr: Gedächtnispredigten.

Schiller, Charlotte von, und ihre Freunde.
— -Körner-Briefwechsel.
Schmidt, E.: Charakteristiken; Rousseau, Richardson u. Goethe; Lenziana.
Schöll: Goethe, Hauptzüge seines Wirkens.

Schwarz: Landgraf Friedrich V. von Homburg.
Staël: De l'Allemagne.
Suphan: Goethe und Herder, Preußische Jahrbücher Bd. 43.

Varnhagen: Knebels Nachlaß; Asseburgs Denkwürdigkeiten.
Vehse: Geschichte der sächsischen Höfe.

Walther: Briefe der Landgräfin Karoline; biographische Studie über die Fürstin.
Weech, von: Badische Geschichte.
Weimar-Album zur vierten Säkularfeier der Buchdruckerkunst (1840).
Weimarer Wöchentl. Anzeiger.
Wolzogen, Karoline von: Schillers Leben.

Erster Abschnitt

Erste Kindheit und Jugend

I

Einführung. Die Persönlichkeiten der Eltern. Landgräfin Karoline als Mutter. Konfirmation Louisens

Die Geschichte des deutschen Geisteslebens ist reich an anziehenden Epochen. Ein Zauber aber, der alle überstrahlt, geht noch heute von jenem Zeitabschnitt aus, als sich unsere größten Geister in Weimar sammelten, um in der kleinen, anmutigen Residenz einen Mittelpunkt geistigen Lebens erstehen zu lassen, der für alle Zeiten seine bleibende Bedeutung im Leben des deutschen Volkes behauptet.

Der Name des weimarischen Fürstenhauses ist mit jener klassischen Zeit, deren Gestalten als vertraute Freunde in der deutschen Volksseele fortleben, untrennbar verbunden. Die Beziehungen Karl Augusts zu den großen Denkern und Dichtern, sein Einfluß auf die Entwicklung der deutschen Literatur haben längst in weiteren Kreisen dankbare Würdigung erfahren.

Und wie dem Verdienste Karl Augusts, so ist auch dem seiner Mutter, der geistreichen Herzogin Anna Amalie, die gebührende Anerkennung zu teil geworden. Zwischen diesen beiden lebensvollen fürstlichen Individualitäten steht die Gestalt der Herzogin Louise, der Gemahlin Karl Augusts. Ihr Verhältnis zu der damaligen Gegenwart wie zu der heutigen Nachwelt charakterisieren im doppelten Sinn die Worte der

Prinzessin im Tasso: sie habe die Außenwelt stets nur wie durch einen Flor erblickt. Denn ließ eine gemessene Zurückhaltung in dem innersten Charakter der Fürstin, die Goethe als „eine verschlossene Natur" bezeichnet, wie in der äußeren Gestaltung ihrer Lebensverhältnisse begründet, sie dem bewegten Treiben um sie her ferner bleiben, und die bunten Farben desselben nur blaß und wie durch einen Flor gedämpft erblicken, so hat sich dieser Flor auch trennend zwischen sie und die Nachwelt geschoben, ihre Wesenheit, ihr Wirken und ihren persönlichen Einfluß mehr oder weniger verschleiernd.

Wohl haben die Zeitgenossen, vor allem Goethe, Herder, Frau von Stein, Schiller und seine Frau in manchen ihrer Aufzeichnungen den Dank niedergelegt für die von der Fürstin erfahrene Freundschaft; wohl haben sie und andere ihr Nahestehende einzelne Züge ihrer bedeutenden Individualität aufbewahrt. Allein ihr eigentliches Selbst lassen auch diese verstreuten Berichte mehr ahnen als klar erkennen, wenn sie auch alle auf die hervorragende Bedeutung der Fürstin, auf die seltenen und hohen Eigenschaften ihres Charakters und ihrer Seele hinweisen.

Einmal aber sank die Scheidewand einer bewußten Zurückhaltung. Die Macht der Verhältnisse drängte gebieterisch ihre Persönlichkeit in den Vordergrund. Nun sehen wir die Fürstin durch ihre pflichtbewußte Entschlossenheit dem Eroberer die staunende Anerkennung ihrer Seelengröße abnötigen: „Voilà pourtant une femme à laquelle nos deux cents canons n'ont pas pu faire peur." Noch nach Jahren äußerte Napoleon, die Herzogin habe damals den Mut eines Mannes bewiesen, und er selbst bezeigte in seinem Verhalten ihr gegenüber eine Hochachtung, wie er sie kaum einer anderen zu teil werden ließ. Dieser eine Moment, ihr Auftreten Napoleon gegenüber nach der Schlacht bei Jena, läßt wie in einem Blitzstrahl die ganze Größe ihrer Natur erkennen. Er machte ihr die Herzen ihrer Untertanen für immer zu eigen, die bei dieser Gelegenheit wohl zum ersten Male einen Eindruck von ihrem Wert

empfingen, und fixiert auch das Bild, welches die Nachwelt von der Persönlichkeit der Fürstin überkommen hat.

Dem inneren Entwicklungsgang, der die Fürstin auf diese Höhe geführt, an der Hand erhalten gebliebener Aufzeichnungen nachzugehen, darzutun, wie sie die gleiche Größe der Gesinnung jederzeit im Großen wie im Kleinen bewiesen, und ihrer durchaus eigenartigen Persönlichkeit ein Verständnis zu bereiten, wie es ihrer hohen, geistigen Bedeutung angemessen erscheint, das soll die Aufgabe dieser Darstellung sein. Für die biographische Behandlung ihrer Gestalt gibt das von Goethe gerade in Bezug auf ihre Lebensschilderung zu Müller gesprochene Wort, daß es nämlich gelte: „de voir venir son caractère“, eine klassische Richtschnur, und fordert auf, diesen aus sich selber heraus zu entwickeln, sowie jenen feinen, geistigen Zusammenhängen nachzugehen, die von Kindheits- und Jugendeindrücken hinüberleiten zu den Kundgebungen ihrer gereiften, in der Berührung mit dem Leben gefesteten und selbständig gewordenen Persönlichkeit.

Im Gegensatz zu der in ihren großen, wie in ihren kleinen Momenten treulich festgehaltenen, in all ihren Einzelheiten lebendig gebliebenen Glanzperiode Weimars erscheinen die dieser so eng vorangehenden Sechzigerjahre des achtzehnten Jahrhunderts, die Zeit, von welcher Louise die ersten Bilder der Außenwelt empfing, unendlich viel unbekannter und weiter zurückliegend. Aber die Färbung jener bildet neben den Gestalten ihrer nächsten Umgebung die Elemente, aus denen ihr kindliches Gemüt die erste unbewußte Nahrung zog, denen sie Eigentümlichkeiten und Anlagen dankte, die später als wesentliche Züge ihres Geistes und ihres Charakters hervortreten sollten.

Es war ein Zeitabschnitt verhältnismäßiger Ruhe, in dem sich nach dem Abschluß des Siebenjährigen Krieges die Häupter der europäischen Mächte, der bewegten Kriegsjahre müde, dem inneren Ausbau ihrer Länder widmeten. In den Herzen der Beteiligten aber lebte diese jüngste Vergangenheit mit ihren Kämpfen und Ereignissen fort; sie bildete den düstern Hintergrund für die friedlichere Gegenwart. Politisch hatte sich in

den Kämpfen des friedericianischen Preußens, in der Behauptung seiner Machtstellung bereits eine kommende Zeit angebahnt. Allein Lebenszuschnitt und Lebensgewohnheit der deutschen Höfe trugen im allgemeinen noch den Stempel, den ihnen das siebzehnte Jahrhundert, die Nachahmung Ludwigs XIV., aufgedrückt hatte. Nur einzelne, kräftige, freie Naturen hatten sich von diesem Einfluß befreit, und zu diesen gehört als eine der hervorragendsten Erscheinungen in dem an eigentümlichen und geistig beanlagten Persönlichkeiten so reichen Jahrhundert die Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt, die Mutter der Herzogin Louise. „Von Geschlecht ein Weib, von Geist ein Mann" ist die Inschrift des Denkmals, mit welchem Friedrich der Große ihr Grab schmücken ließ. Nicht nur der Einfluß, den sie als Mutter auf die Erziehung ihrer Tochter ausüben mußte, mehr noch eine unter verschiedenartigen äußeren Verhältnissen bewährte Gleichheit der Charaktere fordert ein Eingehen auf die Gestalt der Mutter, um der Individualität der Tochter gerecht zu werden, der einzigen, welche durch die Verkettung der Umstände Gelegenheit fand, in der Geschichte deutscher Fürstinnen ihren Namen einzutragen neben dem ruhmvoll verzeichneten ihrer Mutter, der „großen Landgräfin".

Karoline von Hessen, eine geborene Prinzessin von Pfalz-Zweibrücken-Birkenfeld, war im Alter von zwanzig Jahren am 20. August 1741 mit dem Erbprinzen Ludwig von Hessen-Darmstadt (seit seiner Majorennität regierender Graf von Hanau) vermählt worden. Es war ihr vom Schicksal bestimmt, siebenundzwanzig Jahre als Erbprinzessin abseits stehend, unter oft schwierigen Verhältnissen ihre große Seele und ihren mutigen Geist zu bewähren. Die kurzen Jahre aber, in denen es ihr beschieden war, als herrschende Fürstin diese Eigenschaften in der Sorge für weitere Kreise zu betätigen, zeugen von ihren hohen Fürstentugenden, ihrer weisen Einsicht in die bestehenden Verhältnisse wie von ihrem weiten Blick, mit dem sie im Großen wie im Kleinen jederzeit ihrer Aufgabe gerecht ward.

Der Erbprinz, ihr Gemahl, der spätere Landgraf Ludwig IX., war ein unruhiger, etwas wunderlicher Herr. In seiner leidenschaftlichen Vorliebe für militärische Beschäftigung fand der kriegerische Geist des Jahrhunderts einen eigentümlichen Ausdruck. Kein Feldherr, überwachte er vorwiegend den parademäßigen Drill seiner Truppe. Gebunden durch seine seltsame, widerspruchsvolle und eng pedantische Art quälte er seine Gemahlin, von deren bedeutendem Geist und Charakter er keinen rechten Begriff hatte, durch despotische Launen. Später traten in der Regierung seines Landes die guten Eigenschaften des Fürsten mehr zu Tage; strenge Rechtlichkeit, Geschäftsverstand, persönliche Einfachheit und ausgesprochene Sparsamkeit ließen ihn für eine zweckentsprechende innere Entwicklung seines Staatswesens Sorge tragen. In seiner Ehe aber, im persönlichen Verkehr mit seiner Gemahlin, kamen fast ausschließlich die Seiten seiner Natur zum Ausdruck, die das Leben mit ihm zur schweren Aufgabe werden ließen. Seinem Eigensinn, seiner engen Selbstsucht und seiner maßlosen Heftigkeit gegenüber bedurfte es der ganzen verständigen und pflichttreuen Einsicht seiner Gemahlin. Selbst eine gesunde und starke Natur, litt diese doch unter seiner krankhaften Ängstlichkeit vor Gefahren, seinen eingebildeten Leiden und seiner bis zu Visionen anwachsenden Gespensterfurcht. In der Art und Weise, wie die Landgräfin seine sich allmählich steigernden Absonderlichkeiten zu nehmen wußte, wie sie es verstand, durch seine schroffe Härte hindurch einen Einfluß zum Guten auszuüben, erwies sich die Größe ihrer Natur. Ein klares Erkennen und Erfüllen ihrer Pflichten bildete den Grundzug ihres Wesens und hatte seinen eigentlichen Ursprung in ihrer Seele, die ein warmes Wohlwollen für die Menschen vom Höchsten bis zum Geringsten erfüllte, das sie, weit über den Kreis ihrer eigenen Umgebung hinaus, danach streben ließ, jedem in seiner Eigenart gerecht zu werden.

Auch im Verkehr mit ihrem Schwiegervater, dem Landgrafen Ludwig VIII., kommt dieser Zug ihres Wesens zum vollsten Ausdruck. Eine ebenso bizarr angelegte Natur wie

sein Sohn, fand er sich nur selten in Übereinstimmung mit diesem, und der Erbprinzessin fiel, zwischen beiden stehend, die Aufgabe steten Vermittelns und Ausgleichens zu. Der alte Landgraf, mehr auf das äußere Ansehen als auf die innere Verwaltung seines Ländchens bedacht, verschwenderisch in seinen Liebhabereien, widmete seine Zeit fast ausschließlich seiner Jagdpassion. Er war ein strenges Familienoberhaupt und auch seine von ihm hochgeachtete Frau Schwiegertochter ließ er gelegentlich hart an, wenn er glaubte, ihren Einfluß in der sein Mißfallen erregenden Handlungsweise des Erbprinzen zu erkennen. Doch verstand es die Fürstin immer wieder, mitunter durch ihre klare Darstellung der Sachlage, mitunter durch das Aufgeben ihrer eigensten Wünsche den Zürnenden zu versöhnen und zu begütigen [1]).

Schon bald nach seiner Vermählung trat der Erbprinz, seiner kriegerischen Neigung folgend, in französische Dienste und machte als Oberst des Regimentes „Royal-Allemand" den Feldzug in Böhmen zwischen Österreich und Frankreich mit. Nach Beendigung des Krieges nahm er seinen Abschied, um in der zu seinem Hanauschen Gebiet gehörigen Stadt Pirmasens seiner Leidenschaft für das Militär durch Aufstellung und Ausbildung eines eigenen Regimentes ungestört nachgehen zu können. Zum Schmerz der Fürstin war die Ehe eine Zeitlang kinderlos geblieben, bis sie 1746 ihrer ersten Tochter, der nachmaligen Fürstin von Hessen-Homburg, das Leben schenkte. Die Lebensweise des Fürstenpaares erfuhr eine Veränderung, als die Freude am Soldatenhandwerk den Prinzen von neuem zu einem Anschluß an größere militärische Verhältnisse bewog. Diesmal wandte er sich, angezogen von dem wachsenden Kriegsruhm Friedrichs II. und der eigenen Vorliebe wie der seiner Gemahlin entsprechend, nach Preußen. Er erhielt vom König das Regiment „Selchow" zuerteilt, das seine Garnison in Prenzlau hatte. Dorthin siedelte er 1750

[1]) Vergl. den Briefwechsel der Fürstin und die biographische Skizze derselben von Dr. A. F. Walther. Darmstadt 1873.

mit seiner Gemahlin über. Das Leben in der kleinen uckermärkischen Landstadt, fern von der lieblichen Naturschönheit ihrer Heimat und von ihren gewohnten Umgangskreisen, legte der Fürstin schwere Entbehrungen auf; sie war zu ihrem einzigen Verkehr auf die Herren und Damen des Regiments angewiesen, denen sich vereinzelt angesehene Durchreisende oder bei festlichen Gelegenheiten die Honoratioren des Städtchens zugesellten. Wie sie jedoch dies Opfer auffaßte, zeigt ein Brief an ihren Schwiegervater, dem sie schreibt: „Ich verlasse meine ganze Familie ohne viel Bedauern; meine Pflicht geht mir über alles, und mein Grundsatz ist, mich ihrem Gebot so wenig wie möglich zu entziehen."

Während der sechs in Prenzlau verlebten Jahre (1750 bis 1756) schenkte die Fürstin vier Kindern das Leben, ihrer zweiten Tochter, der späteren Königin Friederike von Preußen, dem späteren Großherzog Ludwig I., ihrer dritten Tochter Amalie, der nachmaligen Erbprinzessin von Baden, sowie ihrer vierten Tochter, der späteren Großfürstin Natalie von Rußland. Vor allem war es die Geburt des langersehnten Erbprinzen, die sie mit Freude erfüllte; hatte sie es doch bis dahin als eine Härte des Schicksals empfunden, nur Töchter zu besitzen. Der Anlage ihres Charakters entsprechend, zeigte sich die Erbprinzessin als eine verständige Mutter, die ernstlich und gewissenhaft für das körperliche Wohlbefinden wie für das geistige Gedeihen ihrer Kinder Sorge trug. Ja, entgegen der üblichen Sitte ihrer Zeit kümmerte sie sich persönlich um das Leben und Treiben der kleinen Schar — ihre älteste Tochter hatte sie bei ihrer Trennung von Buchsweiler unter der Obhut ihrer geliebten Mutter zurücklassen müssen — beobachtete ihre Anlagen und suchte ihre seelische Entwicklung zu fördern.

Eine erfreuliche Unterbrechung erfuhr das einförmige Leben des Fürstenpaares durch den mehrmaligen Aufenthalt in Berlin im Anschluß an die vom König gehaltenen Revüen. Denn die auf der Reise nach Prenzlau angeknüpften Beziehungen der Fürstin zu dem preußischen Königshause gestalteten sich

bald zu einem wahrhaften Freundschaftsverhältnis. Besonders entspann sich mit der unvermählten Schwester des Königs, der Prinzessin Amalie, ein ausgedehnter, freundschaftlicher Briefwechsel. Auch Prinz Heinrich und die anderen Glieder der Königsfamilie brachten dem lebhaften und klaren Geist und der fein empfindenden Liebenswürdigkeit der Prinzessin aufrichtige Verehrung und Schätzung entgegen. Auf ihre kräftige und gesunde, für echte Größe empfängliche Natur übte aber vor allem die Persönlichkeit Friedrichs II. einen Zauber aus. Sie erkannte in ihm den einzig dastehenden Genius und brachte ihm in diesem Gefühl als „ihrem Heros" aufrichtige Huldigungen dar. Friedrich bekundete seinerseits durch freundschaftliche Aufmerksamkeiten sein Verständnis für ihre Individualität und bewahrte ihr eine warme Hochachtung, die noch in späteren Jahren durch seine Teilnahme an ihrem und der Ihren Schicksal einen tatkräftigen Ausdruck finden sollte. Der Fürstin Herz war und blieb der preußischen Sache gewonnen, „unserer Sache", wie sie sie in vertraulichen Briefen an die Prinzessin Amalie bezeichnet.

Allein ihre Pflichten als Schwiegertochter des durchaus österreichisch gesinnten Landgrafen sollten hier bald einen Konflikt für sie heraufführen. Beim Ausbruch des Siebenjährigen Krieges befürchtete Ludwig VIII., der ohnedies die militärische Vorliebe seines Sohnes mißbilligte, daß dessen Kriegsdienste unter Friedrich II. dem hessischen Lande bei den Kaiserlichen Majestäten zum Schaden gereichen könnten. Er befahl die unverzügliche Rückkehr des Prinzen und die Aufgabe seiner Stellung in der preußischen Armee. Die Erbprinzessin mußte schweren Herzens dem Prinzen zur Ausführung des vom Vater geforderten Entschlusses zureden, da sie einsah, welche wichtigen Güter für den Prinzen auf dem Spiele standen, wenn er seinem Wunsche gemäß bei dem preußischen Heere verbleiben würde.

Indessen erlangte sie, daß er nicht gleich beim Beginn des Krieges seinen Abschied nahm, da ein solcher Schritt, wie sie feinfühlig bemerkt, seine militärische Ehre schädigen müßte,

sondern sich noch bis zum Oktober 1757 als Generalleutnant am Feldzuge beteiligte. Während dieser Zeit nahm die Erbprinzessin ihren Aufenthalt in Berlin, in der Nähe der geliebten Freundin. Im engeren, ihr so teuren Verkehr mit dieser und den anderen Gliedern des preußischen Hofes fühlte sie sich überaus glücklich. Sie erfreute sich hier noch einmal, ehe sie nach Buchsweiler zurückkehrte, an dem Leben in diesem geistvoll angeregtem Kreise, den sie durch das auf- und niederschwankende Kriegsglück des Königs in stete Spannung versetzt und von den großen Interessen eines tatkräftigen, politischen Lebens bewegt sah.

In diese glücklichen, in Berlin verlebten Monate fällt die Geburt ihrer fünften Tochter. Am 30. Januar 1757 wurde in Berlin die Prinzessin Louise geboren. Ihrem Gemahl, der dem König nach Dresden gefolgt war, schreibt die Fürstin noch an demselben Tage:

„Encore une fille, mon cher prince, c'est tout ce que j'ai eu l'esprit de faire ce matin à six heures, pardonnez moi cette conduite. Mais je vous connais et sais que vous recevez avec bonté toutes les petites créatures que le Ciel nous donne. La nouvelle arivée est grande, et de physiognomie à peu près comme les deux petites l'ont eue. Le landgrave permet qu'elle s'appelle Louise; je veux ce nom, parceque c'est le Vôtre, mon cher prince; aurez vous la bonté d'écrire aux reines et princesses pour les prier marraines. Ma santé est aussi bonne, que je le puis désirer dans les ‚ziregonzdanzes' où je me trouve, pardonnez moi seulement, mon cher prince, de n'avoir fait qu'une Vileté. Louis (der kleine Sohn der Erbprinzessin) en a pensé prendre de l'humeur, il comptait absolument d'avoir un frère. Adieu, cher prince"[1]).

So teilte die kleine Ankömmlingin das Los vieler fürstlicher und anderer Töchter, mehr mit Resignation als mit mütterlicher Freude in diesem Leben empfangen zu werden, denn auch im nächsten Briefe vom 31. Januar entschuldigt sich die Mutter, nur einer Tochter das Leben gegeben zu haben.

---

[1]) Weimarisches Hausarchiv. Vergl. ihren veröffentlichten Briefwechsel.

Die kleine Prinzessin hatte eben durchaus ein Prinz sein sollen, und die wehmütige Enttäuschung der Mutter konnte das von ihr selbst als „spaßhaft" bezeichnete Mißverständnis nicht mildern, welches gerade den von ihr so hoch verehrten König in seinem Schreiben an den Erbprinzen zu einem Prinzen gratulieren ließ. Wir lassen den Brief Friedrichs II. hier folgen, in welchem er den Vater beglückwünscht zu der Geburt des vermeintlichen Prinzen, der allerdings nur eine Prinzessin war. Allein deren später bewährter unerschrockener Mut sollte sie der Hoffnungen würdig zeigen, die der Held des Siebenjährigen Krieges damals für die Zukunft des neugeborenen Kindes aussprach:

„Monsieur mon cousin. La part intéressante que je prendrai toujours à tout ce qui pourra contribuer à Votre satisfaction, m'a fait apprendre avec un plaisir infini par la lettre qu'il a plu à V. A. de me faire le 1. de ce mois de l'heureuse délivrance de la Princesse votre Epouse et surtout que votre famille vient d'être augmentée par-là préférablement d'un prince. Soyez persuadé que je partage sincèrement la joie que vous devez en ressentir et que je souhaite de bien bon coeur, que ce prince nouveau né puisse vivre à votre satisfaction et marchant sur les traces de son digne Père être un jour un sujet de consolation et de félicité pour Vous. Je suis avec l'estime et la considération la plus parfaite, Monsieur mon Cousin, Votre très affectionné Cousin Frédéric. Dresde, le 4ième février 1757"[1]).

Am 8. Februar fand in Berlin in der Wohnung der Fürstin unter allen vom Zeremoniell vorgeschriebenen Feierlichkeiten die Taufe der Prinzessin statt. Bezeichnend kommen die freundschaftlichen Gefühle der Erbprinzessin für das preußische Herrscherhaus in der Wahl der Paten zum Ausdruck. Waren doch die beiden Königinnen Preußens zu diesem Amte gebeten, außerdem die Prinzessinnen Heinrich und Ferdinand, die Prinzessin Amalie und eine andere Schwester des Königs, die Markgräfin von Schwedt; auch der zufällig anwesende Prinz von Preußen übernahm eine Gevatterstelle.

[1]) Abschriftlich im Weimarischen Archiv.

Wie mochte sich da der in seinem Herzen so antipreußische Großvater, der regierende Landgraf von Hessen, als Mitgevatter vorkommen, dem noch der Erbprinz von Hessen-Kassel als Vertreter der reichstreuen Dynastien zur Seite gestellt war. Die noch vorhandenen, zum Teil eigenhändigen Gevatterschreiben gewähren in ihrer überaus freundschaftlichen Fassung freilich keinen Einblick in die Stimmung der ihrer politischen Neigung nach nicht ganz harmonisch erscheinenden Taufgesellschaft. Die regierende Königin hielt das Kind, welches ihr die älteste Schwester Prinzeß Karoline überreichte, über die Taufe, und nach dem ihren wurde Elisabeth der erste Name der Kleinen, die des weiteren noch die Namen Sophie, Auguste, Louise erhielt; der letztere blieb der Rufname. Die Feierlichkeit verlief, wie die Prinzessin am anderen Tage ihrem Gemahl berichtet, befriedigend. Rühmend erwähnt die Mutter, wie gut die älteste, elfjährige Tochter sich der ihr obliegenden Pflichten entledigt habe, nur die kleine Louise hatte durch ihr Zetergeschrei, mit dem sie die Taufhandlung über sich ergehen ließ, die Mutter beunruhigt.

Im Herbst 1757 nahm der Erbprinz seine Entlassung aus preußischen Diensten, welche ihm der König in einem freundschaftlichen Handschreiben bewilligte. Schweren Herzens trennte sich seine Gemahlin von Berlin und Potsdam. In regem Briefwechsel mit der Prinzessin Amalie verfolgte sie mit nicht gemindert lebhafter Teilnahme die Ereignisse des Siebenjährigen Krieges. Hier allein konnte ihr Enthusiasmus für ihren Helden, Friedrich II. unverhüllt zum Ausdruck kommen, legte ihr doch anderweitig ihre Stellung in Darmstadt, dessen Fürst ebenso wie ihr Gemahl bald mit Österreich, bald mit Frankreich verhandelte, um sich eine möglichst vorteilhafte Position als Reichsfürst zu sichern, die äußerste Zurückhaltung auf.

Indes hatten sich durch die Rückkehr in ihr angestammtes Fürstentum die Schwierigkeiten in den Verhältnissen des erbprinzlichen Paares kaum gemindert. Der Prinz verbrachte nach wie vor seine Zeit in Pirmasens bei seinen Soldaten,

während die Fürstin erst in Buchsweiler, dann in Darmstadt lebte. Eine Ehe, die in diesem halbgetrennten Zustand, wenn sie auch der Sitte der Zeit und der Lage der Verhältnisse entsprach, doch eine allmähliche Entfremdung erfahren mußte. Der Landgraf selbst hat in seiner eigentümlichen Pedanterie später berechnet, daß er von den zweiunddreißig Jahren, zweiunddreißig Wochen und sechs Tagen, die er mit seiner Gemahlin vermählt gewesen war, nur vierzehn Jahre, dreizehn Wochen und zwei Tage mit ihr zusammen verlebt habe. Aus dieser wunderlichen Angabe läßt sich unschwer die Aufgabe erkennen, welche die Fürstin, so vollkommen auf sich selbst gestellt, und doch in jeder Einzelheit von ihrem Gemahl abhängig, bei der Erziehung ihrer Kinder wie bei der Regelung der ihr ausschließlich überlassenen Familienangelegenheiten zu bewältigen hatte. Bis zum Jahre 1765 verblieb die Erbprinzessin mit ihren Kindern in Buchsweiler; in jenen Jahren sollte auch der Wunsch der Landgräfin nach weiteren männlichen Nachkommen Erfüllung finden, indem sie noch zwei Söhnen, den Prinzen Friedrich und Christian, das Leben schenkte.

Werfen wir nun noch einen Blick auf das Stilleben der kleinen Hofhaltung, wie es sich für die Fürstin, umgeben von ihren heranwachsenden Kindern, in der nächsten Nähe ihrer geliebten Mutter, die in Bergzabern ihren Witwensitz hatte, in Stille und Zurückgezogenheit abspann. Buchsweiler selbst, der Sitz der gräflichen Regierung und Kammer, war damals, ehe es in der französischen Revolution verwüstet und fast vernichtet wurde, ein ganz ansehnlicher Ort mit einem alten Schloß und schönen Gartenanlagen im Stil von Versailles. Den Hauptreiz dieser Örtlichkeit bildete die liebliche Schönheit der sie umgebenden Landschaft, wie sie Goethe, den zehn Jahre später ein Ausflug von Straßburg dorthin geführt hatte, in Wahrheit und Dichtung so anschaulich schildert.

Hier in dieser idyllischen Natur empfing nun auch die kleine Prinzeß Louise ihre ersten Kindereindrücke. Das Leben unter den Augen der Mutter, das in der Abgeschlossenheit eines kleinen Kreises die Freuden und Leiden eines Landauf-

enthaltes bot, gestattete den jungen Fürstenkindern eine freiere, selbständigere Entwicklung, als sie sonst zu jener Zeit üblich war. Die Mutter, selbst eine Freundin weiter Spaziergänge, ausgedehnter Ritte und Jagden, legte Gewicht darauf, ihre Kinder schon von frühester Jugend an abzuhärten. Nicht äußere Erziehung zu engbegrenzten Formen, sondern innere Charakterbildung strebte die Fürstin bei der Ausbildung ihrer Kinder an. Wie hoch sie diese stellte und welchen Wert sie auf ein menschlich-natürliches Verhältnis der Kinder zu ihren Eltern legt, beweist einer ihrer späteren Briefe an ihre Schwägerin, die Markgräfin von Baden. „An Ihren Kindern," schreibt sie, „hat mir alles gefallen, namentlich aber der vertrauliche Ton, den sie im Umgang mit Vater und Mutter zu haben wagen, und der so ganz anders ist als bei der Mehrzahl von Hoheiten und Durchlauchten in Deutschland, die einzig ein zurückhaltendes und achtungsvolles Benehmen verlangen, ohne jemals auf die Charakterentwicklung ihrer Kinder zu achten."

Auch die Sorgfalt und Umsicht, mit welcher die Fürstin die geeigneten Persönlichkeiten zur weiteren Ausbildung und Erziehung auswählte, bezeugt, wie sehr das körperliche und geistige Wohl ihrer Kinder ihr am Herzen lag. Bei der Erziehung ihrer Töchter stand ihr in Fräulein von Ravannel eine geistig wie seelisch fein beanlagte Natur zur Seite, die sich während ihrer langjährigen Tätigkeit des vollsten Vertrauens ihrer Gebieterin erfreute. Auch nach dem Tode der Mutter blieb diese ihren Zöglingen, besonders der Prinzeß Louise, eine mütterlich fürsorgende Freundin.

Außer den öfteren Besuchen der fürstlichen Verwandten brachten häufige Fahrten nach Bergzabern und Pirmasens, auf welchen die Kinder ihre Mutter dann und wann begleiten durften, Abwechslung in die Einförmigkeit des täglichen Lebens. Noch im späten Alter tauchen in den Briefen der Herzogin Erinnerungen an diese Kindererlebnisse auf. „Das gute Bergzabern," schreibt sie an ihren jüngsten Bruder, als er nach mehr als fünzig Jahren einmal dorthin zurückkehrte,

„wenn ich dort wäre, würde ich alle die alten Stätten wieder aufsuchen, auch den Turm, wo der Eßsaal war, und wo sich nach dem Essen alle Fenster öffneten und ein Konzert von Wuh-Wuh sich hören ließ. Was für eine schöne und glückliche Zeit! Und ist das Schloß noch gut gehalten, und stehen noch immer die beiden Statuen am Eingang? Ich glaube gehört zu haben, daß die Kastanienalleen in der Nähe des Schlosses und das Boskett nicht mehr existierten. Was ist an ihre Stelle getreten? Felder? Muß man noch immer den Bach passieren, ehe man die Stadt erreicht? Mit einem wahren Wohlbehagen denke ich daran und an die Kaulbars und die Roussillon und die Wurmser, ohne der alten Fastlinger mit ihrem Kopfputz in Form einer Fledermaus zu vergessen. Jetzt wird wohl niemand mehr dort leben, der sich erinnert, daß wir oft dort waren. Wenn mich nicht die abgehende Post zur Eile zwänge," schließt die Herzogin, „könnte ich mich noch lange in diese mir so unendlich lieben Erinnerungen verlieren."

Wenn die Landgräfin von solchen Fahrten nach Pirmasens berichtet, ihr Gemahl, der Erbprinz, habe bei solchen Gelegenheiten viel Freude an seinen Kindern gezeigt, und sich mit ihnen, die ihm ob seiner besonderen Freundlichkeit zugetan waren, amüsiert, so treten in den Erinnerungen der Herzogin andere Erlebnisse in den Vordergrund. Sie erzählt von einem Hund des Mundschenken, der sie von dem Abendbrot im Boskett heimgeleitet habe, einen Stock in der Schnauze tragend, an dem zwei Laternen hingen. Ein anderes Mal ruft ihr ein Name ein Souper im Boskett von Pirmasens ins Gedächtnis zurück, wo eine kleine, bucklige Bittstellerin aus dem Gebüsch schlüpfte, um der Landgräfin ein Bittgesuch zu überreichen. Eine ihrer Hofdamen hielt sie, in dem Glauben es wäre die kleine Prinzeß, die sich einen Spaß machte, fest und rief ihr zu: „Prinzeß, ich kenne Sie!" Aber auch an Sorgen und Krankheiten fehlte es in dem großen Kinderkreise nicht. Besonders waren es die Blattern, von denen sämtliche Kinder, in besonders hohem Maße der älteste Sohn,

befallen wurden, die die fürstliche Mutter ängstigten; sie befürchtete, zurückbleibende Narben könnten das Aussehen der Kinder entstellen, und atmete erleichtert auf, als sie sie dann unversehrt daraus hervorgehen sah.

Allmählich machten es die Verhältnisse in Darmstadt wünschenswert, daß die fürstliche Familie dorthin übersiedelte. Der Erbprinz, nicht gesonnen, seine Sonderlingsexistenz in Pirmasens zum Opfer zu bringen, begleitete seine Familie nur auf einige Wochen dorthin. Da der regierende Landgraf zumeist das in der Nähe befindliche Schloß Kranichstein bewohnte, so bezog die Erbprinzessin, als sie zu dauerndem Aufenthalt nach Darmstadt gezogen war, das in der Stadt gelegene alte Schloß, das durch kleine Umänderungen einigermaßen wohnlich für sie und ihre Familie gemacht worden war. Dort lebte auch der jüngere Bruder des Erbprinzen, der Prinz Georg, mit seiner Familie. In diesem Kreise fühlte sich die Erbprinzessin, deren Zeit neben der Erziehung ihrer Kinder einem ausgedehnten Briefwechsel mit ihren Freunden und der Verschönerung eines ihr überlassenen Parkes gewidmet war, ganz heimisch, wenngleich der Aufenthalt in Darmstadt ihr sonst nur geringe Annehmlichkeiten und wenig geistige Anregung bot. Einen peinlichen Druck übten dabei die sehr zerrütteten, finanziellen Zustände aus, in denen sich Hof und Land befanden. Infolgedessen gestaltete sich der Lebenszuschnitt ihres Hofes, wenn auch dem Sinn des Fürstenpaares entsprechend, überaus einfach. Und auch bei der Erziehung ihrer Kinder bereitete dieser Umstand der Fürstin mancherlei Schwierigkeiten. Selbst später noch als regierende Landgräfin behinderten diese bedrängten finanziellen Verhältnisse vielfach ihre Wünsche und Neigungen, für das Beste ihres Landes Sorge zu tragen.

Im Herbst 1768 brachte die Vermählung der ältesten Tochter des erbprinzlichen Paares, Karoline, mit dem Landgrafen von Hessen-Homburg und die beinah gleichzeitig stattfindende der ältesten Tochter des Prinzen Georg mit dem Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz — eine Tochter aus

dieser Ehe war die spätere Königin Louise von Preußen — ein ungewöhnlich glänzendes und abwechslungsreiches Leben für den Darmstädter Hof. Kurz darauf starb Landgraf Ludwig VIII. ganz plötzlich an einem Schlagfluß.

Der Erbprinz trat nun als Landgraf Ludwig IX. die Regierung an, ohne jedoch seine bisherige Lebensweise zu verändern. Er leitete vielmehr von Pirmasens aus die Staatsgeschäfte, über welche ihm seine Minister von Moser und Hesse dort Vortrag halten mußten. Seine erste Bestimmung war die Auflösung der kostspieligen Hofhaltung seines Vaters und eine weitere Einschränkung der eigenen, um dadurch endlich eine Besserung der finanziellen Lage herbeizuführen. Der in Darmstadt lebenden Landgräfin blieb die äußere Repräsentation des Hofes überlassen, soweit dies der beschränkte Zuschnitt ihrer Existenz gestattete.

Der klare Blick der klugen Frau hatte längst erkannt, welche Schwierigkeiten bei der finanziellen Lage des Darmstädter Hauses und bei der reichlichen Anzahl von Prinzessinnen in den deutschen Fürstenhäusern eine angemessene Vermählung ihrer heranwachsenden Töchter bieten werde. Schon früher einmal schreibt sie bei Gelegenheit der Geburt einer Tochter im Hause ihres Schwagers in mütterlicher Verzweiflung: „Wo soll man Männer finden für die neun Prinzessinnen in Darmstadt?" Daß unter diesen Verhältnissen eine stille Angst ihr mütterliches Herz bewegte, wie sich das Schicksal ihrer heranwachsenden vier Töchter weiter gestalten solle, war umso erklärlicher, als ihr Gemahl nur geringe Teilnahme dafür zeigte, so daß die Sorge für passende Verbindungen der Töchter vollständig in ihre Hand gelegt war. Zwar hatte die Prinzessin Amalie von Preußen als Äbtissin des fürstlichen Fräuleinstiftes zu Quedlinburg die nach ihr benannte Prinzessin schon frühzeitig zur Stiftsdame desselben bestimmt und auf den Wunsch der Mutter wurde auch Prinzessin Louise als solche dort vorgemerkt, um im Fall der Vermählung der älteren Schwester an deren Stelle zu treten. Dies bot eine immerhin annehmbare Versorgung im Falle des Unvermählt-

bleibens. Aber es erschien doch der Fürstin als eine der Hauptaufgaben ihres Lebens, ihren Töchtern durch eine für diese selbst, wie für ihr Haus und Land vorteilhafte Heirat eine Stellung in der Welt zu sichern, und damit die ihrem Herkommen und ihrer Erziehung entsprechende Möglichkeit, durch ein ausgedehntes Wirken zum Besten anderer den höchsten Beruf einer Fürstin zu erfüllen.

Welche Freude mußte es daher der Landgräfin bereiten, als ihr durch die Prinzessin Amalie zuerst die vertrauliche Mitteilung wurde, der König wünsche eine Verbindung des preußischen Thronfolgers, der sich von seiner ersten Gemahlin hatte trennen müssen, mit der zweiten Tochter der Landgräfin, der Prinzessin Friederike. Friedrich II. selbst schreibt über diesen Entschluß an die Fürstin: „Ich gestehe Ihnen offen, der vortreffliche Eindruck, den mir die Mutter gemacht, hat einzig und allein veranlaßt, daß unsere Wahl auf die Prinzessin, Ihre Tochter, gefallen ist." Die Vermählung der Prinzessin mit dem Prinzen von Preußen, dem späteren Friedrich Wilhelm II., erfolgte durch Prokuration im Juli 1769 in Darmstadt. Die Mutter selbst geleitete dann ihre Tochter nach Berlin und fand sich in dem ihr nun verwandten Freundeskreise des Königshauses aufs wärmste aufgenommen. Erwiesen sich also hier wie bei den späteren Verbindungen ihrer anderen Töchter die großen Charaktereigenschaften der Mutter mehr ins Gewicht fallend wie der Besitz von Geld und Gut, so haben auch die Töchter ihrerseits sich dieser Herkunft würdig gezeigt, indem sie sich vielfach in schwierigen Lebenslagen als edle Fürstinnen und verständige Frauen bewährten.

Am 5. Dezember 1771 wurde die Prinzessin Louise in Darmstadt konfirmiert. Durch den Einfluß ihrer aufrichtig frommen Großmutter wie ihrer Mutter war das religiöse Leben ihrer jugendlichen Seele gewissenhaft gepflegt worden. Jede kleinlich enge Auffassung lag der Landgräfin fern. Als die Freundin Friedrichs II. und Grimms, durch die Aufklärungsperiode des achtzehnten Jahrhunderts beeinflußt, besaß sie als Gegengewicht zu ihrem scharfen Geist eine ebenso tiefe

wie gesunde Seele, und aus dieser heraus hatte sich ihr religiöses Bewußtsein entwickelt. Wie frei sie sich auch den Glaubenssätzen der verschiedenen Kirchen gegenüber stellte, daß sie die Grundsätze der christlichen Lehre ihrem vollen Gehalt nach erkannt und zur Richtschnur ihres Tuns erwählt hat, bezeugt ein Brief an eine katholische Jugendfreundin, die in einen geistlichen Orden eingetreten war: „Ist es Ihr Ernst, meine liebe Zuckmantel, daß Sie mich verdammen? Kann Ihnen Ihre Religion eine so barbarische Vorschrift machen? Die meine überzeugt mich im Gegenteil davon, daß man in allen Religionen selig werden kann. Gott die Ehre geben, die Anordnungen der Vorsehung verehren, Gutes wie Böses mit Resignation aufnehmen, und gegen seine Fügungen nicht murren, ja glauben, daß alles, was er tut, recht sei und ihn um seiner selbst willen lieben, abgesehen von der Hoffnung auf Belohnung oder der Furcht vor Strafe, seinen Nächsten, sei er Christ oder Heide lieben und ihm zu dienen suchen und so das Gute zu tun aus Liebe zum Guten, das ist mein Bekenntnis und die Überzeugung, in der ich leben und sterben will."

Über die Feier der Konfirmation berichtet die Landgräfin am 7. Dezember an ihren Gemahl: „Louise ist vorgestern examiniert und eingesegnet worden und hat dabei eine sehr gute Haltung gezeigt; morgen wird sie mit mir und ihren Schwestern zum ersten Male zum Abendmahl gehen, jetzt eben kommen wir von der Vorbereitung dazu her." — Das von der Prinzessin selbst ausgearbeitete Glaubensbekenntnis, ein zwölf Quartseiten umfassendes Heft[1]) mit der doppelten, französischen und deutschen, Eintragung ihres Namens und des Datums ist erhalten geblieben. Es entwickelt in ausgeführten Antworten auf fünfzig Fragen die Grundlagen des christlichen Glaubens. Aus diesen Abschnitten läßt sich erkennen, daß die vorgetragene Lehre von ihr nicht nur angehört, sondern mit eigenem Denken ergriffen worden war. Über die hergebrachte

[1]) Im Großherzogl. Hausarchiv.

Form des christlichen Bekenntnisses hinaus sucht sie aus moralischen Gesetzen die Notwendigkeit der Religion zur Erlösung für den unsterblichen, inneren Menschen nachzuweisen, um endlich mit dem Gelübde zu schließen: „Ich weiß nun durch Gottes Gnade, wie ich meine Seele erhalten und zeitlich und ewig ruhig und glücklich werden kann, und wehe mir, wenn ich wider diese Überzeugung handeln wollte. Ich trete also mit einem überzeugten und aufrichtigen Gemüte, mit Mund und Herzen der Lehre Jesu bei. Der Herr wird mir helfen, daß ich im Bekenntnis und Gehorsam dieser Wahrheit bis an mein seliges Ende feste stehe. Ich bitte ihn darum und übergebe meine Seele den Händen und der Fürsorge Jesu zu treuer Bewahrung. Ich schwöre und will es halten, daß ich die Rechte seiner Gerechtigkeit halten will."

Hatte mit diesem feierlichen Akt das unbewußt aufnehmende Leben der Kindheit seinen Abschluß gefunden, so sollte schon bald eine Gelegenheit eintreten, wo sie in selbständiger Entscheidung bezeugen konnte, daß ihre hier bekannten evangelischen Grundsätze eine Richtschnur ihres Handelns bildeten.

II

Das Leben in Darmstadt. Reise nach Petersburg. Tod der Landgräfin Karoline

Das Leben in Darmstadt hatte unter dem nach allen Seiten hin anregenden Einfluß der Landgräfin bald eine geistige Färbung erhalten. Mutet doch der Kreis feingebildeter Persönlichkeiten, der sich zu Beginn der Siebzigerjahre dort in der schwärmerischen Verehrung Klopstocks einte, wie eine erste Knospe jenes Geisteslebens an, das sich später am Hofe Karl Augusts und Louisens entfalten sollte. Die große Landgräfin selbst hatte durch die von ihr veranlaßte erste Sammlung und Herausgabe der Klopstockschen Oden ihren Anteil an der eben erwachenden deutschen Literatur bezeigt, und als „Mutter von Kön'gen einst und Königinnen" pries Herder damals

die Landgräfin prophetisch aus der Ferne. Und Wieland, der sie bei einem vorübergehenden Aufenthalt in Darmstadt kennen gelernt hatte, versichert, „sie müsse Königin von Europa werden".

Dieser Darmstädter Kreis bildet recht eigentlich die Welt, die uns die zweite Hälfte des Werther reflektiert, die Atmosphäre schöner, gefühlvoller Seelen, in Gefühlen und Empfindsamkeit schwelgend. Wie Wieland hatte auch Gleim als gefeierter Gast hier geweilt; vor allem aber waren es Herder und Goethe, die durch die Schwingungen ihres sich jugendlich entfaltenden Genies diese zartbesaiteten Seelen in Entzückung versetzten. Wir wissen aus Wahrheit und Dichtung, welchen Mittelpunkt das Merckʃche Haus für das neuerblühende Leben der deutschen Literatur bildete. Auf der Durchreise mit dem Eutiner Prinzen war Herder hier eingetroffen; bei Fräulein von Ravannel hatte er Karoline Flachsland, diese „leichte, vergnügte Unschuldsgöttin, diese Blume der Menschheit, deren er sich nicht wert fühlte", kennen und lieben gelernt. Die zwischen Herder und Karoline gewechselten Brautbriefe versetzen uns in ihrem überwallenden, etwas verschwommenen Austausch von Gefühlen treulich in diese von jeder Realität losgelöste Atmosphäre, führen uns aber auch in den darin erwähnten kleinen Klatschereien und Verstimmungen die einzelnen Gestalten des Kreises in ihren Beziehungen zueinander mehr oder weniger deutlich vor Augen. Merck war es, der den damals eben von Straßburg nach Frankfurt zurückgekehrten Goethe hier einführte, und auf gemeinsamen Waldpartien und Kahnfahrten kam es bald zu schwärmerisch-dichterischen Ergüssen. Freilich wollte Herder, auf Goethe gereizt herabblickend, von dessen Karoline Flachsland als Psyche feierndem Gedicht „Felsweihe an Psyche" nichts wissen. Auch die Bekanntschaft Fräulein von Zieglers und Fräulein von Roussillons, Hofdamen der Fürstin von Homburg und der alten Herzogin von Zweibrücken, hatte Goethe damals gemacht. Der Eindruck der Begegnung mit diesen empfindsamen Seelen, die nur von Gefühlen, dahingehauchten Küssen, Seufzern und Tränen zu leben

schienen, spiegelt sich wieder in seinen Lila und Urania gewidmeten Gesängen „Elysium" und „Pilgers Morgenlied". Aber auch nach der Wetzlarer Episode, schon am Werther dichtend, wanderte er „stiller und geläuterter" häufig zu Fuß von Frankfurt herüber nach Darmstadt, wo er damals gemeinschaftlich mit Merck das Zeichnen mit besonderem Eifer betrieb, bis er endlich im Frühjahr 1773, mit den Resten von Lottens Brautstrauß am Hut, dort ankam, um den Tod Uraniens und die Hochzeit Herders in diesem Kreise mitzuerleben.

Es entzieht sich der Beurteilung, ob solche Gefühlswogen der Darmstädter schönen Seelen bei dem menschlich-natürlichen Verkehr, der das enge und steife Hofzeremoniell überbrückte, bis in die Zimmer der jungen Prinzessinnen geschlagen waren. Doch ist wohl anzunehmen, daß, da Merck, der den Prinzessinnen englischen Unterricht erteilte, mit Fräulein von Ravannel bei ihrer Ausbildung und Erziehung tätig war und da Urania wie Lila dem engeren Hofzirkel angehörten, die Namen der jungen Stürmer Goethe und Herder neben denen von Klopstock und Wieland, verbrämt mit den verherrlichenden Attributen der überschwenglichen Ausdrucksweise der Zeit, damals der jungen Prinzeß Louise zuerst zu Ohren gekommen sein mögen. Konnte doch Herder sie zwanzig Jahre später daran erinnern, wie er sie in Jugend und Heiterkeit zum ersten Male in einem Konzert in Darmstadt erblickt habe.

Den einfachen Zuschnitt des äußeren Hoflebens beschreibt der nachmalige Staatskanzler Hardenberg[1], der damals auf einer ausgedehnteren Jugendreise Darmstadt berührte und sich bei Hofe präsentierte, in seinem Reisetagebuch. „Die Landgräfin," sagt er, „ist eine respektable Frau, die viel Verstand und Welt zu haben scheint, dabei ganz ungemein höflich. Die alte verwitwete Prinzessin Max von Kassel ist eine Bavarde, die viel spricht und von jedermann en ridicule traktieret wird, aber doch höflich; drei Prinzessinnen, Amélie, Wilhelmine, Louise, sind wie es scheint gute Kinder. Sie gehen in Zitz und man sollte sie nicht für Prinzessinnen ansehen. Man ißt

schlecht bei Hof und alles sieht sehr mustricht aus. Die Offiziere erscheinen sehr negligeant, in Stiefeln u. s. w. Hofkavaliere gibt es hier gar nicht, alles wird durch Offiziers versehen, die zum Teil aussehen wie alte Korporals. Oberhofmarschall von Ziegesar ist General. Oberjägermeister von Riedesel ist der Favorit des Landgrafen und der Landgräfin; er soll ein sehr ehrlicher Mann sein, hat aber gar nichts Äußerliches. Moser dirigiert alles." —

Für die jungen Prinzessinnen, die andere Höfe nicht kannten, war das Leben in Darmstadt, trotz dieses bescheidenen Anstrichs, den die Sparsamkeit und die Soldatenvorliebe des Landgrafen dem Hofe aufgedrückt hatten, reich an mannigfacher Unterhaltung. Es gab Theater, Bälle und Konzerte, die verwandten, jugendlichen Prinzen und Prinzessinnen von Baden und Zweibrücken kehrten hier öfters zu längeren oder kürzeren Besuchen ein. Dann wurden gemeinschaftliche Ausflüge, Fahrten, um bei den großen Jagden zuzusehen, unternommen, wie es die Fürstin in Briefen an die nach Preußen verheiratete Tochter schildert: „Meine Mutter, Deine drei Schwestern und ich haben heute wilde Schweine fangen sehen, was uns sehr amüsiert hat. Louis (der Erbprinz), Prinz Georg (Sohn des Bruders des Landgrafen), Riedesel und Courti folgten der Jagd zu Pferde; wir Damen saßen auf einem Zeugwagen, wenigstens meine Mutter und ich, die Prinzessinnen knieten auf Bärenfellen oder standen, denn es war unmöglich, Stühle für sie anzubringen. Wir kamen erst um zwei Uhr zurück." Und wie die Fürstin sich einstmals mit ihrer Kinderschar eigens nach Aschaffenburg begeben hatte, um dort einen Elefanten, Löwen und andere ausländische Tiere zu betrachten, welche der Statthalter der Niederlande dem Kaiser nach Wien schickte, so wurde später die fürstliche Jugend dann und wann zu Aufführungen von Opern und Balletten nach Mannheim gesandt. Im häuslichen Kreise wurde die Musik mit besonderer Liebe gepflegt. Die jungen Prinzessinnen veranstalteten gern Konzerte, bei welchen sich Prinz Louis als Kapellmeister zu beteiligen pflegte. „Die Prinzessinnen haben

gestern im Konzert ‚Den Huronen' (eine Oper von Grétry) von Anfang bis zu Ende gesungen," schreibt die Mutter einmal, „Amélie singt teilweise die Arie der Hortense und die der Mlle. de Kerkabon, Mimi die des Huronen und Marianne (eine junge Prinzessin von Zweibrücken, die während der häufigen Anwesenheit der gemeinschaftlichen Großmutter in Darmstadt mit den jungen Prinzessinnen erzogen wurde) übernimmt einige Arien der Hortense und des Gilotin. Der Saal ist an Konzerttagen immer sehr besetzt; vor acht Tagen wurde ‚Lucile' gesungen und jetzt übt man ‚Sylvain' (beide von Grétry). Dann gibt es auch wieder Tage, an denen die Prinzessinnen nur italienisch singen, je nachdem es der Kapellmeister, Dein Bruder Louis, für gut findet anzuordnen. Christian (der jüngste Prinz) hat vor acht Tagen eine Polonaise auf dem Klavier gespielt und zwar sehr gut." Das Vergnügen an diesen musikalischen Leistungen wurde dadurch nicht gemindert, daß die von den Prinzessinnen vorgetragenen Arien, nach dem Urteil der Mutter, dann und wann noch etwas „miaut" waren, wenn sie auch beifügt, sie hoffe, daß sie noch damit zu stande kommen würden. Die Fürstin, selbst eine lebensfrische Natur, liebte es, wenn die Jugend fröhlich und munter mit allerlei Scherzen ihr Wesen trieb. Aber auch der Ernst des Lebens verlangte bald sein Recht.

Wiederum war es Friedrich der Große, der die Möglichkeit einer überaus glänzenden und vorteilhaften Verbindung für eine ihrer Töchter ins Auge faßte. Die Kaiserin Katharina wünschte den noch sehr jugendlichen Thronfolger Paul mit einer deutschen Prinzessin zu vermählen. Der in dänischen Diensten stehende Geheimrat von Asseburg, ein vertrauter Freund des Erziehers des Thronfolgers, eines Grafen Panin, wurde von ihr mit dem Auftrage betraut, die protestantischen Höfe Deutschlands zu bereisen mit der geheimgehaltenen Aufgabe, diejenige Prinzessin auszusuchen, welche am geeignetsten erscheine zur Gemahlin des zukünftigen Zaren. Asseburg vollführte diesen ihm erteilten, verantwortungsvollen Auftrag mit dem Geschick des gewandten Diplomaten. Er besuchte die

deutschen Höfe, prüfte Anlagen, Erziehung und Erscheinung der jungen Prinzessinnen aufs gewissenhafteste, ebenso wie Charakter und Gesinnung der fürstlichen Eltern und sandte der Kaiserin Katharina eingehende Berichte, denen wohl auch die Porträts einzelner Prinzessinnen beigefügt wurden. Die Kaiserin begutachtete mit scharfem Auge und Verstande seine Angaben bis in die kleinsten Details. Selbst aus einem kleinen deutschen Fürstenhause stammend, sah sie weniger auf eine Verbindung mit politisch mächtigen Staaten, als auf die Charakteranlage der Auserwählten. Im ganzen verlangte man, wie Friedrich II. cynisch in einem Briefe an die Landgräfin bemerkt: „de la douceur, un maintien honnête et de la fécondité. Quant au dernier point, il faut s'en rapporter aux probabilités, les expériences ne seraient pas admissibles sur un sujet si délicat."

Friedrich ließ nun durch seinen Staatsminister von Finkenstein Asseburg seinen Wunsch mitteilen, die Wahl möchte auf eine der darmstädtischen Prinzessinnen fallen. Ein Vorschlag, bei welchem den König neben dem freundschaftlichen vor allem das politische Interesse leitete, da eine durch diese Verbindung erreichte Verwandtschaft der künftigen preußischen Königin mit der Gemahlin des Zaren die von ihm so lebhaft angestrebte Festigung des guten Verhältnisses zwischen Preußen und Rußland auch für die Zukunft gesichert erscheinen lassen mußte. Asseburg hatte bereits verschiedene Höfe, darunter auch Darmstadt, aufgesucht. Allein nach reiflicher Überlegung waren von der Kaiserin nur drei Prinzessinnen für wünschenswert befunden worden: eine Prinzessin von Gotha, von der man jedoch bald wieder absah, eine Prinzessin von Württemberg, welcher Katharina am meisten geneigt war und von der sie nur ungern abging, weil sie noch zu jung war, oder wie Friedrich II. schreibt „trop replette" sein solle — sie wurde indes nach dem Tode seiner ersten Gemahlin dennoch die Frau Pauls — und schließlich eine der Darmstädter Prinzessinnen, obwohl Asseburg für diese den von Rußland geforderten Religionswechsel als mögliches Hindernis bezeichnete.

Anfangs hatte man die Jüngste, Louise, als im Alter am besten passend ins Auge gefaßt, und es ist für den Charakter der noch so jugendlichen Prinzessin von hervorragender Wichtigkeit, wenn Asseburg über ihre Auffassung des Glaubenswechsels und der sich daran knüpfenden Verbindung berichtet[1]): Daß, nachdem die Mutter andeutungsweise mit ihren Töchtern über diese Möglichkeit gesprochen, Prinzeß Louise erklärt habe, sie fühle sich weder im Besitz der nötigen Sanftmut, noch der nötigen Klugheit, um eine Stellung zu erstreben, die solches von ihr verlange, sollte es sich daher um eine höhere Verbindung handeln, als sie beanspruchen zu können glaube, so würde sie froh sein, wenn man dabei von ihrer Person absähe. Asseburg gibt als den Ursprung einer so bestimmten Ablehnung an, die Herzogin von Zweibrücken, die Großmutter der Prinzessinnen, sei stets beeifert, ihre Fräulein Enkeltöchter in dem von ihnen bekannten Glauben zu befestigen. Aber Asseburg ist zu sehr Weltmann, um ein solches Glaubensmotiv ernst zu nehmen, und er fügt hinzu, daß dieser Glaubenseifer, so viel er bemerken könne, nicht den gleichen Eindruck auf die drei Prinzessinnen machen werde, so daß die Älteste, die er den Wünschen ihrer Großmutter besonders unterworfen geglaubt habe, die Ratschläge der Frau Herzogin vielleicht ebensowenig befolgen werde, wie ihre jüngere Schwester Wilhelmine, und wer weiß, meint er, ob nicht auch die Prinzessin Louise ihre Ansicht ändern würde, wenn erst die tatsächlich in der Nähe gesehenen Reize jener bevorzugten Stellung diese Ratschläge in ihrem Geiste bekämpfen würden?

Vertraut mit den Darmstädter Verhältnissen, wie mit dem selbstsüchtig-starren Charakter ihres Gemahls hielt es die Landgräfin für ihre Pflicht, die Aussicht auf eine so glänzende Verbindung für eine ihrer Töchter nicht abzuweisen, sondern die Leitung dieser Angelegenheiten selbst zu übernehmen, da sie gewiß war, daß das erreichte Ziel ihre Handlungsweise auch in den Augen des Landgrafen rechtfertigen werde. Aber sie

[1]) Assesburgs Denkwürdigkeiten, herausgegeben von Varnhagen.

machte es sich zur Gewissenssache, den Entschluß ihrer Töchter in keiner Weise zu beeinflussen. Wie sie hierüber denkt, zeigt eine Stelle ihres Schreibens an Asseburg[1]: „Gewiß, ich werde mutig genug sein, lieber mit meinen drei Töchtern aus Petersburg zurückzukehren, als eine oder die andere von ihnen unglücklich zu machen, war ich ihnen doch bisher keine barbarische Mutter und werde es auch niemals werden. Bei meiner Zärtlichkeit für sie hätte mich keinerlei Erwägung zu dem Schritte bewogen, den ich zu tun gedenke, — wenn man mich auch verkennen mag und glauben kann, daß ich nur meine persönliche Befriedigung dabei im Auge habe, als ob ich nicht wahrscheinlicherweise nur noch wenige Jahre zu leben hätte — aber Gott weiß, daß alles, was ich in dieser Sache tue, nur das Glück derjenigen meiner Töchter, welche man erwählen mag, wie die Wohlfahrt des russischen Reiches bezweckt." Da inzwischen die diplomatischen Verhandlungen so weit gediehen waren, daß die Kaiserin, wenn auch ohne ein bestimmtes Versprechen abzugeben, die Landgräfin auffordern ließ, mit ihren Töchtern nach Rußland zu kommen, so eröffnete diese nun, nachdem alle vorhergehenden Verhandlungen ohne das Vorwissen ihres Gemahls von ihr allein geführt worden waren, diesem die sich darbietenden Vermählungsaussichten, um seine Genehmigung zu dieser Reise zu erhalten. Nur mit Widerstreben willigte der Fürst ein. „Die Bildnisse (ein Porträt der Prinzeß Wilhelmine, welches Asseburg erhalten hatte) sind nun fast schon ein Jahr in Petersburg," schreibt er unwillig, auch hier militärisch gefaßt, „und nun verlangt man, daß Sie mit Armee und Bagage marschieren, d. h. mit unseren drei Töchtern. Meine Gedanken hierüber will ich nicht aussprechen, ich glaube aber, sie sind sehr richtig."

Indes kam es doch zu der Reise. Nach einem schmerzlichen Abschied von ihrer alternden Mutter, welche wiederzusehen sie kaum hoffen konnte, trat die Fürstin Anfang Mai 1773

[1]) Assеburgs Denkwürdigkeiten.

mit ihren drei Töchtern die weite und beschwerliche Fahrt an. In ihrem Gefolge befand sich als Rechnungsführer auch Merck. Damals hat auf der Zeil in Frankfurt der jugendliche Goethe Prinzeß Louise zum ersten Male erblickt. „Schlank und leicht," erzählt er in ihren letzten Lebenstagen dem Kanzler von Müller, „sah ich sie dort in den Wagen steigen, der sie nach Rußland brachte." Damals bereits muß ihre Erscheinung einen tieferen Eindruck auf Goethe gemacht haben, denn er fährt fort: „seit jener Zeit blieb ich ihr treu ergeben; nie hat der geringste Mißklang stattgefunden."

In Erfurt sollte eine andere, für die Zukunft bedeutungsvolle Begegnung vor sich gehen. Die Landgräfin berichtet ihrer Mutter: „In Erfurt fand ich die Herzogin von Weimar und ihre Söhne; sie erinnert sehr an die Prinzeß Amalie (von Preußen, ihre Tante); es war mir schmeichelhaft, sie dort zu finden. Die Söhne sind sehr wohl erzogen, der Herzog (Erbprinz) ist wie dazu geschaffen, höflich und rechtschaffen. Der Statthalter (Freiherr von Dalberg) hat seine Gäste aufs beste empfangen; er wohnt sehr angenehm. Das Diner war sehr gut. Die beiden Herzoginnen (von Gotha und Weimar) haben mich zwischen sich geführt und auch bei Tische so gesetzt. Die von Gotha ist immer unangenehm, die von Weimar hat mir gefallen."

Den ersten, längeren Aufenthalt machte die Landgräfin bei ihrer Tochter in Potsdam. Der König, die Prinzeß von Preußen und ihr Gemahl wie die anderen Mitglieder des Königshauses ließen es nicht an Aufmerksamkeiten für sie fehlen. Der König sah sie des öfteren in Sanssouci, auch die jungen Prinzessinnen erfreuten sich seines Wohlwollens. Er betrachtete sie aufs aufmerksamste, um sich, wie er sagte, ihre Physiognomien einzuprägen, da doch eine von ihnen in Rußland zurückbleiben werde. Die Jüngste, Prinzeß Louise, meinte er zuerst, passe am besten im Alter; nach dem Diner aber entschied er, daß es wohl die zweite sein werde, deren Stirn dazu bestimmt erscheine, eine Krone zu tragen. Auch einer der großen Paraden wohnten die Reisenden bei. Erfreut be-

richtet die Fürstin ihrer Mutter, daß man bei Hofe ebenso befriedigt von ihren Töchtern zu sein scheine, wie sie es sei. Am 8. Juni schiffte sich die Fürstin mit ihren Töchtern und einem Teile ihres Gefolges in Travemünde auf der prachtvoll ausgestatteten Fregatte ein, die ihr die Kaiserin entgegengesandt hatte; die Seereise selbst wurde durch eingetretene Windstille auf zehn Tage ausgedehnt. In Reval wurden die Reisenden von den esthländischen Ständen aufs glänzendste empfangen, von dort begab man sich mit kaiserlicher Extrapost direkt nach Petersburg.

In Gatschina, einem Lustschloß des Grafen Orlow, wo die Landgräfin, seiner Einladung folgend, das Diner einnehmen sollte, erwartete sie zu ihrer Überraschung die Kaiserin selbst, welche ihr hierher entgegengekommen war, um die Verlegenheit des ersten Zusammentreffens zu mildern. Von einem Fenster aus die Prinzessinnen in dem Moment beobachtend, als sie aus dem Reisewagen stiegen, sagte die Kaiserin von der ersten, die herauskam, der nachherigen Markgräfin von Baden, „c'est un mouton“, von der zweiten, der Prinzeß Louise, „c'est une tête“, von der dritten, der nachmaligen Großfürstin, „c'est ce qu'il nous faut“.

Den Moment selbst beschreibt der die Fürstin begleitende Kammerherr von Schrautenbach: „Die Kaiserin empfing uns mit der großen Güte, welche ihr alle Herzen gewinnt. Die Frau Landgräfin selbst bestand diese erste Begegnung sehr gut, aber die Prinzessinnen, ermüdet und abgespannt durch die große Hitze, gerieten in ungeheure Verlegenheit, so daß sie sich kaum aufrecht zu halten vermochten. Indes bemerkte man doch leicht, daß Ihre Majestät zufrieden war, und daß sie die Prinzessinnen schöner fand, als sie geglaubt, und besonders die Prinzeß Wilhelmine hübscher, als es ihr Bildnis annehmen ließ, und man erkannte leicht, daß diese ihr am besten gefiel.“

Auf dem Wege nach Zarskoje-Selo, den man gemeinschaftlich in einer sechsspännigen Berline fortsetzte, hatte sie der Großfürst-Thronfolger, von seinem Hofstaat begleitet, ein-

geholt. „Und nun war ich in der Tat verlegener als meine Töchter," erzählt die Fürstin, „man stieg aus und nahm in einem Phaëton zu achten Platz. Der Großfürst mit dem Grafen Panin und die Kaiserin saßen mit uns zusammen. Der Fürst ist sehr liebenswürdig, höflich und gesprächig und scheint heiteren Temperamentes zu sein. Er ist nicht groß, sieht aber nicht zart aus. Um sieben Uhr kam man hier an, ich beinahe tot und meine Töchter dunkelrot von der Hitze."

Eine Natur wie die der Landgräfin, die sich mit innerer Freiheit in allen Verhältnissen unbefangen zu geben wußte, mußte dem lebhaften und klaren Geist Katharinens zusagen, wie sie selbst bald eine warme Verehrung für die Kaiserin äußerte, deren Natürlichkeit ihr neben anderen Vorzügen besonders ansprechend war. Auch die Besorgnis der Fürstin wegen einer endgültigen Entscheidung sollte schon nach wenigen Tagen eine glückliche Lösung finden. Es scheint, daß wie die Kaiserin vom ersten Augenblick an die Prinzessin Wilhelmine auserlesen hatte, so auch der Großfürst sich zu dieser besonders hingezogen fühlte. Am 29. Juni forderte die Kaiserin für den Großfürsten ihre Hand. Die Landgräfin teilt ihrer Mutter hocherfreut dies Ereignis mit, und schließt mit den Worten: „Gott gebe dazu seinen Segen; möge es sein Wille sein, daß das Bündnis zu seiner Ehre, zum Glück von dreiundzwanzig Millionen Menschen, des Prinzen, der Kaiserin und meiner Tochter sich vollziehe. Ihre Schwestern beneiden sie nicht um ihr Geschick ... Mehrere Herren haben zu Riedesel geäußert, es tue ihnen leid, daß es nicht drei Großfürsten gäbe, um alle meine Töchter hier behalten zu können."

Noch konnte bis zur eingetroffenen Einwilligung des Landgrafen die Verlobung nicht öffentlich begangen werden. Unterdes entspann sich auf den Lustschlössern von Zarskoje-Selo und Peterhof, wo die Kaiserin ohne den ganzen Zwang der Etikette ein freieres Landleben führte, ein ebenso heiteres wie glänzendes Treiben. Die Kaiserin erwies sich den jungen Prinzessinnen, die sie selbst mit dem Katharinenorden schmückte, sehr gnädig. Bälle und Empfänge wechselten mit Garten-

festen mit Illumination und anderen Lustbarkeiten. Nur das Klima machte sich mitunter nachteilig für Mutter und Töchter geltend.

Aus diesen Tagen ist ein Brief der Prinzessin Louise an die Herzogin von Zweibrücken erhalten, in welchem sie der Großmutter einen Besuch in dem von der Kaiserin begründeten Fräuleinstift in Petersburg beschreibt, und der erkennen läßt, wie sie mit offenem Geist und Auge das Leben um sich her beobachtete.

„Peterhof, ce 16 Juillet 1773.

Ma très-chère grand-mère! La lettre, que vous m'avez faite l'honneur de m'écrire et l'assurance que vous m'y donnez de la continuation de vos bontés m'a comblée de joie et de satisfaction. Je ferai certainement toujours mon possible pour les mériter pendant toute ma vie. Le pays où nous sommes me plait infiniment, mais pourtant je suis bien aise de n'être pas obligée d'y passer ma vie; on nous marque beaucoup de bonté et amitié. Nous allâmes hier matin avec l'Impératrice et le Grand-duc en ville; nous dinâmes au Palais d'hiver, de là à l'Heremitage, après au couvent des Demoiselles qui fait un bien bel établissement; elles y apprennent tout, même il y a une entre elles qui excelle en toute chose et surtout dans la sculpture. Elle a fait le portrait de l'Impératrice en marbre, qui est fort ressemblant. Il y a quatre classes dans ce couvent, la première ce sont les toutes petites, qui sont habillées en brun; la seconde en bleu, la troisième en gris et la quatrième ou toutes les plus grandes en blanc. Après avoir vu le couvent on soupa au Palais d'Eté et on revint ici. La ville est fort belle ici, mais je vous assure, ma chère grand-mère, qu'on m'avait tant dit de sa beauté, que je l'ai trouvée beaucoup moindre que je ne me l'étais figurée et il y a de fort belles maisons et encore beaucoup qu'on bâtit. J'étais très-aise qu'on est retourné à la Campagne qui est fort belle, mais qui pourtant ne me plait pas autant que Zarskoje-selo, c'est un endroit charmant et on y est beaucoup mieux qu'ici à Peterhof. L'Impératrice y vit comme un Particulier. On se promène beaucoup quand le temps le permet, ce qu'on fait aussi ici; mais depuis que nous sommes dans cette campagne il est extraordinairement mauvais. Je crois que la situation y fait aussi beaucoup, c'est au bord de la mer, ainsi il y fait toujours froid. Je vous rends mille grâces très humbles, ma chère grand-mère, pour la

bonté, que vous avez eue de me demander des nouvelles de ma santé; elle est Dieu merci assez bonne, je souffre quelques fois des maux de tête; mais pourtant depuis quelques jours ça va mieux. La poitrine ne me fait point mal, mais pour le reste il me paraît bien encore; il y a un médecin de l'Impératrice qui me donne les mêmes remèdes que Mr. Leuchsenring, ce qui me fait beaucoup de plaisir; il ne me donne point de médecine mais des bains de pieds, et m'ordonne aussi de monter à cheval. Ma mère y a consenti et je compte commencer en quelques jours. Oserai-je vous prier, ma chère grand-mère, de vouloir bien faire mille compliments de ma part à ma cousine et mes frères. Mes soeurs vous baisent les mains. Les dames et messieurs sont à vos pieds, bien des compliments, si j'ose aussi vous prier à vos dames et messieurs. J'ai l'honneur d'être, ma très-chère grand-maman, avec des sentiments d'attachement et de respect inviolable et vous supplie de vouloir bien m'accorder la continuation de vos bontés et de me croire pour la vie

Votre très-humble et très-soumise petite-fille et servante Louise de Hessen.

Je vous demande mille pardons, chère grand-mère, de cet affreux griffonage, mais je me suis fort dépêchée pour aller à l'assemblée"[1]).

Die vom Arzte gegebene Verordnung des Reitens bewährte sich für die Prinzessinnen als ein neues anziehendes Vergnügen. Die Mutter erzählt gelegentlich, daß Amalie und Louise ihre erste Reitstunde in der Manege gehabt hätten, und daß sich Prinzessin Louise benähme, als habe sie Zeit ihres Lebens auf dem Pferde gesessen; sie halte sich gerade und fest auf ihrem Pferde und sehe aus wie ein junger Knabe. Auf ihrem ersten Spazierritt erregte ihre Reitkunst das Staunen der Sachverständigen. Kleine Züge in den mütterlichen Briefen lassen das Wohlwollen erkennen, das die Kaiserin besonders der Prinzeß Louise wiederholt bezeigte.

Endlich traf die Einwilligung des Landgrafen zu der zu schließenden Ehe ein, allerdings an höchst eigentümliche Wünsche und Bedingungen seinerseits geknüpft. Eine schwere Sorge

[1]) Abschriftlich im Weimarischen Hausarchiv befindlich.

bildete für die Landgräfin der von der Kaiserin geforderte Übertritt ihrer Tochter zur griechischen Kirche; sie sah voraus, wie dieser Schritt den Landgrafen erzürnen und ihre bekenntnistreue Mutter tief betrüben mußte, wenn ihr auch die Kaiserin und die junge Prinzeß selbst, welche man bereits in dem neuen Glauben zu unterrichten begonnen hatte, versicherten, daß der Hauptunterschied lediglich in dem äußeren Formenwesen bestehe. Noch ehe die endgültige Einwilligung des Landgrafen eingetroffen, war Prinzeß Wilhelmine zur griechischen Kirche übergetreten und hatte bei dieser Gelegenheit auf den Wunsch der Kaiserin den Namen Natalie erhalten. Nun wurde am 29. August unter großen Feierlichkeiten die öffentliche Verlobung vollzogen.

Ein wenig satirisch bemerkt die Landgräfin in Bezug auf die Anschaffung des Trousseau, daß sie sich nicht darein mische, denn um ihn zu bezahlen, müsse sie sich am Ende selbst verpfänden, und da bleibe es immer noch fraglich, ob sie der Landgraf auslösen würde. Die Kaiserin hatte die Verlobte ihres Sohnes, die sich ihres vollen Beifalls erfreute, schnell liebgewonnen und erwies sich überaus gütig gegen sie. Auch die Landgräfin und die Prinzessinnen erhielten reiche Geschenke an Diamanten und kostbaren Gewändern. Außerdem wurden für die Landgräfin 100000, für jede der Prinzessinnen 50000 und für die Reiseausgaben 20000 Rubel aus der kaiserlichen Schatulle angewiesen.

Die Hochzeit des jungen Paares wurde mit großem Gepränge am 10. Oktober gefeiert, auch der Erbprinz Louis war dazu nach Petersburg gekommen. So sah die Landgräfin ihre blühenden Kinder in aller Pracht weltlichen Glanzes um sich versammelt, und ihr mütterliches Herz fand seine Befriedigung in dem Glück der Tochter, die sie, die kurz bemessene Dauer desselben nicht ahnend, von ihrem Gemahl zärtlich geliebt, von der Kaiserin verwöhnt und vorgezogen sah. Das Geschick ihrer dritten Tochter, der Prinzessin Amalie, wußte sie ebenfalls gesichert: hatte doch für diese ihr Vetter, der Erbprinz Karl Ludwig von Baden, eine innige Neigung

gefaßt, er hatte freilich vor den glänzenden russischen Aussichten zurücktreten müssen. Nun aber, da die Entscheidung gefallen war, über welche, wie die Landgräfin an seine Mutter schreibt, ein gewisser Jemand in Karlsruhe gewiß nicht unzufrieden sein werde, schien dieser Verbindung nichts im Wege zu stehen.

Feste reihten sich an Feste zu Ehren der Neuvermählten. Von einem derselben erzählt die Landgräfin ein so schalkhaftes Abenteuer, daß es zur Charakteristik ihres eigenen Humors wie des gehaltenen Wesens ihrer jüngsten Tochter hier nicht fehlen darf: „Vorgestern war ein Maskenball von 3200 Personen; 21 Säle und Gemächer waren geöffnet und von Menschen gefüllt. Gegen Mitternacht verkleidete ich mich und machte mir das Vergnügen, Louise zu necken, indem ich ein Menuett mit ihr tanzte. Sie hielt mich für den Baron Tzerkassow, fand ihn sehr impertinent, und als der Tanz begann, sagte sie: ‚Was für ein linkisches Benehmen!' Mitunter vermutete sie, daß ich es wäre; aber als ich ihr meinen Arm bot, hatte sie nicht den Mut, die Gräfin Bruce zu verlassen, um mir zu folgen. Diese hatte mich jedoch nach kurzer Zeit erkannt, da sie überzeugt war, daß sich sonst niemand in Petersburg solche Vertraulichkeit mit einer meiner Töchter herausnehmen werde."

Ein Nachklang dieser Petersburger Tage findet sich in einem Brief Louisens, den sie nach ihrer Rückkehr nach Darmstadt an den Großfürsten Paul richtet:

„. . . L'espérance, que vous me donnez dans votre lettre, Monseigneur, et dans celle que vous avez écrite à ma mère de la continuation de votre amitié pour moi me comble de joie et de reconnaissance. Vous voulez bien encore vous resouvenir des moments, que nous avons passés ensemble; ces moments ne m'étaient jamais aussi chers que vers la fin de notre séjour à Pétersbourg. C'est alors seulement, que nous commençâmes à nous bien connaître, et Votre Altesse Impériale avait la bonté de me dire mes vérités et Elle permettait aussi que je lui disse les siennes. Vous avez aussi la bonté de me dire, Monseigneur, que vous vous répentez des

véracités, que vous avez eues quelques fois envers moi. Ce serait bien à moi d'en faire mille excuses; peut-être que très-souvent j'y donnais le plus de sujet; je m'en répentirais sans cesse et me le reprocherais toujours.

Vous me faites l'honneur de me parler rondement dans votre lettre et cela parceque je l'aime; vous avez bien raison, Monseigneur; je pense que votre intention était de flatter mon amour propre en me disant, qu'en me faisant connaître je me faisais estimer; vous y avez réussi tout à fait.

Une satisfaction bien grande et douce pour moi serait celle d'avoir un jour le bonheur de faire ma cour à Votre Altesse, j'ignore si vous n'en seriez pas fâché, Monseigneur. En attendant ce moment heureux qui n'arrivera peut-être jamais, j'ai l'honneur de me dire avec toute la considération possible et l'amitié la plus tendre

Votre très-humble servante et belle-soeur Louise Pr.cesse de Hesse.

Si vous en trouvez l'occasion, Monseigneur, oserai-je vous supplier de vouloir me mettre aux pieds de Sa Majesté? Et j'ose vous prier en même temps d'assurer ma soeur de toute ma tendre amitié pour elle; je voudrais savoir, si elle trouve cette lettre aussi touchante que celle que Votre Altesse Impériale m'a fait l'honneur de m'écrire"[1]).

Der Brief des Großfürſten läßt erkennen, wie der auf Wahrheitsliebe gegründete Charakter Louiſens, mochte ſie auch durch ihre Neigung, Aufrichtigkeiten zu ſagen, mitunter verletzen, ſich die Achtung des Großfürſten und der Kaiſerin erworben hatte. Schreibt er ihr doch: „En vous faisant connaître vous vous faites estimer, je vous parle rondement, parceque je sens ce que je dis et vous aimez qu'on vous parle de cette manière. Moi aussi je me reproche jusqu'à présent et je le ferai toujours les véracités, qui me sont échappées vis à vis de vous." Dieſe nachträglichen Eingeſtändniſſe der im perſönlichen Umgang ausgetauſchten Aufrichtigkeiten beleuchten den unbefangenen Verkehrston der jungen Prinzeß mit dem Sohn Katharinens, und ſind ebenſo wie ihre wenigen, ſpäteren Schreiben an den Großfürſten

[1]) Abſchriftlich aus dem Kaiſerlichen Archiv in Petersburg.

Paul als ein Spiegelbild der momentanen, herzlichen Beziehungen von um so größerem Wert, als keine Äußerung der Fürstin aus späterer Zeit irgendwelchen Aufschluß gewährt über ihr persönliches Verhältnis zu den kaiserlichen Hauptpersonen des Petersburger Hofes.

Das gänzliche Verstummen der Fürstin in ihrer späteren Lebenszeit über diesen Petersburger Aufenthalt, so daß sie sogar den Enkeln gegenüber diese Tatsache nie erwähnte, wiewohl die Verbindung ihres Sohnes mit einer Tochter Pauls die Gelegenheit nahe legte, auf ihre eigenen damaligen Petersburger Erlebnisse zurückzukommen, könnte als ein stiller Protest gegen die Reise und das von ihrer Mutter bewiesene Entgegenkommen gedeutet werden. Allein als Jahre später bei der Wahl einer Gemahlin für Alexander I. eine ähnliche Aufforderung an ihre Schwester, die Erbprinzessin von Baden, erging, rechtfertigt ihre Äußerung: „Es fällt meiner Schwester schwer, sich von ihren Kindern zu trennen, aber die Versorgung ist schön und nicht auszuschlagen, besonders wenn man sechs Töchter hat," noch nachträglich das Tun ihrer Mutter.

Mit unwiderstehlicher Gewalt hatte es die Landgräfin aus dem Festtrubel der nordischen Hauptstadt zurückgetrieben nach der deutschen Heimat. Das Heimweh, die Sehnsucht nach der Mutter, vielleicht auch eine stille Ahnung von dem ihr drohenden Verlust dieser, ließ sie trotz aller Aufforderungen der Kaiserin zu längerem Bleiben schon vierzehn Tage nach der Hochzeit, am 26. Oktober, die Rückreise antreten, und zwar diesmal auf dem Landweg, der durch die schlechte Jahreszeit auf den kaum fahrbaren Straßen noch beschwerlicher ward. Schwer leidend kehrte die Fürstin am 24. Dezember nach Darmstadt zurück. Hier wurde am 22. Januar die Verlobung der Prinzeß Amalie mit dem Erbprinzen von Baden vollzogen.

Zu ihrer unaussprechlichen Freude hatte die Landgräfin ihre Mutter in Darmstadt wiederfinden dürfen. Aber ihre eigenen Tage fühlte sie gezählt, mit gefaßter Seele sah sie

ihre Lebensaufgabe sich Schritt für Schritt abwickeln. Sie hatte mit Hingabe ihrer eigenen Lebenskraft das Glück der Ihren, soviel in menschlichen Kräften steht, zu begründen gesucht. Jetzt sah sie unter schweren Leiden ihren Tod herannahen, die Wassersucht hatte sich während ihrer Reise sehr schnell entwickelt. Wie wenig sie ihr Gemahl, in der Enge seiner eigenen Natur erstarrt, vermissen werde, wußte sie. Ihre Kinder, ihre Mutter, ihre Freunde beklagte sie in ihrem Testament, in deren Andenken wünschte sie fortzuleben. Zwar ihrer Mutter sollte dieser Schmerz erspart bleiben; am 25. März starb die Herzogin von Zweibrücken bei ihrer Tochter in Darmstadt und am 30. März rief der von ihr mit so heldenhafter Fassung erwartete Tod die Fürstin selbst aus dieser Welt ab. Wenige Stunden vorher hatte sie von dem Landgrafen Abschied genommen:

„Teuerster und liebster Gemahl! Die entscheidende Stunde meines Todes naht, und ich danke Gott, daß er mich nach so vielem Glück in der Welt noch des Glückes würdigt, sie mir so laut anzukünden; auf Erden setzt mich nichts mehr in große Unruhe. Meine Seele genießt schon den Vorgeschmack der Freuden jener Welt. Meine Schatulle wird Ihnen Baron Riedesel einhändigen. Ich weiß, daß sie in Hände kommt, welche sich ebenso gern wie die meinigen den Dürftigen öffnen. Aber noch einen Wunsch habe ich, und dies ist der letzte, den ich in die Welt schicke. Lassen Sie mich in dem großen Boskett im englischen Garten begraben. Man wird daselbst eine Grotte finden, die außer mir niemandem als ihrem Werkmeister bekannt war. Darin ist mein Grab mit einigen Steinen bezeichnet, und ich habe den größten Teil mit meinen Händen vollendet. Hier an dem Ort, wo ich so oft, fern von dem Geräusch des Hofes, meine Seele mit Gott unterhalten habe, dem ich bald für ein Leben Rechenschaft geben werde, welches ich mit Ihnen geteilt habe, hier an der Stelle, wo ich oft Sie und meine Kinder dem Herrn empfohlen habe, hier, wo Gott alle meine Wünsche gnädigst erhört hat, hier will ich auch ruhen. Sie, meinen teuersten Gemahl und Herrn, erwartet jenseits des Grabes in einer besseren Welt Ihre treue Gemahlin, die noch den letzten Laut mit Ihnen teilt."

Über das Ende der Fürstin erzählt Moser: „Eine Viertelstunde vor ihrem Ende zeigte und erklärte sie mir ein von

der russischen Kaiserin zum Geschenk erhaltenes Kabinett von russischen Marmorarten; wir Anwesenden bemerkten in ihrem von innerer Hitze glühenden Gesicht und Blick bedenkliche Züge; sie nötigte uns gleichwohl an Tafel zu gehen. Kaum saßen wir, so werde ich heimlich abberufen; ich eile, die fürstliche Familie folgt mir — allein sie war nicht mehr — und stummer, tiefgefühlter Schmerz machte jede Träne unmöglich; wir waren wie versteinert“ [1]). Was sie für den Fall ihres Todes bestimmt hatte, kam zur Ausführung. Ihre stille Beisetzung erfolgte am 3. April Abends 10 Uhr.

Louise hatte ihrer Sorge um die Gesundheit von Mutter und Großmutter wohl schon früher in einem Brief an die in Rußland zurückgebliebene Schwester Ausdruck gegeben. Der Großfürst und seine Gemahlin antworten ihr auf demselben Briefbogen. „On ne peut lire vos lettres, chère belle-soeur,“ schreibt Paul, „sans être attendri et sans la plus grande sensibilité tant à cause du sujet de vos lettres que de vos sentiments et de votre attachement pour votre mère, dont elles sont toutes remplies. On y voit la bonté de votre coeur partout.“ Die Großfürstin fährt fort: „Que vos lettres me sont chères et les assurances de votre amitié pour moi; au nom de Dieu, chère soeur, écrivez moi toujours la vérité au sujet de la santé de ma mère, je n'aurai sans cela point de répos.“

Was Louise unter dem Eindruck dieses beinahe gleichzeitigen Verlustes der verehrten Großmutter, der geliebten Mutter empfunden, übermittelt uns als einzig erhalten gebliebene Äußerung ihres aufrichtigen Schmerzes und ihrer tiefen Trauer der Brief, in dem sie dem Großfürsten für seine Teilname unter dem Datum: Darmstadt, den 9. Mai 1774, dankt: „Par la lettre, que vous m'avez fait l'honneur de m'écrire, Monseigneur, vous prouvez bien votre attachement pour feue ma Mère et Grand' Mère; vous n'ignorez plus la

[1]) Dies wie der vorhergehende Brief der biographischen Skizze von Dr. F. A. Walther entnommen.

mort de ces deux incomparables femmes, qui auraient méritées de vivre éternellement. Les derniers temps de la maladie de ma Mère je reprenais espérance et me flattai de pouvoir bientôt annoncer à Votre Altesse Impériale son parfait rétablissement, mais que cela changea vite! Ce coup était cruel, et jamais il n'y eut de pareil . . ."

In der Tat grausam mußte dieser Schlag die jüngste unter ihren Töchtern treffen, die nicht wie ihre Schwestern durch Heirat oder Verlobung eine neue Heimat gefunden hatte. Sie, der der nur selten erblickte Vater immer ein Fremder gewesen war und den Verhältnissen nach auch bleiben mußte, fand sich der natürlichen Stützen ihres jungen Lebens beraubt, mit einem Male in einer ungeheuren Vereinsamung und für ihr weiteres Leben auf sich allein gestellt.

Der Großfürst und ihre Schwester bezeugten warmen, geschwisterlichen Anteil an ihrer traurigen Lage: „Je déplore la cruelle situation où vous devez vous trouver dans ce moment et je sens vivement tout ce qu'il y a d'affreux; je voudrais pouvoir vous être utile et vous servir en quoi que ce soit et je regarde cela comme mon premier devoir vis à vis de vous et vis à vis de celle, dont la mémoire me sera toujours chère et que je ne cesserai d'adorer." Den Worten des Gemahls fügt die Großfürstin zu: „Ce pauvre Darmstadt doit être affreux, quittez-le, mes chères soeurs, allez avec mes frères à Homburg et quand Amélie sera mariée, allez chez elle et chez ma soeur de Homburg."

Die Periode heiteren Lebensgenusses, wie er der Jugend so wohl ansteht und wie ihn die letztverflossenen Monate ihrer Reise an den Petersburger Kaiserhof in reichstem Maße geboten hatten, lag hinter ihr. Für das Jugendleben der Prinzessin war diese Reise ein wichtiges Ereignis von nachhaltiger Einwirkung auf ihre Charakterentwicklung gewesen. Sie hatte an der Seite ihrer Mutter das Leben und Treiben der großen Welt, die Pracht der Höfe von Berlin und Petersburg kennen gelernt. Allein äußerer Glanz vermochte nicht, ihre gehaltene, mehr dem Ernste zuneigende Natur zu blenden.

„Louise ist nicht einfältig, aber noch unfertig und besitzt wenig Biegsamkeit des Charakters," so hatte die Mutter, das Wesen ihrer Tochter individualisierend, von Petersburg aus der Großmutter geschrieben. Nun hatte jener große Schleifstein, der Schmerz, der bestimmt ist, indem er das edelste Material am härtesten trifft, aus dem rohen Stoff Klarheit und inneren Glanz herauszuarbeiten, auch das Herz Louisens berührt. In der Unbiegsamkeit ihres Charakters lag es begründet, daß sie nicht wieder aufnehmen konnte, was in ihrer frühesten Jugend — sie war eben siebzehn Jahre beim Tode der Mutter — durch solch schmerzliche Erfahrungen gebrochen worden war, den hoffenden, leicht bewegten Sinn einer sorglosen Jugend.

III

Weimar. Anna Amalie und der heranwachsende Karl August. Aufenthalt der Prinzeß Louise in Karlsruhe. Klopstock und Lavater

Welch reiche Fülle aufkeimenden, geistigen Lebens offenbart diese zweite Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts! Von der Vielgestaltigkeit des deutschen Staatslebens begünstigt, drängt es bald hier, bald da seine Triebe empor, bildet größere und kleinere Kreise, die der Enge und Beschränkung ihres äußeren Lebens durch geistige Vertiefung und literarische Interessen einen höheren Wert zu geben suchen, und die ihren naturgemäßen Mittelpunkt an fürstlichen Persönlichkeiten finden mußten, die bedeutend genug waren, den Wert solcher Bestrebungen zu erkennen und sie gleichsam um sich zu kristallisieren. Dieselben Lebensbedingungen, die in Darmstadt unter dem persönlichen Anteil der großen Landgräfin eine, freilich nach ihrem Tod schnell welkende Knospe frischen, geistigen Lebens sich erschließen ließen, führten ungefähr gleichzeitig in einem anderen deutschen Gebiet eine Anzahl hervorragender Persönlichkeiten um eine gleichfalls hervorragende Fürstin zusammen. Was, ganz abgesehen von der Kürze ihres fürstlichen Wirkens, die Landgräfin ihrem ganzen Charakter nach nicht zu erringen vermochte, weil ihrer vorwiegenden Ver-

standesrichtung das warmblütige Empfinden fehlte, das in lebendiger Mitteilung zu künstlerischem Schaffen anregt, das sollte in Weimar Anna Amalie in reichstem Maße zu teil werden: sich durch die Beziehungen ihrer geistig lebendigen Persönlichkeit zu den hervorragendsten Geistern eine bleibende, literarische Bedeutung zu sichern. Ihr war es vergönnt, sich in dem kleinen Fürstentum einen ihrer persönlichen Begabung, ihren eigenen Interessen entsprechenden Wirkenskreis zu schaffen, und das von ihr Angestrebte sollte dann Karl Augusts geniale Natur, in dem Verständnis für alles Wahre und Schöne von seiner Gemahlin unterstützt, ausführen.

Wer hätte es ahnen können, als bald nach der in Braunschweig vollzogenen Vermählung des Herzogs Ernst August Konstantin die junge, braunschweigische Prinzeß am 24. März 1756 als Fürstin in das weimarische Land eingezogen war, daß dies Ereignis bestimmt sei, eine Zeit unvergänglichen Glanzes und Ruhmes für das weimarische Land anzubahnen.

Dem ernsten Streben und energischen Wollen der jungen, nach kaum zweijähriger Ehe verwitweten Fürstin gelang es, von treuen Ratgebern und Dienern unterstützt, den Wohlstand des Landes nach allen Seiten hin zu sichern durch die unermüdliche persönliche Sorgfalt, mit der sie die großen wie die kleinen Angelegenheiten behandelte und für dieselben eintrat. Am Braunschweiger Hofe von früher Jugend an geistige und künstlerische Interessen gewöhnt, wandte Anna Amalie ihr besonderes Augenmerk der Förderung von Bildung und Kunst zu. Sie sorgte im Rahmen der ihr zu Gebote stehenden Mittel wahrhaft landesmütterlich für alles, was diesem Zwecke dienen konnte. Das Wirken der Fürstin auf diesem Gebiet erhielt einen besonderen Zauber durch ihr persönliches Verständnis, mit welchem sie sich die Dinge menschlich nahe zu bringen wußte.

Ihrer weiten, jedem Zwange abgeneigten Natur entsprechend war auch ihr Verhältnis zu ihren Söhnen, Karl August und dem nach des Vaters Tode geborenen Konstantin, einfach menschlich „auf die mütterliche Liebe" gegründet. Sie

wünschte vor allem diese zu edlen Menschen, zu guten Fürsten zu erziehen. Der Erbprinz hatte schon sehr zeitig ein lebhaftes, schwer zu lenkendes Naturell gezeigt, so daß die Fürstin noch vor dem im väterlichen Testament bestimmten Zeitpunkt seine Erziehung in männliche Hände legte. Doch scheint dieser Lehrer es nicht verstanden zu haben, auf den selbstwilligen Charakter des jungen Fürstensohnes den gewünschten erzieherischen Einfluß auszuüben. Denn schon 1761 ernannte Anna Amalie den jungen Grafen Görtz, der bereits in weimarischen Diensten gewesen, dann aber in gothaische übergegangen war, zum Gouverneur ihrer Söhne.

Mit vollster Hingabe und unermüdlichem Eifer widmete sich Graf Görtz dem übernommenen Amte. Dies beweist ein ausführliches Tagebuch über Fortschritte und Betragen des jungen Prinzen neben zahlreichen Briefen und regelmäßigen halbjährigen Berichten an die Herzogin über dessen moralische und physische Entwicklung. Und wie die Mutter mit dem eingehendsten Interesse an allem teil nahm, was die Erziehung ihrer Söhne anbetraf, so hingen diese wiederum, und besonders der Erbprinz, mit unbegrenzter Liebe und Verehrung an der Mutter; sie allein vermochte einen Einfluß auf Karl August auszuüben. Denn die Erziehung Karl Augusts bot die ganze Schwierigkeit stark und genial angelegter Naturen, die nicht geleitet, sondern nur ihren Anlagen gemäß entwickelt werden wollen. Mit einer frühreifen geistigen Fassungskraft begabt hatte der Prinz schon sehr bald das Bewußtsein seiner fürstlichen Stellung in sich aufgenommen; dazu besaß er einen unbeugsamen Willen, und trotz seiner anfänglich zarten Gesundheit eine unbändige Lebenskraft, die sich gern in allerlei tollen Streichen äußerte. Görtz verstand es, jugendlich auf ihn einzugehen; er soll nach einer Erzählung Wielands Plumpsack und andere wilde Spiele bei den Prinzen eingeführt haben. Aber er wußte sich auf der anderen Seite auch das völlige Zutrauen des Prinzen zu erwerben, der, als er einmal Interesse für seine vielseitigen Studien gewonnen hatte, sie erstaunlich schnell zu bewältigen wußte, und der, wie ja in jener Epoche die

Jugend im allgemeinen schneller zu Erwachsenen heranreifte, schon früh sein Urteil wie seinen Charakter entwickelte. Schon im Jahr 1763, als ihn sein Großoheim Friedrich II. zum ersten Male in Weimar sah, hatte dieser sich über die glücklichen Anlagen des jungen Erbprinzen mit Wohlwollen ausgesprochen, und als der vierzehnjährige Prinz dem Könige 1771 in Braunschweig aufwartete, äußerte Friedrich nach einer längeren Unterredung mit ihm, er habe noch nie einen jungen Menschen von diesem Alter gesehen, der zu so großen Hoffnungen berechtige [1]).

Durch den Grafen Görtz war Wieland, seit 1769 Professor der Philosophie an der Universität Erfurt, an dem weimarischen Hof vorgestellt worden. Die Herzogin, von seinem geistig lebendigen Wesen angenehm berührt und aus seinem damals erschienenen Werke „Der goldene Spiegel" mit seinen Ansichten über die Aufgaben der Edlen und Großen zur Beglückung ihres Volkes bekannt, wünschte seinen Rat für die Erziehung ihrer Söhne. Die Verhandlungen hierüber führten schließlich zur Berufung des Dichters der Musarion und des Agathon nach Weimar, damit er sich an der Ausbildung der Prinzen beteilige und sie besonders durch die Lehren der Philosophie auf ihren hohen Beruf vorbereite. Den damals fünfzehnjährigen Prinzen charakterisieren einige Sätze aus dem zwischen der Fürstin und Wieland bei dieser Gelegenheit geführten Briefwechsel [2]). Wieland, der neben dem goldenen Spiegel jedenfalls auch eine goldene Brille für die Eigenschaften der Fürsten bereit hat, schreibt da unter anderem: „Der Prinz wird nicht leicht gerührt; die Eindrücke, die er empfängt, zeigen sich wenig nach außen, und es ist nicht sehr leicht, seine Seele zu erschüttern. Es ist dies keineswegs etwa die Sucht, sich über andere Sterbliche zu erheben; es ist wohl mehr ein Fehler seines Temperamentes; aber dieser Fehler hängt mit großen Tugenden zusammen. — — Es ist dieser sehr

[1]) Aus den Denkwürdigkeiten des Grafen Görtz.
[2]) Beaulieu, Anna Amalie, Karl August und Fritsch.

hohe Grad von gesunder Vernunft, diese natürliche Richtigkeit des Verstandes, diese Begierde, sich zu unterrichten, diese Liebe zur Wahrheit, dieser Widerwille gegen die Schmeichelei, die der Prinz ohne Frage im höchsten Grade besitzt. Das sind lauter vortreffliche Anlagen. Man mache aus ihm einen aufgeklärten Fürsten und ich stehe für sein Herz ein." Aber die schärfer blickende Mutter, so gerne sie auch dem philosophischen Prinzenerzieher Glauben schenken möchte, beweist eine noch tiefere Einsicht in den Charakter ihres Sohnes; mancherlei Eigenschaften desselben, die ihr Wieland jetzt von der anderen Seite als Tugenden zeigt, haben sie früher geängstet, und noch immer ist sie nicht ohne Befürchtung darüber. Denn hat sie auch an dem guten Herzen des Sohnes nie gezweifelt, so glaubt sie doch in seinem Charakter eine gewisse Härte bemerkt zu haben, die sie überhaupt als einen großen Fehler und als einen doppelt großen bei einem Regenten erachtet. „Was ich für Härte genommen," fährt sie dann fort, „ist vielleicht bei ihm eine gewisse seltene Geistes- und Gemütsstärke. Was man hofft, wünscht man leicht, bin ich nur beruhigt darüber, daß er ein gutes Herz hat, das ist doch die Hauptsache für jemanden, der zum regieren bestimmt ist, denn was seinen Verstand und sein Genie betrifft, kann ich mir schmeicheln, daß mein Sohn vielleicht einer der ersten des Hauses ist, der die gehabt hat. Ich bin weit entfernt davon, meinem Sohn die niedrigen Laster beimessen zu wollen, die nur für gemeine Seelen existieren, ich meine Falschheit und Heuchelei; aber er ist doch noch weit entfernt von jener Offenheit, die man gewöhnlich bei Kindern seines Alters antrifft; er versteht es nur zu gut, zurückhaltend zu sein. Irre ich nicht, so ist dies ein Mangel der Erziehung, oder auch seine große Eigenliebe gestattet ihm nicht, so offen zu sein, wie es einem hochherzigen Menschen gebührt. Ich befürchte selbst, daß dieser Fehler sehr schwer, vielleicht gar nicht zu verbessern sein wird, er hat bereits zu tiefe Wurzeln geschlagen. Ich gestehe Ihnen offen, daß, wenn ich noch einmal von vorn anzufangen hätte, ich meinen Kindern eine ganz andere Er-

ziehung geben würde." An anderer Stelle erwähnt Wieland, wie Karl August, von Natur ein großer und tätiger, dem Wahren und Tüchtigen zugewandter Geist, zugleich heftig, unlenksam und jähzornig sei. Und ein späterer Brief Anna Amaliens ergänzt ihr oben angeführtes Urteil dahin, daß sie Eigenliebe, Eitelkeit und Ehrgeiz als die größten Fehler Karls bezeichnet, der sonst ein edles Herz und eine nicht wankend zu machende Standhaftigkeit besitze, den aber Gott vor großen Leidenschaften bewahren möge, da sie bei ihm von der heftigsten Art sein werden, wenn er auch, wie sie glaubt, durch sein Naturell davor bewahrt, deren nie für das weibliche Geschlecht haben werde. Fügen wir zu dieser Charakterschilderung noch die in demselben Brief der Mutter angeführte Fähigkeit zu warmer Freundschaft hinzu, mit welcher der Prinz schon jetzt die ihm zusagenden Naturen festhielt, und die Herzensgüte, mit der er damals bereits freigebig zur Linderung der Not eintrat, „da Fürsten nur insoweit glücklich sind, als sie Gutes tun", so lassen alle diese Züge in dem kaum sechzehnjährigen Prinzen schon die ganze vielversprechende Eigenart seines Wesens erkennen, das Goethe, zurückblickend auf das ganze, voll ausgelebte Dasein des Fürsten, als eine dämonische Natur bezeichnet, voll unbegrenzter Tatkraft und Unruhe.

In dieser Bedeutendheit seiner Natur aber lag es begründet, daß der heranwachsende Prinz, trotz seiner Verehrung für die geliebte Mutter, sich in Widerspruch zu manchen der von ihr getroffenen Anordnungen setzte, durch die sie, ihren erzieherischen Grundsätzen folgend, seinen Ehrgeiz einzuschränken suchte. In dem noch ungeklärten Bewußtsein seiner eigenen Bedeutung empfand Karl August gerade diese Schranken als eine Kränkung und fühlte sich verletzt, daß man ihm den sonst üblichen Herzogstitel wie überhaupt eine größere Selbständigkeit vorenthalte. Bei den verschiedentlichsten Anlässen kam dieser Zwiespalt zum Ausdruck. So wählte sich auch Karl August, als im Mai 1774 ein durch Blitzschlag verursachter Brand das weimarische Schloß in Asche gelegt

hatte, im Gegensatz zu den mütterlichen Wünschen und den Vorstellungen des Geheimen Kollegiums das eben erbaute stattliche Ständehaus zum Wohnsitz, während Anna Amalie das bescheidene, dem Minister von Fritsch gehörige Haus an der Esplanade bezog, das heutige „Wittumspalais".

Bekümmert über diese Wandlung im Wesen ihres Sohnes beabsichtigte die Herzogin, ihn noch vor der festgesetzten Zeit mündig erklären zu lassen; dem aber widersetzte sich der treffliche, leitende Minister von Fritsch, der sie warnte, den Prinzen direkt von der Schulbank den Thron besteigen zu lassen. Er riet ihr vielmehr an, den lebendigen Geist des jungen Herrn durch eine Lehrzeit in der großen Kunst des Regierens angemessen zu beschäftigen und ihn zu diesem Zweck durch die Einführung in das Konseil mit den seiner wartenden Pflichten bekannt zu machen. Fritschs Vorschlag, für den jüngeren, ganz anders gearteten Prinzen Konstantin, welcher neben dem lebhaften Bruder nur wenig zur Geltung kam, einen eigenen militärischen Gouverneur zu erwählen, führte zur Anstellung Knebels. Dieser, ein ehemaliger preußischer Offizier, besaß bei einem grillig-empfindlichen Charakter eine vielseitige Bildung. Dem Gefolge des Prinzen eingereiht, gewann er erst nach manchen Auseinandersetzungen mit der selbständigen Natur Karl Augusts ein Verständnis für dessen Eigenart; in späteren Jahren sollte sich dann das Verhältnis des Mentors zu dem fürstlichen Zögling in eine von beiden gleich aufrichtig empfundene Freundschaft wandeln, die sie lebenslang verband.

Zu dem Kreise, der sich, angezogen durch ihre für geistiges Leben so empfängliche Persönlichkeit, an dem Hofe Anna Amalias gesammelt hatte, gehörte seit 1772 als ein gern gesehener Gast auch der erzbischöfliche Statthalter des benachbarten Erfurt, der Reichsfreiherr von Dalberg, der vorher schon in freundschaftlichen Beziehungen zu dem Grafen Görtz und Wieland gestanden hatte. Wenn Goethe als der geniale Virtuos des geistigen Universalismus des achtzehnten Jahrhunderts betrachtet werden kann, so darf Dalberg wohl als ein begabter Dilettant auf diesem Gebiete gelten. Einem der

ältesten Adelsgeschlechter Deutschlands angehörig, ein Diener der katholischen Kirche, war er der eifrigste Förderer von Humanität und Bildung, ein Freund und Beschützer der Künste, ein gewandter Politiker und zugleich der angenehmste Gesellschafter, der sich Hoch und Niedrig gegenüber mit der gleichen Liebenswürdigkeit zu geben verstand. Es ist selbstverständlich, daß eine solche Persönlichkeit sich schnell Anna Amaliens Vertrauen gewinnen mußte und sich von ihr bei wichtigen Entschließungen zu Rate gezogen fand. So auch bei den Schwierigkeiten, die ihr das, durch schmeichlerische Zuträgereien gesteigerte Mißverhältnis zwischen ihr und ihrem Sohne bereitete. Auf den Einfluß Dalbergs ist die schließliche Einwilligung der Fürstin zu der auch von dem Minister von Fritsch als befriedigender Ausgleich vorgeschlagenen Reise der Prinzen zurückzuführen. Diese sollten durch einen Aufenthalt im Ausland ihre Bildung vollenden.

Indessen ist Dalbergs Vermittlung noch bei einem anderen, weit wichtigeren Schritt im Leben des Fürsten zu erkennen. Ein im weimarischen Hausarchiv befindlicher Briefwechsel zwischen Moser und Dalberg zeigt letzteren auch in der neuen, mit viel Geschick durchgeführten Rolle des Ehestifters; denn er war es, der die ersten Anknüpfungen für ein künftiges Ehebündnis zwischen dem Herzog Karl August und der Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt einleitete, oder vielmehr, wie diese Briefe dartun, den Plan wieder aufnahm, welcher damals bei der Zusammenkunft der Landgräfin und ihrer Töchter mit der Herzogin Anna Amalie und deren Söhnen unter seinem Dach in Erfurt schon ins Auge gefaßt worden sein mochte. Zum Verständnis der von ihm geführten Verhandlungen aber ist es nötig, erst in kurzen Zügen auf die äußere Gestaltung des Geschicks der Prinzessin Louise nach dem Tod ihrer Mutter einzugehen.

„Seit dem Tode der Landgräfin hat sich hier alles verändert," schreibt Merck im Frühling 1774 an Nikolai, „so daß unser kleiner, sonst nicht unangenehmer Ort einer Wüstenei gleich sieht. Die Prinzessinnen gehen weg und der ganze

Hof wird aufgehoben." Da Landgraf Ludwig IX. Pirmasens als Residenz beibehielt, so folgte Louise ihrer Schwester an den ihr durch Verwandtschaft so nahe stehenden badischen Hof, wo die Hochzeit dieser mit dem Erbprinzen von Baden der Trauer wegen in ziemlicher Stille begangen wurde. Die Generalin von Prettlack, die langjährige Oberhofmeisterin und Vertraute ihrer Mutter, begleitete, mit der Sorge für ihr Wohl betraut, die junge Prinzessin dorthin. Von den Hauptpersonen des dortigen Hofes entwirft Goethe, der grade während des Aufenthaltes der Prinzessin Karlsruhe besuchte, eine objektive Schilderung in Wahrheit und Dichtung. „Der regierende Markgraf, als einer der fürstlichen Senioren unter den deutschen Fürsten hoch verehrt, unterhielt sich gern von staatswissenschaftlichen Angelegenheiten. Die Frau Markgräfin (eine geborene Prinzeß von Hessen-Darmstadt, die Schwester Ludwigs IX.), in Künsten und mancherlei guten Kenntnissen tätig, wollte auch mit anmutigen Reden eine gewisse Teilnahme beweisen." Daß eine an frisches, anregendes Leben gewöhnte Jugend diese fürstlichen Regententugenden als drückend langweilig empfand, wird an anderer Stelle zu berichten sein.

An dem Hofe des Markgrafen, der, ähnlich wie es die große Landgräfin in Darmstadt getan, dem geistigen Leben Deutschlands seine besondere Teilnahme zugewandt hatte und Gelehrte und Künstler um sich zu sammeln suchte, erneuerte Louise ihre Bekanntschaft mit Klopstock. Dieser übertrug seine Verehrung für ihre so bedeutende Mutter und die an ihr Interesse für Deutschlands Literatur geknüpften Hoffnungen nun auf ihre jüngste, vielversprechende Tochter. Gleichzeitig mit dem Aufenthalte Klopstocks in Karlsruhe im Winter 1774/75 weilte auch Gluck mit seiner Frau und seiner lieblichen Nichte, auf der Reise nach Paris begriffen, dort; „zween Abende nacheinander regalierten sie den Hof mit ihrer göttlichen Musik". Auch Zimmermann, der hannöversche Leibarzt, zu den Korrespondenten des damaligen Goethekreises gehörig, lernte die Prinzeß dort kennen und empfing einen überaus

günstigen Eindruck von ihr: „Herders Erhabenheit glaubt er in ihrem Blick und Urteil zu erkennen".

Die Zahl der damals aufgenommenen literarischen Bekanntschaften Louisens hatte eine im Sommer des Jahres 1774 in der Begleitung ihrer Homburger Geschwister unternommene Reise nach der Schweiz noch nach den verschiedensten Richtungen hin erweitert. Eigentümlicherweise findet sich unter Louisens eigenen Äußerungen weder gleichzeitig noch später eine Erwähnung der damit zusammenhängenden Erlebnisse. Doch ist anzunehmen, daß der lebendige Sinn des Landgrafen, der ebenso empfänglich wie er sich für die Schönheiten der Natur zeigte, ihn sich auch mit hervorragenden Männern aller Art wie Haller, Bodmer, Breitinger, Geßner in Beziehung setzen ließ, nicht ohne Einfluß auf Louisens Anschauungsweise geblieben sein dürfte.

Aus der Reisebeschreibung des Landgrafen [1]) erfahren wir, daß die Reisenden von Genf aus einen Besuch bei Voltaire in Ferney abstatteten, der sie aus vom König von Preußen erhaltenen Tassen bewirtete und mit dem Landgrafen, einem hervorragenden Schachspieler, eine Partie spielte. „Seine Unterhaltung," bemerkt dieser, „war ein Gewebe von Witzen und Einfällen, ohne daß er jedoch ein Wort gegen die Religion gesagt hätte." In Zürich wurde Lavater aufgesucht, dessen Bekanntschaft Louise schon bei Gelegenheit seines Aufenthaltes in Karlsruhe gemacht hatte. Der Seelenkenner, der ihr lebhaftes Interesse für Physiognomik weckte, fühlte die seelischen und geistigen Werte der Prinzeß, die Herdersche Gedichte in ihrem Portefeuille bei sich hatte, schnell heraus. „Prinzeß Louise — wahrlich eine große Seele! — Ich hätte sie küssen mögen."

Louise hielt die Beziehungen zu Lavater mit einer bei ihr selten zu Tage tretenden Wärme aufrecht. Ein Jahr später schreibt sie ihm (15. August 1775): „Ich hoffe Ihnen bekannt genug zu sein, um daß Sie sich die Freude, welche mir Ihr

[1]) Vergl. Schwarz, Friedrich V. von Homburg.

Schreiben verursachte, leicht genug vorstellen können. Sie scheinen mir nicht zufrieden mit meiner Zeichnung, vielleicht sind Sie es besser von dieser Silhouette, möchte doch dies Schattenbild Ihnen meine ganze Seele eröffnen, und möchten Sie doch hierinnen alle die Freundschaft, welche ich Ihnen gewidmet, sehen, so werde ich zufrieden sein. Ich forsche Ihr neues Buch aus, und will mir's zu Nutze machen; sollte es mir wohl gelingen, eine gute Physiognomistin zu sein. Was halten Sie davon? Ihre Silhouette habe ich verloren; ich bitte, erzeigen Sie mir die Freundschaft, mir eine neue zu überschicken, meine Erkenntlichkeit dafür wird unaussprechlich sein. Dürfte ich mir wohl Hoffnung machen, daß Sie mich unter die Zahl Ihrer Freundinnen rechnen?" — Indem er Louisens persönliche Bekanntschaft mit den Trägern der verschiedenen geistigen Strömungen ihrer Zeit vermittelte, erscheint dieser Aufenthalt in Karlsruhe wie ein organisches Glied in der Kette der literarischen Entwicklung, mit der das Schicksal ihren Namen so eigenartig zu verknüpfen bemüht war. Im Zusammenhang mit den Eindrücken ihrer Darmstädter ersten Jugendjahre bildete er eine Vorbereitungszeit, der sie jene geistige Färbung verdankte, die sie nicht nur umso anziehender für Karl August erscheinen ließ, sondern sie auch später befähigte, als seine Gemahlin seinen literarischen Bestrebungen Anteil und Verständnis entgegenzubringen. In ihrer schönen Seele schien alles Gute, alles Edle ein Echo zu finden, und ihre anmutige Erscheinung mochte unbewußt die ihr eigene Seelenhoheit und Reinheit ausstrahlen; die Selbständigkeit ihrer Natur war gemildert durch den Anflug von Empfindsamkeit, den die Beschäftigung mit der Literatur der Zeit in sie hineingetragen hatte. Kein Wunder, daß diese Fürstentochter den literarischen Zeitgenossen, denen sie ihr Ideal weiblicher Tugend verkörperte, wie vorherbestimmt erschien zur Gemahlin Karl Augusts, der seinerseits in dem ungestümen Kraftgefühl, in dem unbefriedigt nach dem Neuen greifenden Streben gleichfalls einen Grundzug der damaligen Literatur personifizierte. Daß beide, Louise wie Karl August, in ihrer eigensten Individualität über das

Fürstlich-Konventionelle hinaus eine Seite ihres Zeitgeistes, wie er in den Werken und in den Gedanken der Dichter lebte, zum Ausdruck brachten, bildet die Erklärung für den so ungewöhnlich hervortretenden Anteil dieser an ihrer Ehe, die man beinahe als ein literarisches Ereignis bezeichnen könnte.

IV

Einleitende Verhandlungen bezüglich der Verlobung Karl Augusts und Louisens. Karl Augusts Reise nach Karlsruhe und Verlobung. Briefe an Amalie und Wieland. Louisens Persönlichkeit. Goethe in Karlsruhe. Die Vorbereitungen zur Vermählung. Auf die Vermählung bezügliche Mitteilungen

Treten wir dem wirklichen Vorgange dieser Verlobung näher, so scheint sich, wenn wir ihn an der Hand des im weimarischen Archiv befindlichen Materials betrachten, ein Vorhang wegzurollen, der uns den Einblick gestattet in eine feierlich von Fürsten und Fürstinnen und den Großen der Welt gespielte Haupt- und Staatsaktion. Da finden wir bei Gelegenheit eines flüchtigen Kennenlernens ein sich nur auf Andeutungen stützendes Übereinkommen der fürstlichen Mütter, die sich in ihrem Enthusiasmus für den großen König — der, wie wir schon gesehen, auch ein großer Heiratstifter war — begegnen. Und wenn eine Stockung im Gang der Handlung eintritt, so greift der weltgewandte Geistliche in die feinen Fäden dieses begonnenen Gewebes. Hindernisse sind zu beseitigen, die von außen wie von innen sich gegen diese Verbindung zu wenden scheinen, und gerade sie dienen dazu, die Neigung des jugendlichen Liebhabers für die Prinzeß, in deren Hand die Entscheidung liegt, zu steigern. Die Staatsmänner knüpfen hinter der Szene ihre Maschen, und wir sehen in schneeigen Wintertagen den jungen Prinzen zur Werbung ausziehen, sehen, wie sich die Bahn ebnet, um die beiden zu so großen Hoffnungen berechtigenden Fürstenkinder einander zuzuführen. Ein Bund wird geschlossen, den Sänger und Dichter, wie der antike Chor die Handlung mit ihrem Wünschen und Hoffen begleitend,

als ein bleibendes Glück für das Fürstenpaar selbst und ihr Land preisen.

Dalberg [1]) hatte sich im Herbst des Jahres 1774 an den hessischen Minister von Moser gewandt, um sich vertraulich, ohne irgendwelche offizielle Bevollmächtigung, zu erkundigen, ob man bereits über die Hand der Prinzessin verfügt habe. Seine Äußerung in diesem ersten Briefe, „wie glücklich er sich schätze, auch nach ihrem Tode zu den Absichten jener Großen beizutragen, der er die aufrichtigste Verehrung geweiht habe", läßt diese zwischen den Fürstinnen damals angebahnte Übereinkunft einer möglichen Vereinigung ihrer Kinder als einen jedenfalls von der Landgräfin bevorzugten Plan erkennen. Man mochte aber von darmstädtischer Seite aus ein entschiedeneres Vorgehen erwartet haben, denn auf Dalbergs Anfrage, welche einen Annäherungsversuch Karl Augusts durchblicken ließ, berichtete ihm Moser, „daß man dem Herzog bereits von anderer Seite zuvorgekommen sei, da dies Stillschweigen und die Unentschlossenheit, die man gezeigt, zu Schlüssen geführt habe, die verursachten, daß der angelegentlichst erneuerte Freundschafts- und vertrauensvolle Antrag eines anderen fürstlichen Hauses (Mecklenburg-Schwerin) in Betracht für eine künftige Entscheidung gezogen worden sei." Indes hatte Moser den Inhalt von Dalbergs Schreiben der Prinzessin mitteilen lassen und dadurch einen wichtigen Schritt zu Gunsten Karl Augusts getan. Denn dieser hatte bei jener flüchtigen Bekanntschaft einen sehr angenehmen Eindruck auf sie gemacht. „Nous y avons vu la duchesse de Weimar avec les princes, qui sont, on ne peut pas plus aimables, la duchesse aussi; je m'y suis beaucoup amusée," hatte Louise nach der Erfurter Zusammenkunft an eine Cousine, ihre spätere Schwägerin, geschrieben. In wie hohem Maße

[1]) Der auf diese Angelegenheit bezügliche Briefwechsel zwischen Dalberg und Moser ist im Weimarischen Archiv befindlich. Vergl. die auf Verlobung und Vermählung der Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt bezügliche Veröffentlichung Dr. H. Heidheimers im Archiv für Hessische Geschichte und Altertumskunde, 1895.

Dalberg das Vertrauen der Prinzessin besaß, geht aus Mosers Antwort an Dalberg hervor. „So soll ich vor allem von seiten der Prinzeß die nie erlöschende Erkenntlichkeit vor all den un- und mittelbaren Anteil bezeugen, den Ew. zum Besten der eines wahren Glückes so sehr würdigen, schönen Seele zu nehmen geruht haben. Sie schmeichelt sich, daß Dieselben auch auf jedem anderen Wege Ihres Schicksals diese Gesinnung niemals ändern und dagegen von ihrer vorzüglichen Hochachtung und Dankbarkeit sich überzeugt halten werden." Dalberg erwiderte hierauf, „noch rührender als schmeichelhaft für ihn sei ihm dasjenige alles, das ihm Moser im Namen einer Fürstin sage, in der er ihre eigenen fürtrefflichen Eigenschaften und zugleich das bei ihm unerlöschliche Andenken ihrer erlauchten Frau Mutter verehre." Vertraut mit dem vielversprechenden Charakter Karl Augusts, von dem er Moser schreibt: „Wenn Ew. den Fürsten kennten, seine erhabenen Eigenschaften des Herzens und des Geistes kennten, so würden Sie finden, daß wenige Fürsten ihm vergleichbar," gibt er die Hoffnung nicht auf, aus diesen beiden hervorragenden Fürstensprossen ein Paar werden zu sehen, und er schließt den noch in seinem eigenen Namen an Moser gerichteten Brief vom 20. November mit dem eindringlichen Ausruf: „Ich beschwöre Sie um acht Tage Aufschub!" Daß seine Schritte in dieser Angelegenheit die vollste Zustimmung der fürstlichen Regentin-Mutter besaßen, mußte er umso mehr gewiß sein, als er gerade in jener Zeit ein besonders häufiger Gast in Weimar war, wo er auch vom 17. bis 18. November 1774, also kurz vor der Abfassung des Briefes, geweilt hat [1]).

Ein ausführliches Schreiben der Generalin von Prettlack an Dalberg läßt die selbständige Haltung der Prinzeß und ihr klares Erfassen der Dinge bezeichnend zum Ausdruck kommen. Sie schreibt: Seitdem sie den Erbprinzen von Weimar (in Erfurt) gesehen, habe die Prinzessin gefühlt, daß, wenn er sich an sie wende, sie ihm ihre Hand und ihr Herz ohne

[1]) Laut Furierbuch.

irgendwelche Überredung geben werde. In diesem Empfinden sei sie durch eine glaubwürdige, aus Weimar kommende Persönlichkeit wankend gemacht worden, da ihr diese mitteilte, der Prinz habe eine unvorteilhafte Vorstellung von ihr, sei in eine andere verliebt, und um sich den Bitten seiner Mutter und des Königs zu entziehen, die beide für die Prinzessin eingenommen seien, bleibe ihm kein anderer Entschluß, als die Entscheidung auf die Zeit seiner Majorennität zu verschieben, da er, ganz Herr seiner Person, sich nach eigener Neigung entscheiden werde. Auf diese Eindrücke hin habe die Prinzeß, deren schöne Seele und deren freies und rechtschaffenes Herz ihr niemals erlauben würden, Huldigungen anzunehmen, die sich auf Überredungen gründeten, den Entschluß gefaßt, die Anträge des Prinzen von Mecklenburg anzuhören. Nun da Dalbergs Brief diesen Bericht sehr zweifelhaft erscheinen lasse, erwäge sie, und ihr Gemüt sei erregt. Könne Dalberg in das Herz des Prinzen eindringen, um zu erkennen, ob Neigung oder andere Absichten seine Schritte bestimmten, so möge er, Dalberg, sich darüber erklären, gemäß der Idee, die er von seiner Art zu denken gegeben habe, und mit der Freimütigkeit, die einzig Grundlage der Rechtlichkeit sei. Sei es sein Herz, das den Prinzen zum Handeln treibe, so könne sie versichern, daß die Prinzeß, obgleich man den Prinzen von Mecklenburg jeden Augenblick erwarte, durchaus frei sei. Sei es jedoch nicht eigene Wahl, sondern bestimmten Zureden und andere Motive den Prinzen, so sei alles gesagt; die Prinzessin werde dann unweigerlich einen Entschluß fassen, der es dem Fürsten freistelle, der Wahl seines Herzens zu folgen. „Sie haben bewiesen," so endet der Brief, „daß Sie ein Freund der verstorbenen Frau Landgräfin gewesen sind, seien Sie es einer ihrer Töchter, die ihr an Geist und Herz gleicht."

Dalberg, der vom 23. zum 25. November wiederum der Gast des weimarischen Hofes gewesen und als solcher wohl, wie er in seinem Briefe erwähnt, Zeuge der Entschließungen des jungen Herzogs geworden war, läßt es sich nun vor allem angelegen sein, die Situation zu klären und darzulegen, daß

man in Weimar keineswegs, wie man in Darmstadt und Karlsruhe anzunehmen scheine, eine andere Entscheidung getroffen habe, wenn auch vielleicht die Schilderungen eines gewissen Fremden von den Reizen einer anderen Prinzeß, die gleichfalls fürtreffliche Eigenschaften besitzen solle, auf den Erbprinzen einigen Eindruck gemacht habe. Ob Schritte in dieser Richtung geschehen, lasse er dahingestellt, das aber sei gewiß, daß sie in keiner Weise entscheidend gewesen seien. „Folgendes kann ich," fährt er dann fort, „auf meine Ehre als Zeuge beteuern, als der Erbprinz sich für die Tochter unserer verewigten Frau Landgräfin entschlossen, war ich zugegen. Niemand hat zugesprochen; niemand geraten. Seiner eigenen Entschließung überlassen sagte dieser rechtschaffene, junge Fürst: ‚Jedermann rühmt ihren Charakter; sie wird mir helfen, meine Untertanen glücklich zu machen, den angenehmen Eindruck, den sie in Erfurt auf mich gemacht hat, habe ich nie vergessen. Wie könnte ich Anstand nehmen.'" Worte, gewiß geeignet, wie Dalberg bemerkt, den Eindruck verflossener und künftiger Ausstreuungen bei der Prinzessin zu vereiteln.

Die gleichen Empfindungen drückt ein Brief[1]) Karl Augusts vom 2. Dezember an Dalberg aus, der ihm das Gerücht mitgeteilt hatte, welches ihm die Gunst der Prinzessin zu entziehen drohte: „Sie kennen schon lange, teurer und würdiger Freund, meine Gefühle für die Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt, Sie kennen den günstigen Eindruck, den sie auf mich gemacht, als ich in Erfurt einen Augenblick das Glück hatte, sie zu sehen. Ich kann also nicht begreifen, wie ein so falsches Gerücht sich hat verbreiten können. Sie müssen vom Gegenteil überzeugt und ganz sicher sein, daß dies umsomehr falsch ist, als ich mich für unendlich glücklich halten und das Glück meines Lebens für gesichert ansehen würde, wenn sie mich für würdig befinden könnte, mir ihr Herz und ihre Hand zu bewilligen. Dies ist meine aufrichtige Gesinnung, mein teurer

[1]) Im Weimarischen Archiv befindlich.

und bester Freund, und meine Freude ist daher außerordentlich, daß meine Mutter, auf meine Bitten hin, die Gnade gehabt hat, mir die Reise nach Karlsruhe zu gewähren, um so die Prinzessin Louise noch besser kennen zu lernen und zu versuchen, durch Wahrhaftigkeit und Rechtschaffenheit meines Charakters ihrer Hand würdig zu erscheinen."

Da jedoch der Erbprinz von Mecklenburg auf den ihm auf seine Anfrage erteilten Bescheid hin, die Prinzessin sei noch unversprochen, bereits auf dem Wege nach Karlsruhe war, und da das auf eine persönliche Begegnung sich gründende, gegenseitige Wohlgefallen ausschlaggebend für die Entscheidung werden sollte, so konnte der Erfolg Karl Augusts noch keineswegs als gesichert gelten. Unterdessen brachte die Anwesenheit des Erbprinzen von Mecklenburg, der wirklich in Karlsruhe eingetroffen war, die Minister in nicht geringe Verlegenheit.

Bei der jungen Prinzessin allein stand die Entscheidung; der Landgraf, ihr Vater, wird in den auf diese Verhandlungen bezüglichen Korrespondenzen kaum erwähnt, und ihrem klaren, bestimmten Wesen, ihrem richtigen Empfinden entsprechend war sie sich der eigenen Verantwortlichkeit bei dieser wichtigen Entscheidung vollkommen bewußt. „Der vorliegende Fall sei," so läßt sie durch Moser auf den ihr mitgeteilten Entschluß Karl Augusts antworten, „für das Glück ihres ganzen künftigen Lebens allzu wichtig, als daß sie sich augenblicklich zu entschließen vermöchte. Sie hielte es sich zur Pflicht, daß zwei Personen, die ihr ganzes Leben miteinander zubringen sollten, sich beiderseits erst genau kennen lernten. Da nun Erkenntlichkeit und Achtung gegen den Prinzen, der auf den ersten Wink von Hoffnung gleich die Mühen einer weiten und beschwerlichen Reise übernommen habe, nicht gestattet hätten, seinen Besuch abzulehnen, so wären der Prinzessin Durchlaucht von der Denkungsart Seiner Durchlaucht des Herzogs von Weimar überzeugt, daß Höchstderselbe dies Betragen und den daraus entstehenden Verzug nicht mißbilligen würde. Die Prinzessin würde keinen Entschluß fassen, als den ihr ihr Herz

diktierte, und dieses würde sich stets auf die reiflichste Erwägung aller dabei eintretenden Betrachtungen gründen."

Vielleicht lag bei seiner gegen alle Schranken ankämpfenden Natur gerade in diesem Hindernis, das Karl August über den Erfolg seiner Bewerbungen nie ganz sicher werden ließ, ein Reiz mehr, sich die begehrte Braut zu erwerben, deren Vorzüge eine allgemeine Anerkennung und Verehrung gefunden hatten. Wie Dalberg so fand auch Görtz diese Verbindung überaus wünschenswert. Er hoffte von den Tugenden der Prinzeß, daß sie die persönlichen Eigenschaften in Betracht ziehen und darum Karl August würdig erachten werde, ihm ihre Hand zu bewilligen, eine Vereinigung zweier wahrhaftigen, tugendhaften Seelen, die das Glück des Landes wie des Fürsten für lange Zeit hinaus zu sichern scheine.

Der Prinz von Mecklenburg war zurückgereist, ohne daß sich die Prinzeß für ihn entschieden oder sich irgendwie verbindlich gemacht hätte, und nun endlich meldet Dalberg an Moser die auf den 7. Dezember festgesetzte Abreise des Erbprinzen nach Karlsruhe. In der dämmernden Morgenfrühe dieses Wintertages reiste der jugendliche Herzog mit seinem Bruder, begleitet von dem Grafen Görtz und Knebel und dem Kammerherrn von Stein, von Weimar ab, um sich in jener großen Welt umzusehen, die dem lebendigen, ungestümen Geist Karl Augusts nun zum ersten Male selbständig den Blick in das Leben seiner Zeit gestattete. Gleich zu den ersten Erlebnissen dieser Winterfahrt gehörte in Frankfurt die entscheidungsvolle Bekanntschaft mit Goethe. In Mainz, wo er in den „Drei Kronen" abgestiegen war, hatte der Herzog eine Unterredung mit Moser, die ihn mit neuen Hoffnungen für das glückliche Gelingen seiner Werbung erfüllte, wie sie in dem gleich darauf an seine Mutter geschriebenen Briefe einen jugendlich-frischen Ausdruck finden. „Der König lebe wohl, so geht es wie es soll," mit diesem deutschen Zitat, das — sonst ziemlich unerklärlich — nach den vorher mitgeteilten Äußerungen, als ob Friedrich II. auch bei diesem Ehebündniß irgendwie die Hand im Spiel gehabt habe, vielleicht auf ihn zu beziehen sein dürfte,

fängt der Brief an, um dann gleich französisch fortzufahren, daß dies ihm von seinem Herzen diktierte Worte seien: „Teure, verehrte Mutter," schreibt er dann weiter, „erhalten Sie, darum bitte ich Sie, Ihre kostbare Gesundheit für einen Sohn, der nichts auf der Welt so innig liebt als Sie. Moser ist diesen Abend angekommen und hat mir die günstigsten Nachrichten für mein Vorhaben gebracht. Die genaue Erzählung der Tatsachen werden Sie durch den Grafen Görtz erfahren, ich berufe mich auf ihn. Jedermann spricht unendlich viel Gutes von Louise, und Seine Hoheit, mein Nebenbuhler, war schrecklich verliebt; ich würde sehr glücklich sein, vorgezogen zu werden. Täglich danke ich der Vorsehung, die mich unter einem so guten Stern zur Welt kommen ließ, und die mir eine so gütige, teure und verehrungswürdige Mutter schenkte, wie Sie, teuerste Mama. Empfangen Sie noch einmal meine lebhaften Dankesbezeigungen für alle die Güte, mit welcher Sie mich auch bei dieser Gelegenheit überhäuften. Die einzige und wahre Bezeigung, die ich Ihnen, teuerste Mutter, davon geben kann, ist die, mich des Namens Ihres Sohnes immer würdig zu erweisen . . ."

Über Darmstadt ging es nach Karlsruhe. Nur weniger Tage bedurfte es, um die beiden jungen Fürstenkinder gegenseitig zu überzeugen von der Bedeutendheit ihrer Naturen; beide waren sie freilich zu jung, um ahnen zu können, daß auch aus den besten und hervorragendsten Eigenschaften im Zusammenleben der Ehe eine Aufgabe erwachsen kann. Jedenfalls atmen Karl Augusts Briefe aus dieser Brautzeit eine echte und reine Befriedigung über das ihm in der Gestalt der Prinzessin Louise zu teil gewordene Glück. In den wenigen Augenblicken des ersten Zusammenseins, als er die Bekanntschaft mit ihr wieder erneuerte, war sie ihm größer und schöner als damals, voll Geist und Charakter vorgekommen, und die Mühe, die er sich gab, sie näher kennen zu lernen, brachte ihm ihren inneren Wert immer mehr zur Überzeugung.

Schon am 19. Dezember bittet Karl August die Mutter

um ihre Einwilligung zu seinem Verlöbnis [1]). „Bis auf den Grund meiner Seele durchdrungen von Ihrer Güte und Ihrer Billigung versichert, für alle Schritte, die ich in dieser Angelegenheit getan habe und noch tun werde, komme ich, um von Ihnen, verehrungswürdigste Mutter, Ihre Einwilligung zu meiner Verlobung mit der Prinzessin Louise von Darmstadt zu erbitten. Da Sie dieselbe bereits vorläufig gestattet haben, so zweifle ich keineswegs, nun auch Ihre Einwilligung in aller Form zu erhalten. Seien Sie überzeugt, daß nichts auf der Welt meiner Freude und meiner Dankbarkeit gleichkommt. Die Prinzessin Louise beauftragt mich, sie Ihnen zu Füßen zu legen und Ihnen, teuerste Mutter, zu versichern, daß sie stolz darauf sei, den Namen Ihrer Tochter zu tragen. Ich und alle Welt sagen gut für ihren Charakter, der wirklich der denkbar verehrungswürdigste ist, und sie ist in allem eine Persönlichkeit, die es wert ist, Ihnen anzugehören. Sie sind nur damit beschäftigt, Glückliche zu machen und das Glück meines Lebens zu begründen; machen Sie dies vollkommen, beste der Mütter, indem Sie mir diejenige bewilligen, die ich auch bei jeder anderen Gelegenheit gewählt haben würde." Wie ansprechend jugendlich berührt die hieran sich anschließende Bitte, die verehrte Mutter möge ihm, wenn sie es für gut befinde, einen Ring übersenden, der würdig sei, von ihm seiner Braut als erste Gabe überreicht zu werden; denn der ihm zu diesem Zweck mitgegebene habe nur einen Wert von 1500 fl., und er habe soeben erfahren, daß der von dem Prinzen von Baden seiner Gemahlin verehrte Ring 7000 fl. gekostet habe, demnach erachte er es als unpassend, seiner künftigen Gemahlin diese geringe Gabe zum Geschenk zu machen; er wolle ihn ihr nur einstweilen geben, um ihn später mit einem größeren zu vertauschen.

Schon auf jenen Bericht Görtz' hin über die Zusammenkunft mit Moser mag die Herzogin ihre formelle Einwilligung

---

[1]) Die auf diese Verlobung bezüglichen Briefe zum Teil veröffentlicht in dem Leben Anna Amaliens von K. J. Bornhak.

zu einer stattzufindenden Verlobung erteilt haben; denn schon unter dem Datum des 20. Dezember erwähnt Graf Görtz, daß der Herzog diese Erlaubnis erhalten habe.

Hier gehe alles gut, schreibt Karl August ein andermal, Prinzeß Louise sei ganz so, wie er nur habe wünschen können, sie sei durchdrungen von den Gefühlen der Achtung und Dankbarkeit für eine Mutter, die in so gütiger, verehrungswürdiger Art an ihm gehandelt habe, und er benutze jede Gelegenheit, um ihr von dieser geliebten Mutter zu sprechen. Da alle die mitgeteilten Äußerungen Louisens über die von ihr zu treffende Wahl ihren Schwerpunkt darin finden, daß nach reiflichem Überlegen ihr Herz den Ausschlag geben solle, und da sie sich von vornherein dem Herzog geneigt zeigte, so ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, daß sie nicht nur die bedeutenden geistigen Anlagen Karl Augusts erkannte, sondern daß auch seine menschlich-natürliche Persönlichkeit anziehend auf sie wirkte. Die Verehrung, die er ihr entgegenbrachte, mochte ebenso wie seine ihr so vielfach gepriesenen Charaktereigenschaften in ihrer Seele die Zuversicht auf ein Glück, das sie an seiner Seite finden werde, erweckt haben. In diesem Sinne äußert sie sich in einem Briefe aus jenen Dezembertagen an den Großfürsten Paul:

„Karlsruhe, den 23. Dez. 1774.

Vous avez quelque amitié pour moi, Monseigneur, j'ose près qu'en être sûre; vous prendrez donc part au parti, que j'ai pris, qui est celui d'épouser le Duc de Saxe-Weimar. Vous êtes honnête homme, le Duc aussi, vous pouvez penser que je serai heureuse. J'ose m'en flatter, mais continuez-moi votre bonté et amitié et elles contribueront à me rendre heureuse“ [1]).

Das Schreiben, in welchem sie am 20. Dezember dem Landgrafen von den Absichten des Herzogs Mitteilung macht, ist nicht minder bezeichnend für die zurückhaltende, förmliche Natur Louisens und ihr Verhältnis zu dem Vater, wie der

[1]) Abschriftlich mitgeteilt aus dem Kaiserlich Russischen Familienarchiv.

oben wiedergegebene Brief Karl Augusts an Anna Amalie für den vertraulichen, ungezwungenen Ton, der das Verhältnis dieser beiden zueinander, ebenso wie ihre eigenste Individualität charakterisirt. Der Brief der Prinzessin lautet:

„Mein sehr teurer Vater! Ich habe immer auf Ihre Güte, durchlauchtigster Herr, zu zählen gewagt, und Sie werden mir dieselbe in diesem Augenblick nicht entziehen. Es betrifft den Herzog von Weimar, welcher hier ist und um meine Hand wirbt; da ich es mir nicht getrauen würde, irgendwelchen Schritt ohne die Erlaubnis Ihrer Hoheit zu tun, wage ich es, um Ihre Einwilligung, mein teurer Vater, zu einer Verbindung zu bitten, die, wie ich hoffe, eine glückliche sein wird, da der Herzog einer der rechtlichsten Männer der Welt ist. Geruhen Sie, meine Bitte zu bewilligen und überzeugt zu sein, durchlauchtigster Herr, von dem tiefsten Respekt, mit dem ich verbleibe Ihrer durchlauchtigsten Hoheit sehr demütige, sehr gehorsame und ergebene Dienerin Louise“ [1]).

Die Befriedigung der Herzogin Anna Amalie über diese ihren Wünschen so vollkommen entsprechende Verbindung kommt in einem Schreiben vom 24. Dezember an den Grafen Görtz zum Ausdruck: „Sie kennen,“ heißt es da, „meine mütterliche Zärtlichkeit für meine Kinder; Sie werden daher die Freude begreifen, die ich über den Entschluß meines Sohnes, die Prinzessin Louise zur Frau zu nehmen, empfinde. — — Es ist mir nur leid, daß ich nicht Augenzeuge des neuen Zustandes sein kann, in dem sich mein Sohn jetzt befindet. Sieht er als Verliebter gut aus? Ist er sehr ergriffen?“

Den Abschluß dieser Verhandlungen bilde das Schreiben, in dem Karl August den Landgrafen um die Hand seiner Tochter ersucht:

„Monseigneur! Votre Altesse Sérénissime sera informée des sentiments que je porte à Mad. La Princesse Louise, Sa fille cadette, et des voeux, que je forme d'oser unir mes jours avec les siens. Mad. ma Mère l'ayant approuvé comme Votre Altesse le verra par la lettre ci-jointe, j'ose Vous en demander Votre consentement paternel. Elle assurera le bonheur de ma

[1]) Abschriftlich aus dem Hessischen Hausarchiv.

vie et rien n'égalera ma reconnaissance que le respect filial, avec le quel je serai toute ma vie, Monseigneur, de Votre Altesse le très-humble et très obéissant serviteur. Charles Duc de Saxe“ [1]).

Der erwähnte Brief Anna Amaliens lautet:

„Monseigneur! C'est au nom de mon fils aîné que je m'adresse à Votre Altesse pour La prier de vouloir bien lui accorder Mad. Sa fille, la Princesse Louise; il se trouvera très-heureux, s'il peut se flatter, que Votre Altesse voudra bien le regarder comme son gendre; il a été à-même d'avoir pu distinguer les mérites de Mad. la Princesse, et il en a été aussi touché qu'il se croit l'homme le plus heureux, s'il pourra se flatter d'obtenir sa main et son coeur. C'est avec mon parfait consentement, qu'il a fait ce choix; et il ne manque rien de plus en son bonheur que le consentement de Votre Altesse. Moi et mon fils, nous nous trouverons très-flattés d'entrer dans cette alliance avec une maison si respectable. C'est avec tout ce sentiment d'estime, et de considération, que j'ai l'honneur d'être de Votre Altesse Sérénissime la très-humble et très-obéissante servante Amélie.“

Äußert Karl August in einem Brief an die Mutter, der noch einmal den Dank für ihre Einwilligung zu seiner Verlobung ausspricht, wie auch an anderen Stellen mehrfach, daß diese Verlobung die Glückseligkeit seines Lebens begründe, so dürfen wir von der Wahrheit dieser wiederholten Versicherung überzeugt sein, da seinem Charakter nichts ferner lag wie ein phrasenhaftes Hineinzwängen in ein unwahres Empfinden. Und wie hätte auch diese Prinzeß, „höchst liebenswürdig im Gespräch, die neben ihrer erhabenen Denkungsart den lebendigsten Sinn für Wohltätigkeit und Menschenwohl, feste Grundsätze, einen entschiedenen Geschmack für Wissenschaft und Künste, vor allem aber eine unerschütterliche Wahrhaftigkeit besaß“, ohne Wirkung auf das für geistige Werte so empfängliche Wesen Karl Augusts bleiben können! Umsomehr als ihre anmutige äußere Erscheinung diese inneren Vorzüge noch anziehender werden ließ.

---

[1]) Abschriftlich aus dem Hessischen Hausarchiv.

Den Zauber ihrer Persönlichkeit lassen die Jugendbilder Louisens wohl erkennen; sie zeigen ein jugendlich-anmutiges Antlitz, von blondem, gepudertem Haar umrahmt. Der liebliche Ausdruck des runden, rosigen Gesichtes wird durch den sinnenden und fragenden Blick der großen, blauen Augen vertieft; aus den Linien des zierlichen Kopfes und Nackens spricht ein ruhiges Bewußtsein weiblicher und fürstlicher Würde, das vereint mit der aufrechten Haltung ihrer mittelgroßen, schlanken Figur ihrer Erscheinung trotz ihrer Jugendlichkeit den Ausdruck stolzer Gelassenheit verleiht.

Diese äußeren Umrisse aber gewinnen geistiges Leben und Farbe durch die unbefangene Schilderung, welche der Bräutigam selbst in einem Brief an Wieland entwirft:

„J'ai trouvé ma Louise comme je l'avais pu désirer, elle n'est pas belle, mais en l'aimant et en lui faisant sentir qu'on l'aime, elle est infiniment agréable. Elle est d'une taille médiocre, les yeux sont grands et à fleur de tête, pleine d'un caractère pensant. Le nez, la bouche sont petits et le tour du visage en tout bien fait. Son coeur est noble, franc et valeureux, elle est très-simple en lui parlant, elle aime avec chaleur et vérité, la vertu est sa déesse, elle loue peu, mais ceux, qui elle croit être dignes de son estime, peuvent être sûr, qu'elle cherchera toutes les occasions pour aggrandir leur réputation. Elle est très reconnaissante, son plus sensible plaisir est à faire du bien, et elle possède toutes ses qualités sans la moindre ostention. Sie besitzt diejenige große Eigenschaft, welche Lessing in Delheim so sehr veredelt, nämlich nie von einer Tugend zu reden, die sie besitzt, es sei denn die höchste Not[1]). Voilà au court le caractère que j'ai pu trouver dans la personne de Mlle. la Princesse Louise, digne fille de feue Caroline de Darmstadt“[2]).

Daß übrigens der junge Karl August schon damals die mit ihm in Berührung kommenden Menschen scharf erfaßte, zeigt auch sein in der Fortsetzung des Briefes vorkommendes Urteil über Klopstock, den er am badischen Hofe kennen gelernt hatte:

[1]) Dieser Satz wörtlich in dem im übrigen französischen Briefe.
[2]) Aus der Vierteljahrsschrift für Literaturgeschichte.

„J'ai fait la connaissance de Goethe, qui vous estime fort et je connais Klopstock, qui me plaît quelque fois beaucoup, car, si j'ose le dire, il me semble, qu'il sent un peu trop qu'il est Klopstock et que ce sentiment a écrasé un peu la sensibilité de la grandeur des autres. Voilà les connaissances les plus intéressantes que j'ai faites, excepté celles de Mayence. Faites bien mes compliments chez vous. Promettez-moi, chérissime ami, qu'aucun long silence, et qu'aucune chose ne trouble en aucune façon Votre amitié pour moi, dont je me glorifie en toute occasion, mais en échange je vous promets que rien au monde ne fera changer mes sentiments. Les peu de moments, que je possède pour moi, je les remplis à écrire maintes et maintes lettres ennuyantes et intéressantes, et le peu de reste, que ces lettres me laissent, je l'emploie à lire Tristram Shandy. On connaît peu ici la bonne littérature allemande. Nous partirons la semaine, qui vient, pour Strassbourg. Je quitte ma Louise véritablement avec grands regrets; aber wie alles Ding unter dem Mond seine Zeit hat, so hat mein Aufenthalt und mein Brief die seinige; diese letzte Wahrheit befiehlt mir, zu schließen; leben Sie wohl und behalten Sie denjenigen in freundschaftlichem Angedenken, welcher mit Leib und Seele ganz und gar der Ihrige ist. Karl August H. z. S. W."

Es ist begreiflich, daß die Herzogin Anna Amalie, so lebhaft sie auch die Verlobung des Sohnes gewünscht hatte, doch in Anbetracht des jugendlichen Alters der beiden Verlobten daran gedacht haben mochte, die Hochzeit selbst noch hinauszuschieben, vielleicht in der Empfindung, daß eine Zeit jugendlicher Gärung, wie sie die Natur Karl Augusts zu ihrer Entwicklung und Reife bedingte, abgetan sein möchte, wenn er die Ehe mit der Prinzessin Louise beginne. Diesem weisen mütterlichen Wunsch trat der Widerspruch des jungen Paares entgegen. Karl August bittet die Mutter freimütig, sie möge nicht durch diese Verfügung das Glück seines Lebens verzögern. Die eigentliche Weigerung aber scheint von der Prinzeß auszugehen, der Karl August von diesem Aufschub gesprochen hatte, ohne jedoch von ihr selbst eine positive Antwort zu erhalten. Erst durch die Generalin von Prettlack habe er erfahren, schreibt er weiter, was die Prinzessin — in verständlichem Zartgefühl schon hier die Verschlossene —

ihm nicht selber zu sagen gewagt, daß sie sich nämlich hier in Karlsruhe zu sehr langweile, und da sie nicht besonders eng mit der Markgräfin liiert sei, welche, wie der Prinz aus eigener Überzeugung beifügt, „bei allem schuldigen Respekt sehr schwer zu verdauen ist", so würde sie nur ungern noch länger warten. Sie wünsche vielmehr in mindestens einem Jahr in Weimar zu sein, als noch länger hier in Karlsruhe zu bleiben, dem einzigen Domizil, das sie habe finden können. Möge ihm die Mutter vergeben, wenn er ihre gnädige Erlaubnis, sich mit all seinen Wünschen vertrauensvoll an sie zu wenden, so ausnutze und ihr dadurch vielleicht mißfalle. So natürlich es ist, daß der Prinz den Wunsch seiner Braut der Mutter gegenüber vertritt, so verstand und teilte er auch vollkommen ihre Empfindung. Denn sein erster Eindruck von den Persönlichkeiten des badischen Hofes lautete ziemlich übereinstimmend mit ihrem Urteil. Er fand den Hof öde und sehr langweilig; der Markgraf, weithin geachtet, sei eine stattliche Erscheinung, aber ungemein kühl bei der ersten Annäherung und die Markgräfin eine fürchterliche Schwätzerin.

Umso lockender mußte es ihm daher vorkommen, die Braut, sobald er mündig sei, der eigenen Mutter zuzuführen, ihr an dem eigenen Hofe eine ihrem und auch seinem Geschmack entsprechende Heimstätte zu bereiten.

Fürchtete die bisher einzig geliebte Mutter jetzt in dem Herzen des Sohnes eine Änderung seiner Gefühle für sie eintreten zu sehen, so bezeugte er durch die in seinen Briefen immer wieder erneuerte Versicherung seiner unveränderlichen Liebe und Verehrung, wie innig seine Verbindung mit ihr geblieben, in der Prinzeß Louise aber werde sie, so schreibt er ihr, eine Angehörige mehr finden, die immer bereit sei, sie zu lieben und zu verehren. Mit einem feinen Empfinden, wie es seine Jugend und seine Art sich zu geben kaum bei ihm hätten voraussetzen lassen, übernimmt er die Vermittlung zwischen Mutter und Braut, als ein Mißverständnis eingetreten, und bittet die erstere, Nachsicht zu haben mit der Prinzeß, welche an dem Hofe, an dem sie sich befinde,

niemanden ihr Vertrauen schenken könne, ihr aber sei die Prinzeß überaus ergeben und achte sie sehr; er selber bürge dafür, daß sie mit der Zeit versuchen werde, ihr dies zu beweisen. Er läßt es sich vor allem angelegen sein, die Mutter zu überzeugen, daß seine Heirat keineswegs irgendwelche Änderung in ihrem Verhältnis zueinander hervorbringen werde, und bittet sie dringend, ihren Wohnsitz künftighin in Weimar nehmen zu wollen, und als sie dies zusagt, ist er überglücklich und hofft, sie nun endlich zu der Gewißheit gebracht zu haben, daß ihre Kinder miteinander wetteifern würden, sie glücklich zu machen.

Die Prinzen, die sich von Karlsruhe nach Straßburg begeben hatten, reisten auf ihren dringenden, von der Mutter erst nach einigem Zögern bewilligten Wunsch von dort nach Paris, wo sie sich einige Monate aufhielten. So eingenommen sie auch von dem Pariser Leben und Treiben waren, so interessante Eindrücke sie auch dort, im damaligen Zentrum des Kulturlebens, empfangen hatten, sie kehrten doch als bewußte Deutsche in ihr Vaterland zurück. Die Rückreise führte sie in den Maitagen 1775 abermals nach Karlsruhe. Dort kreuzte Goethe, der sich mit den Grafen Stolberg auf der Schweizer Reise befand, die Pfade des jungen herzoglichen Paares. „Meine Gespräche mit beiden hohen Personen," schreibt er in Wahrheit und Dichtung, „waren die gemütlichsten, und sie schlossen sich bei der Abschiedsaudienz wiederholt mit der Versicherung: es würde ihnen beiderseits angenehm sein, mich bald in Weimar zu sehen." So kam auch hier, trotz dem abschließenden Zeremoniell einer Hofatmosphäre, die Geist und Leben um sich her verbreitende Erscheinung des Dichters des Werther zu ihrem Recht. Aber vor allem mußte die Jugend auf die Jugend wirken, und so ist es leicht verständlich, wie die Persönlichkeit der Prinzessin Louise, die Goethes Reisegenosse Graf Leopold Stolberg als „eine Fürstin von seltenstem Charakter und einer Größe der Seele, welche jeden Mann merkwürdig machen würde", rühmt, sein Interesse erregen mußte. Trat ihm doch die Tochter der auch von ihm verehrten Landgräfin jetzt als die Braut des ihm per-

sönlich wert gewordenen Herzogs entgegen. Wie anziehend ihr Wesen auf ihn wirkte, läßt der unter dem unmittelbaren Eindruck im Schwärmerton geschriebene Brief an Johanna Fahlmer erkennen: „Louise ist ein Engel, der blinkende Stern konnte mich nicht abhalten, einige Blumen aufzuheben, die ihr vom Busen fielen, und die ich in der Brieftasche bewahre, wo das Herz ist. Weimar kam auch und ist mir gut . . ." Das damals empfangene Bild scheint sich mit unverlöschlichen Zügen seiner Seele eingeprägt zu haben, mehr als zwanzig Jahre später noch ließ er es in einem den Xenien eingefügten Distichon, L.-D. (Louise-Darmstadt) bezeichnet, dichterisch wieder aufleben:

„Eine kannte ich, sie war wie die Lilie schlank und ihr Stolz war Unschuld; herrlicher hat Salomo keine gesehn."

Am 22. Juni kehrten die beiden Prinzen nach Weimar zurück. Die fürstliche Mutter war schon frühzeitig aufgebrochen und erwartete die Söhne in München, einem Dorf bei Berka; dort wurde gemeinsam gespeist, und gegen Abend fand, begleitet von Berittenen der Kaufmanschaft, dem fürstlichen Trompeter- und Husarenkorps, der feierliche Einzug der Fürstin und der Prinzen statt; in der Residenz bildeten die Bürger Spalier, vom Rathaus wurde „Nun danket Alle Gott" geblasen; Fackelzug und Abendmusik endeten die Feier. Es war dies, nachdem am 5. Februar die Verlobung des Herzogs proklamiert und von den Kanzeln unter Aufnahme der fürstlichen Braut in das Kirchengebet verlesen worden war, der erste Gruß der Vaterstadt für den als Bräutigam und demnächstigen Regenten heimkehrenden Fürsten.

Um aber dem Bilde, das wir hier von dem Leben der Zeit, den Persönlichkeiten selbst, zu entrollen gesucht, nicht den realen Boden zu entziehen, der damals wie heute eine wichtige Grundlage und Lebensbedingung bildete, so scheint es nötig, wenigstens im Vorübergehen die finanziellen Verhältnisse zu berühren, die mit der Vermählung Karl Augusts und der Prinzeß Louise in Zusammenhang stehen. Im ganzen legte man wohl zu jener Zeit kaum weniger Wert auf das Geld

wie heute, doch findet in dem auf diese Verbindung bezüglichen Briefwechsel Dalbergs und Mosers die Vermögenslage keinerlei Erwähnung. Anna Amalie leiteten bei dieser Entscheidung höhere Ziele und gewichtigere Gründe. Obgleich auch die weimarischen Lande damals nur einen bescheidenen Ertrag lieferten, und sich die Fürstin zuweilen über die sich als so arm ausgebende Finanzkammer beschwerte, wählte sie die hessische Prinzessin zur Schwiegertochter, wenn es ihr auch bekannt sein mußte, daß, wie wir schon oben erwähnt, das Haus Hessen-Darmstadt sich damals in keiner glänzenden Lage befand.

Mit der Ausfertigung [1]) des Ehekontraktes war hessischerseits der Minister von Moser betraut, während von Weimar aus der Geheimerat Schmidt zu diesem Zwecke nach Frankfurt gesandt wurde; es schienen sich anfangs Differenzen zu ergeben; die Prinzessin Louise, um ihre Meinung über verschiedene Punkte befragt, erwidert darauf an Moser, daß sie diese ganze Angelegenheit sehr wenig befriedige, denn sie möge ebensowenig für ein eigennütziges Geschöpf gelten, wie wünschen, weniger zu haben, als man anfangs festgesetzt; er und die Generalin von Prettlack möchten die Sache nach Gutdünken abmachen.

Reiche Geldmittel waren es nicht, welche die Prinzessin dem weimarischen Hause zubrachte, erst nach der in späteren Jahren ratenweise erfolgten Auszahlung ihres mütterlichen Vermögens belief sich ihre Jahreseinnahme davon auf 2527 Taler. Das in dem fürstlich hessischen Hause übliche Heiratsgut, nach dessen Auszahlung die Prinzessin auf alle Ansprüche an die hessischen Lande zu verzichten hatte, bestand aus 20000 Gulden, als Fräuleinsteuer vom Lande erhoben, und davon war „bei der großen Geldklemme" an den, der sie zusammengeschafft, noch eine Provision von 400 Gulden zu zahlen. Die standesmäßige Ausstattung an allem zum Trousseau gehörigen Inventar, Kleider, Spitzen u. s. w. ward von dem Vater

[1]) Nach den im Weimarischen Hausarchiv befindlichen Akten.

der Braut besorgt, der als Ausstattungsfonds 28 000 Gulden bestimmt hatte. Über ihr mütterliches, wie großmütterliches Vermögen, wie über die von der Kaiserin Katharina erhaltenen russischen Gelder hatte sich die Fürstin eigene Verwaltung und Disposition vorbehalten. Um aber die ungefähre Gleichstellung ihres Heiratsgutes mit dem der Herzogin-Mutter zu bewirken, bewilligte sie von diesem ihrem eigenen Vermögen noch die Summe von 12 400 Gulden als Augmentatio dotis. Weimarischerseits erhielt die Herzogin eine als Leibrente zu betrachtende Morgengabe von 5000 Talern und außerdem 6000 Taler als Hand- und Spielgeld. Für ihren Hofstaat wurden ihr vom Herzog eine Oberhofmeisterin, ein Oberhofmeister, zwei oder drei Hofdamen, zwei Kammerjungfern u. s. w. zugesichert. Im Falle des Todes des Herzogs blieb der Witwe die Erziehung der fürstlichen Kinder, solange sie sich nicht wieder vermählte, überlassen. In dem Fall der Minderjährigkeit eines Sohnes übernahm sie, wie es das fürstliche Hausgesetz vorschreibt, neben dem Tutor legitimus die Regierung. Als Witwengabe wurden 12 000 Taler jährlich festgesetzt als Hypothek auf das Oberamt Eisenach. Aus den detaillierten Bestimmungen heben wir nur hervor, daß an Wildbret in die Küche jährlich zu liefern waren 6 Hirsche, 8 Stück Wild, 12 Rehe, 4 wilde Schweine, 100 Hasen u. s. w.

Bei Gelegenheit dieser Vermählung brachten die einzelnen Stände und Städte dem fürstlichen Paare Ehrengaben dar, so Eisenach Serenissimo 5000 Taler, höchstseiner Gemahlin 2000 Taler, die Stadt Jena 2500 Taler für den Herzog, 1000 für die Herzogin. An die weimarischen Landstände aber erging die Forderung einer Summe von 40 000 Taler zur Deckung der außerordentlichen Kosten des Jahres 1775, die der Regierungswechsel, die Vermählung, die Einrichtung des Witwensitzes der Herzogin Anna Amalie verursacht hatten.

Nun noch ein Blick auf den Trousseau der jungen Fürstin! Da fehlte es nicht an ausgesuchten Schmuckstücken, Armbändern, Ringen, Knöpfen und Schnallen aus Edelsteinen

und Perlen. Auch eine vollständige silberne Toilette wird erwähnt, gewiß im reinsten Rokokostil mit ziselierten Guirlanden und Buketts geschmückt, die in verschiedenen Farben übergoldet erschienen. Uns die junge Fürstin im Glanz ihrer Hochzeitstage vorzustellen, hilft der Bericht, daß sich unter den aus Marseille bezogenen Seidenstoffen für ihre Ausstattung 15 Ellen rosa-brochierter Atlas befanden, die Elle zu 25 Taler; dann auch ein schwerer Atlas, die Elle zu 36 Taler, reich mit Paramenten verziert, wie gepunkteter Atlas und anderer reichgestickter Stoff, so daß diese fünf Roben samt der dazu gehörigen Verzierung die immerhin ansehnliche Summe von 2293 Talern kosten, während die Rechnung für Winterkleider, darunter eines von grünem Samt, 1280 Taler beträgt.

Doch nehmen wir nach diesen Abschweifungen den Faden der Ereignisse wieder auf. Für das kleine Weimar war der Sommer von 1775 und der darauffolgende Herbst in der Tat eine bewegte Zeit. Am 3. September wurde mit großer Feierlichkeit der Regierungsantritt des an seinem neunzehnten Geburtstage mündig erklärten Fürsten begangen. Am 18. September reiste der junge Herzog, von Mutter und Bruder bis nach Eisenach begleitet, zur Hochzeit nach Karlsruhe ab. Anna Amalie hatte in der Abwesenheit des Sohnes die Leitung der Geschäfte wieder übernommen. Die Abkündigung der hochfürstlichen Vermählung, welche am 3. Oktober in Karlsruhe stattgefunden hatte, ward in den weimarischen Landen durch Absingung des Dankliedes „Herr Gott, dich loben wir" gefeiert. Vorbereitungen für geplante Feierlichkeiten bei der Heimführung der zukünftigen Gemahlin des Herzogs sollten auf Wunsch der Herzogin Anna Amalie, wohl aus Rücksicht auf die Kosten der beiden bereits von der Bürgerschaft in so kurzer Zeit dargebrachten Festlichkeiten, unterbleiben, da „Wir ebensowenig als Unseres gedachten, freundlich geliebten Sohnes Liebden an dergleichen mit viel Zeitverlust und Kostenaufwand auch respektiver Feuersgefahr verknüpften Festivitäten ein Gefallen tragen".

Am 3. Oktober wurde die Vermählung Karl Augusts mit

der Prinzessin Louise in Karlsruhe feierlich vollzogen. Leider fehlen alle Berichte von der äußeren Festlichkeit, und aus der Zahl der konventionellen Schreiben, in denen den hohen und niederen Fürsten des Deutschen Reiches und den fremden Potentaten die Anzeige dieser Verbindung gemacht wurde, lassen nur einige, etwas persönlicher gefärbte Briefe die innerliche Stimmung erkennen. Schon die äußeren Umstände dieser ihrer Hochzeitsfeier an einem fremden Hofe — ihr Vater, eingerostet in seine Eigenart, war der Hochzeit seiner jüngsten Tochter ferngeblieben — mußten die junge Fürstentochter ihre Vereinsamung schwer empfinden lassen und es ihr zu Bewußtsein bringen, wie sie, losgelöst von den Ihrigen, sich ihrem künftigen Geschick gegenüber einzig auf sich selbst angewiesen fand. Erwägungen solcher Art lassen ihre heftige Gemütsbewegung an diesem Tage begreiflich erscheinen, von der sie selbst dem Großfürsten schreibt: „Permettez-moi, Monseigneur, que je vous fasse part de mon mariage avec le duc de Saxe-Weimar, qui fut célébré hier; vous auriez eu pitié de moi, en me voyant ce jour, je fus dans l'état le plus violent. Et je rends grâce à Dieu, qu'il soit passé“ [1]).

Der Moment dieser Vermählung, welche die Prinzessin Louise die Gemahlin Karl Augusts werden ließ und ihr an seiner Seite die Stelle anwies, an der sie als die würdige Gefährtin seines Strebens und Wirkens ihre Seelen- und Geistesgröße bewähren und sich gleich ihm ein bleibendes Andenken erwerben sollte, lenkt die Blicke über die Grenzen eines fürstlichen Familienfestes hinaus.

Der Gang der Geschichte läßt einzelne Gestalten die Richtung ganzer Epochen verkörpern, und für uns Deutsche findet die Geschichte zweier Dritteile des achtzehnten Jahrhunderts ihren lebendigsten Ausdruck, wenn auch auf den verschiedensten Gebieten, in den Persönlichkeiten Friedrichs des Großen und Karl Augusts. So dürfte es angemessen erscheinen, diese Blätter, die uns weit zurückgeführt haben in

[1]) Abschriftlich aus dem Kaiserlich Russischen Hausarchiv.

das friedericianische Zeitalter, hier an der Schwelle der weimarischen Glanzzeit mit dem Schreiben zu schließen, in welchem Karl August, für sich und seine junge Gemahlin sprechend, dem erlauchten Oheim die Mitteilung seiner Vermählung macht:

„Ew. Majestät hat mich an Ihre Güte gewöhnt und im vollen Vertrauen darauf beeile ich mich, Ihnen mitzuteilen, daß meine mit der Prinzeß von Hessen-Darmstadt vereinbarte Vermählung gestern abgeschlossen worden ist. Geruhen Sie, Ihr Wohlwollen weiter zu erhalten einem Paar, das vereint Ihnen die tiefste und aufrichtigste Hochachtung entgegenbringt, das sich als des schönsten Ruhmestitels erfreut, durch die Bande des Blutes dem größten der Könige und Menschen anzugehören, das die glühendsten Wünsche für Ihre Erhaltung hegt, und das alle Anstrengungen machen wird, Ihren Schutz zu verdienen. Mit diesen Empfindungen der Ehrfurcht und der höchsten Bewunderung habe ich die Ehre zu sein Ew. Majestät gehorsamer, ehrfürchtig ergebener Diener und Neffe“ [1]).

[1]) Aus den Akten des Weimarischen Archives.

Zweiter Abschnitt

Herzogin Louise und das Weimar der Dichterzeit

I

Empfang in Weimar. Anna Amalie und Louise. Louisens Beziehungen zu den Vertretern der Literatur und Dichtkunst. Louisens Mitteilungen an Lavater. Goethes Verehrung für die Fürstin. Lila. Herders Gedicht zum 30. Januar 1777

Am 17. Oktober 1775, einem Dienstage, näherte sich das junge Herzogpaar seiner Haupt- und Residenzstadt. Mattes Herbstlicht umfloß die Linien der Landschaft, die sich, von waldbesetzten Hügeln umzogen, in bescheidener Anmut, ohne Anspruch auf einen Vergleich mit den lachenden Fluren ihrer südwestlichen Heimat vor dem Blick der jungen Fürstin ausbreitete. In sanftem Abfall erstreckte sich das Land, hier im grünen Schimmer herbstlicher Wiesen und junger Saaten, dort wohlbestellte braunschollige Ackerfläche von den flachen Bergrücken hernieder bis zu der kleinen Stadt, die mit ihren Türmen aus der Senkung der Hochebene hervorschaute, vom Licht der Nachmittagssonne umsäumt. Für die Zukunft Karl Augusts und Louisens ein symbolischer Gruß der heimatlichen Natur: der Boden, der wohl zubereitet auf künftige, goldene Ernte verwies, der Strahlenglanz, der das bescheidene Weimar verklärte!

Und wie draußen die Natur in ahnungsvoller Sprache, so hatten auch die Menschen drinnen in dem Städtchen, das noch ein Jahr später einer seiner dort einziehenden Geistes-

heroen als ein Mittelding zwischen Dorf und Stadt bezeichnen konnte, einen feierlichen Empfang gerüstet. In seinen engen Straßen herrschte freudige Bewegung; „hatten sich doch eine unglaubliche Anzahl von Untertanen und eine große Menge von Fremden eingefunden, um Zeuge des festlichen Einzuges zu sein. Am Weichbild der Stadt, die damals zum Teil noch mit Graben und Mauern umgeben war, warteten, vom Stadtrat geführt, Bürgerschaft und Innungen mit ihren Fahnen und Musikchören des bunten Zuges, der von Nohre her auf der Erfurter Chaussee herankam. Die an dem Webicht auf der Höhe vor dem Kegeltor aufgestellten Kanonen verkündeten am Nachmittag gegen vier Uhr die Ankunft der Landesherrschaft, die der Prinz Konstantin bereits an der Landesgrenze begrüßt hatte. Von dem Erfurter Tor her, an dessen Ehrenpforte Pauker und Trompeter den Willkommen herabschmetterten, nahm der Zug seinen Weg an dem Palais der verwitweten Herzogin vorüber durch die geschmückte ‚breite Gasse' zum Markt mit seinen hochgiebeligen Häusern. Die auf dem Rathaus aufgestellten Chöre mischten sich mit dem Hörnerklang der sechs blasenden Postillone, die den Zug eröffneten, ihnen folgte ein Trupp berittener Bürger und dann die jenaischen Herren Studiosi zu Pferd, diesen schloß sich das fürstliche Husarenkorps und die Jägerei an, die mit ihren eigenen Waldhornisten, wohl siebzig Mann in Uniform, einen prächtigen Anblick boten. Unmittelbar darauf folgte, von den Vertretern der weimarischen Kaufmannschaft begleitet, der herrschaftliche Wagen, in dem sich die fürstlichen Neuvermählten mit dem Statthalter von Dalberg und dem Grafen Görtz befanden; Wagen der Suite bildeten den Schluß" [1]).

Mit der fragenden Spannung, die sich beim Eintritt in eine neue Heimat jeder empfindenden Seele aufdrängt, mag wohl das Auge der Prinzeß über die freudig grüßende Menge hingeschweift sein zu den unansehnlichen Häusern der kleinen

[1]) Nach dem am darauffolgenden Sonnabend erschienenen Bericht des weimarischen wöchentlichen Anzeigers.

Straßen, und von dem nüchternen Bau des Fürstenhauses, dem einstweiligen Wohnsitz des jungen Paares, mag es zwischen dem altertümlichen Giebelbau des Roten Schlosses und der stuckgeschmückten Fassade der Bibliothek, die den Platz begrenzen, hinübergeblickt haben zu den Ruinen des eigentlichen Fürstenschlosses. Wer vermöchte zu sagen, welche Eindrücke diese äußere Umgebung ihres künftigen Lebens wachgerufen haben? „Und schon präsentiert das zur Parade vor dem Fürstenhause aufgestellte Infanteriekorps die Waffen; die Herrschaften werden beim Verlassen des Wagens von den versammelten Ministern und Räten, von den Kavalieren und Damen des Hofes begrüßt und in den großen Saal geleitet, wo die durchlauchtigste Mutter mit dem Prinzen Konstantin von ihrem Gefolge umgeben ihrer harrte. Anna Amalie selbst führt nach zärtlicher Bewillkommnung die junge Herzogin in ihre Gemächer." So war Louise Weimaranerin geworden, Fürstin, die Untertanentreue fordern durfte, wie sie landesmütterliche Pflichten zu erfüllen hatte.

Leidend und angegriffen von den Anstrengungen der Reise verließ die junge Fürstin in den nächsten Tagen ihre Zimmer nicht. So blieb sie wohl den Festlichkeiten fern, die die weimarische Bürgerschaft, deren ganzer feierlicher Einholungszug Erlaubnis erhalten hatte, gleich nach der Ankunft der hohen Herrschaften unter Anführung des Rates an dem Fürstenhause vorüberzugehen „und devotest zu salutieren", dem Fürstenpaar auch in den nächsten Tagen darbrachte. Denn trotz des früher erwähnten, von der Regentin-Mutter geäußerten Wunsches, die für die Heimführung der Gemahlin des Herzogs geplanten Feierlichkeiten möchten unterbleiben, brachten Rat und Bürger eine Abendmusik bei Fackeln, und jedermann endete, wie der wohlunterrichtete Anzeiger versichert, den Tag mit größtem Vergnügen. Tags darauf hielten nicht nur die vorgedachten Landsmannschaften aus Jena bei Überreichung ihres Glückwunschcarmens eine feierliche Abendmusik, sondern auch die gesamte fürstliche Jägerei zu Pferde in ihren Staatsuniformen mit reitendem Korps von Pauken und Trompeten durften die

gnädigsten Herrschaften durch ihren prächtigen Aufzug und ihre Musik erfreuen, und am folgenden Tage wurde den Gymnasiasten die Gnade zu teil, ihre Festkantate aufführen und überreichen zu dürfen.

Die Gedichte, die bei diesem Anlaß dem jungen Paar gewidmet wurden, lassen freilich nicht ahnen, daß sich Weimar unter seiner Herrschaft zu einem Sitz der Musen erheben sollte, wenn auch eins der Carmina in schwülstiger Prophezeiung ausklingt:

„Wimariensium nah dem Falle
Soll aufsteh'n und sein Haupt soll bald
Wie Zedern über allen Wald
Hoch über Deutschlands Fürsten alle
Empor sich heben;
Meinen Segen will ich auf dies mein Erbe legen."

Bezeichnender für die Stellung, die schon das damalige Weimar in den Augen der Gebildeten behauptete, klingen die lateinischen Strophen, in denen Anisse de Villoison, ein französischer Hellenist von großem Ruf, der in Beziehung zu Wieland stehend dem Herzog während seines Pariser Aufenthaltes näher getreten war, die Vermählung Karl Augusts und Louisens, Anna Amalie und Weimar verherrlichte. Doch hatte sich der über Weimar so genau unterrichtete Franzose vorher von Knebel gründliche Auskunft über alle Einzelheiten und die fürstlichen Personen selbst erbeten.

Diese Heimkehr an der Seite der Gemahlin bezeichnet in der Tat erst den eigentlichen Regierungsantritt Karl Augusts, der, wie berichtet, zwar schon am 3. September offiziell die Herrschaft übernommen, sie aber für die Dauer seiner Reise zur Vermählung in die Hände seiner Mutter zurückgelegt hatte. So waren es der Lage der Dinge entsprechend *werdende*, und daher noch keineswegs abgeklärte oder endgültig geordnete Verhältnisse, in die das junge Paar eintrat. Hatte man auch für den Herzog einen eigenen Hofstaat ins Leben gerufen und für die Herzogin eine ihrem Rang entsprechende Umgebung geschaffen, welcher die Gräfin Gianini als Ober-

hofmeisterin, die Fräuleins von Wöllwarth und von Waldner als Hofdamen angehörten, so zeigten sich doch hie und da noch Lücken. Am 30. Oktober wurde Graf Görtz zu ihrem Oberhofmeister ernannt, später erst ihre Kammerherren.

Noch fehlte dem Hofe der sichere Zuschnitt einer längst eingegleisten Ordnung, die jeden von selbst an den ihm gebührenden Platz weist. Ein Zustand, der nicht ohne Rückwirkung auf die Fürstin sein konnte, die ein angeborener Sinn für das Schickliche Wert auf äußere Formen legen ließ. Auch mochte der Aufenthalt an befreundeten Höfen, auf den sie sich nach der Mutter Tode angewiesen fand und der sie eine beschleunigte Vollziehung der Ehe hatte wünschen lassen, ihre Empfindlichkeit für ihre eigene Stellung gesteigert haben, wie sie denn überhaupt in ihrem ausgeprägten Gefühl für Fürstenwürde und Fürstenpflicht einen Maßstab für die Beurteilung der ihr entgegentretenden, neuen Verhältnisse besaß. Nötigten sie diese hie und da für ihr zukommende Rechte einzutreten, so stieß sie anderseits auf dem Gebiete geistiger und geselliger Beziehungen ohne Geltendmachung ihrer Ansprüche auf unüberwindliche Mächte.

Selbstverständlich, daß Anna Amalie, auch wenn sie auf die Stelle der regierenden Fürstin verzichtet hatte, innerhalb der geselligen und geistigen Sphäre Weimars die führende Stellung behauptete, die sie sich selbst geschaffen hatte, zu der ihre persönlichen Vorzüge sie bestimmt erscheinen ließen. Diese im Verein mit dem Rufe ihrer bewährten Regententugend und der Anerkennung, die sich ihre hervorragende Persönlichkeit über Weimars Grenzen hinaus errungen hatte, verliehen ihr einen Nimbus, der von vornherein die neben sie tretende Schwiegertochter in den Schatten stellen mußte. Hatte sie mit klarem Blick und angestammtem Regentensinn, der sie geeignete Menschen an verantwortungsvolle Posten stellen ließ, Weimar aus kleinstaatlicher Bedeutungslosigkeit herausgehoben und die Möglichkeit für Karl Augusts späteres Wirken angebahnt, so sah sich jetzt die in der Mitte der Dreißiger stehende Fürstin mit allen ihren Fähigkeiten zu lebendigem Wirken aus dem Ge-

biet des tatsächlichen Lebens, in die Welt des Geistes verwiesen.

In dem von ihr erworbenen Fritschschen Palais an der Esplanade hatte sich Anna Amalie schon vor dem Regierungsantritt des Sohnes eine häusliche Umgebung nach ihrem Geschmack geschaffen, einen Musensitz, dessen natürlichen Mittelpunkt ihre anmutige, geistvolle Persönlichkeit bildete. Hier im Musikzimmer ertönten Harfe und Pianoforte zu ihren Kompositionen; der Zeichensaal nebenan sah sie, die Schülerin von Krauß und Öser, mit ihren Hofdamen Bleistift und Pinsel führen. Ernsten, wissenschaftlichen Studien war ihr Schreibkabinett geweiht, künstlerische und philosophische Probleme beschäftigten sie, und mit Eifer trieb sie später das Studium des Griechischen. Künstlerisch-literarisch angehaucht waren auch die Personen ihres Hofstaates, Einsiedel, Seckendorff und Thusnelde von Göchhausen. In den geselligen Kreis, der sich in ihren Gesellschaftsräumen um sie sammelte, pflegte sie vor allem geistige Elemente hereinzuziehen. In diesem menschlich-natürlichen Verkehr, der Geist über Rang setzte, lösten sich unmerklich die alten, in feierliche Etikette geschnürten Formen, und wenn hier an ihrer Tafel Goethe und Wieland die ganze Skala ihrer Geistesblitze wie ein glühendes Feuerwerk unbedenklich entfalteten, so konnten sie immer auf das Verständnis der Fürstin rechnen, die, selbst eine geistsprühende Natur, frei und unbefangen, wie sie sich selbst gab, andere zu nehmen wußte. Die Lebhaftigkeit ihres Empfindens, die leichte Anmut ihrer Liebenswürdigkeit, ein Erbteil des italienischen Blutes der Este, das in ihren Adern floß, gab dem Verkehr mit ihr einen eigenen Zauber, der wie ein Talisman Vertrauen und Liebe erweckte, jeden ihr gegenüber sich in seinem hellsten Lichte zeigen ließ. Dieser vollentfalteten Individualität gegenüber mußte die ruhige, knospenhafte Zurückhaltung der lieblichen jungen Herzogin doppelt fühlbar werden.

So fand sich Louise von Anfang an in die Rolle einer Zuschauerin verwiesen an einer Stelle, wo sie vielleicht gehofft hatte, die Handelnde zu sein. Aus der Beobachtung erwächst

Kritik. Das Verhältnis Louisens zu Anna Amalie blieb stets ein kritisch-kühles. Das wachsende Bewußtsein ihres gerade der Herzogin-Witwe gegenüber nicht zu seiner Geltung gelangenden geistigen Wertes, ihrer nie zu ihrem Rechte kommenden Jugend dem frohen Lebensgenuße Anna Amaliens gegenüber, mischte der Beurteilung ihrer Schwiegermutter einen bitteren Zug bei. Überbrückte ein der Etikette entsprechender, freundlicher und reger Verkehr äußerlich diese Kontraste, in ihrem Innersten mußten sich diese beiden Naturen doch fremd bleiben. Auch der beiden eigene, klare Verstand, die Freude an Kunst und Wissenschaft bewegte sich in entgegengesetzter Richtung; fand der Geschmack der Herzogin-Witwe Freude an dem leichten Geistesspiel und dem kaustischen Zuge französischer Aufklärungszeit, so suchte die junge Herzogin den Wert von Literatur und Bildung in einer durch sie bewirkten Geistesserhebung. Heitere Erfüllung krönte das Leben Anna Amaliens, das Louisens verlief unter dem harten Gesetz der Versagung.

Haben wir vorgreifend hier die Summe für das Lebensverhältnis der beiden Fürstinnen gezogen, so kehren wir nun zu Louisens Eintritt in den weimarischen Kreis zurück. Hier grüßte die junge Fürstin eine Folge glänzender Feste. Aus der Reihe der neuen Erscheinungen, die bei dieser Gelegenheit an ihr vorüberzog, griff sie schon in den ersten Tagen mit dem sie auszeichnenden Gefühl für wahren Menschenwert Frau von Stein heraus, die ihr bald eine Freundin werden sollte. Vor allem war es der damals viel in Weimar weilende Dalberg, dem sie als dem Freunde ihrer verewigten Mutter ihre Sympathien entgegenbrachte, und auch Graf Görtz, dessen sie noch im Alter mit warmer Freundschaft gedenkt, hat schon damals ihre Achtung gewonnen. Zwischen den beiden Hofhaltungen entfaltete sich ein bewegtes, geselliges Treiben, Cour und Konzert wechselte mit Ball und Picknick. Und mitten in dieses bunte Getümmel tritt der Zauberer, der mit magischen Fäden seinen Namen und sein Geschick mit dem des weimarischen Fürstenhauses verknüpfen sollte, der in dem Zauberspiegel seines Genius diese Zeit und ihre Persönlichkeiten in

unvergänglichem Jugendglanz erstrahlen läßt. Am 7. November traf Goethe in Weimar ein. Ein Ereignis, das uns an die Schwelle der weimarischen Genieperiode führt, die als erste Bekundung des einzigartigen Freundschaftsbundes zwischen Fürst und Dichter in wechselseitiger Berührung den Genius des Dichters wie die Kraftnatur des Fürsten unruhig aufflackern macht.

Für Karl August bedeuten diese Jahre toller Kraftvergeudung und unsteten Umtreibens, in die ihn unruhiger Tatendrang und jugendliche Lust am Abenteuerlichen hineindrängten, einen für seinen Entwicklungsgang unausbleiblichen Gärungsprozeß, dessen rauhe Ausbrüche selbst der überlegenen Goethenatur zu schaffen machten.

In weiser Voraussicht hatte Anna Amalie durch frühe Verlobung nach seiner Neigung und herausgeschobene Vermählung dem Sohne Zeit lassen wollen für das Ausbrausen jugendlichen Ungestüms. Der Wunsch der Braut hatte dies vereitelt; nun fand sich die junge Gemahlin, eine innerlich gefestete Natur, mit hineingezogen in das kraftgenialische Treiben. Für das unglückliche Verhältnis Karl Augusts und Louisens in jenen ersten Jahren hat man vielfach die Freundschaft des Herzogs zu Goethe, das Treiben des Dichterkreises, den er nach Weimar zog, verantwortlich zu machen gesucht, und die Herzogin des Hochmuts gegen jene Kreise, die ihr den Gemahl entfremdeten, geziehen. Beides mit Unrecht. Wenn auch äußere Verhältnisse und Einflüsse mitbestimmend gewesen sein mögen, so lag doch die letzte Ursache ihrer unbefriedigten Ehe in der unvereinbaren Eigenart ihrer Naturen. Wohl befähigt, geistige Größe zu würdigen, entbehrte Louise, in deren werdendem Charakter schon die Mutter die Weichheit vermißt hatte, jene sanfte Nachgiebigkeit, mit der eine unbedeutende Frau vielleicht über Karl Augusts rauhe Rücksichtslosigkeiten hinweggegangen wäre. So aber stieß Stahl auf Stein. Von einem solchen Zusammenstoß berichtet Goethe (Januar 1776): „Ich sah ihr in die Seele und begreife nur nicht, was ihr Herz so zusammenzieht, und doch wenn ich nicht so warm für sie wäre,

sie hätte mich erkältet. Ihr Verdruß über des Herzogs Hund war auch so sichtlich. Sie haben eben immer beide unrecht. Er hätte ihn draußen lassen sollen und da er hinnen war, hätte sie ihn eben auch leiden können."

Vielleicht hatte Louisens Verstand, ihr Gemüt sich längst ein Bild entworfen von dem Regenten und Gemahl, das sie nicht in Einklang zu bringen vermochte mit der Wirklichkeit und den Anforderungen, die diese ihr als der Gemahlin Karl Augusts auferlegten. Sie mochte sich, oft von ihm gänzlich unbeabsichtigt, durch seine Vernachlässigung äußerer Formen gekränkt fühlen und empfand sich trotz ihrer jugendlichen Anmut dem Gatten gegenüber ohne die persönliche Wirkung, in der für die Frau ein Ausgleich liegt für die in der Ehe verlangte Hingabe des eigenen Selbst. In ihrer weiblichen Würde verletzt, von allen Seiten auf sich selbst zurückgewiesen, begann das Wesen der Herzogin bald schon jene Zurückhaltung anzunehmen, die ihre natürliche Gefühlswärme erstickt zu haben schien. Ein Vorgang, der sich naturgemäß erst in einer längeren Reihe von Jahren vollzog; der Herzogin selbst hat hochgesinnter Fürstenstolz neben ihrer persönlichen Verschlossenheit in den ersten Jahren wie auch später das Siegel der Schweigens auf die Lippen gedrückt. Jede Aussprache über das Verhältnis zu ihrem Gatten, jede Klage, auch in intimeren Schreiben an die Ihrigen, vermeidet sie. Dennoch klingt durch fast alle ihre Äußerungen und Briefe der Grundton einer herben Resignation hindurch.

Diesem hoheitsvollen Schweigen gegenüber müßte jede Berührung ihres Verhältnisses zu Karl August als Indiskretion erscheinen, wenn nicht gerade in diesem Grundbedingungen für die spätere Entfaltung ihrer Persönlichkeit, „die man sich aus sich selbst heraus entwickeln sehen muß", enthalten wären. Um dieser allmählichen Umgestaltung in all ihren feinen Wandlungen nachzugehen, um ihrer jemaligen Haltung gerecht zu werden, bedarf es einer eingehenderen Darstellung. Allein wie das Spiegelbild der Natur in tiefem, klarem Wasser trotz größter Deutlichkeit nicht die Schärfe besitzt, mit der die Natur unmittelbar

wirkt, so erscheint die Spiegelung dieses Verhältnisses auch nur gebrochen in den Berichten der Zeitgenossen, auf die wir als Material angewiesen sind, und doch können wir, wie die Wasserfläche erzittert, wenn ein Windstoß die Bäume am Lande bewegt, die einzelnen Phasen desselben genau darin verfolgen, und wie die darübergleitenden Gestirne ihr bald Licht, bald Schatten verleihen, so färben die wechselnden Ereignisse, die durch sie bewirkten Eindrücke auch dieses Spiegelbild. Denn was die Fürstin selbst verschwieg, fand ein Echo in dem Anteil, mit dem die Dichter und Schriftsteller, die das Geschick Karl August und Louisen als Lebensgefährten bestimmt hatte, ihre Persönlichkeiten wie ihre Lebensschicksale begleiten.

In der Tat durften wir die Vermählung Karl Augusts und Louisens beinahe als literarisches Ereignis bezeichnen, indem die führenden Geister dieser vorwiegend literarischen Epoche von der Vereinigung der durch ihre Traditionen wie durch ihre persönlich bekundete Vorliebe für geistiges Leben ausgezeichneten Fürstensprossen die Verwirklichung ihrer dichterischen Utopien in Weimar erwarteten, sie umso sicherer erwarten konnten, als nun auch Goethe, auf dessen Genius als das neuaufgehende Dichtergestirn sich schon ihre Augen gerichtet hatten, dem jungen Paare nach Weimar gefolgt war. Wie aber gestalteten sich die Beziehungen des Fürstenpaares zu diesen Vertretern der Literatur und Dichtkunst und wie stellte sich die Herzogin insbesondere zu ihnen? Die Erinnerungen an Darmstadt, wo Goethe und Herder zuerst in ihren Horizont getreten waren, die später in Karlsruhe angeknüpfte Bekanntschaft mit Klopstock und die Freundschaft mit Lavater hatten Louise in persönliche Verbindung mit den dichterischen Kreisen der Zeit gebracht, die Vorbilder ihrer Mutter, des Markgrafen von Baden sie die Bedeutung geistigen Lebens für das Wirken der Fürsten kennen gelehrt. Umso selbstverständlicher mußte es ihrem eigenen bildungseifrigen Geist erscheinen, daß ihr Gemahl, der Zögling Wielands, der Freund Goethes, auch seinerseits, indem er den Verkehr mit Dichtern und Gelehrten pflegte, sie um sich sammelte, seinem Fürstenberuf gerecht zu

werden trachtete. Neben der Herzogin-Mutter nahm auch Louise lebhaften Anteil an den literarischen Interessen, durch welche der Herzog seinem Hofe und seinem Lande neues Ansehen zu geben suchte. Überaus bezeichnend für die Art ihres persönlichen Empfindens diesen Geistesgrößen gegenüber ist eine ihrer Äußerungen aus dem hohen Alter, in der sie, von dem Gefühl der Ehrfurcht redend, das ihr eingeprägt gewesen sei, bekennt, wie scheu sie selbst in ihren späteren Jahren allen berühmten und großen Männern unter die Augen getreten sei: „Als ich Wieland zum ersten Male sah," erzählte sie daran anknüpfend, „glaubte ich kaum, daß er mich eines Wortes würdigen könne." Hatte sie aber im Verkehr mit von ihr als geistig bedeutend erkannten Persönlichkeiten diese ihrer Jugend so wohl anstehende Zurückhaltung abgestreift, so mußte sie durch die verständige Art ihrer Unterhaltung unendlich anziehend wirken. So schildert sie uns der ältere der im November 1775 in Weimar weilenden Stolbergschen Brüder: „Heut mittag hatten wir die Herzogin zwischen uns! Verstand wie ein Engel und durch ihre anscheinende, nach und nach sich entnebelnde Kälte leuchtet das liebenswürdigste Herz hervor. Mit ihr von Lavater zu sprechen, war mir inniger Genuß . . ."

Natürlich erwiesen sich die alten Beziehungen als die stärksten, und so sehen wir Lavater, mit dem die Fürstin seit ihrer persönlichen Bekanntschaft eine jener Seelenfreundschaften verband, die, für das Wesen dieses Propheten des achtzehnten Jahrhunderts so charakteristisch, doch nur in den ersten Jugendjahren mit der Individualität Louisens vereinbar erscheint, den ersten Platz behaupten und die sonst so verschlossene Seele Louisens sich ihm in jenen ersten Zeiten des weimarischen Lebens öffnen. Er war es auch, der den Namen der Herzogin in die Literatur einführte, indem er ihr, die wir schon als angehende „Physiognomistin" kennen gelernt haben, den zweiten Band seiner Physiognomischen Fragmente widmete „mit dem Wunsch und der beruhigenden Hoffnung, daß Ew. Durchlaucht Wahrheit, Nutzen und Vergnügen daraus schöpfen, sich aufs neue Ihrer Menschheit und des Vaters der Mensch-

heit freuen werden. Mehr sage ich nicht, denn ich weiß, daß Ihr Herz zu der wahrsten Empfindung rein gestimmt, das beste Gefühl schon entweiht achtet, wenn es in Worte übergeht." Wie fein er die Herzogin in dieser Scheu vor der Aussprache von Gefühlen erkannt hatte, bezeugt ihre Antwort (vom 2. Februar 1776), die von doppeltem Interesse ist, da sie nicht nur ihr eigenes Empfinden, sondern auch ihre persönlichen Verhältnisse beleuchtet.

„Nun ja, weil Sie es denn wünschen, nehme ich ihre Zueignung an; aber nicht zu viel gesagt; vielleicht glauben Sie mich besser, als ich in der Tat bin; Goethe und der Statthalter sollen Richter sein; es wäre wohl am besten, ich wär's selbst. Ich hätte Ihnen soviel zu sagen und kann nichts herausbringen, als daß ich Sie so gern wieder sähe; ich braucht's Ihnen aber nicht zu sagen, Sie müssen's fühlen — und fühlen's auch, daß das einer meiner sehnlichsten Wünsche sei. O, wenn ich Sie jemals wieder sähe! Was das für ein Trost für mich wäre! Ich ersterbe Ihre Freundin Louise."

Was Lavater aus diesem gefaßten Briefe nicht unmittelbar entnehmen konnte, die Trübung ihres ehelichen Verhältnisses, mochten ihm die Briefe anderer zugetragen haben. „Warum kann Karl August den Engel nicht aus meinen Augen sehen," schreibt Wieland unter dem 4. März 1771 an Lavater, „warum kann Louise den edlen, guten, biederherzigen, wiewohl auf halbem Wege verunglückten Heros Karl August nicht mit meinen Augen sehen? Warum? Warum? Was helfen uns die Wenns und Warums. 's ist nun so und soll so sein."

So übersandte Lavater den 13. März (1776) der Herzogin ein Gedicht, das in der ihm eigentümlichen, schonungslosen Aufdeckung fremder Seelenzustände Louisens Leiden beklagt:

„Daß dein erhaben Herz verborg'ne Leiden
Umschleichen, stille Tränen du vergießest,
Vielleicht du keiner schwesterlichen Seele
Den edlen Kummer nur im Blicke
Darfst ahnden lassen, o Louise,
Dies überschauert meine Seele

Mit kaltem Todesschrecken. Weine,
Darf meine Träne dich mit Zutrau'n bitten,
O weine bald von deinen Zähren einige
In mein leicht off'nes, leicht verschloss'nes Herz,
Mit dir, du Engel, wandert oft mein Geist ...
O flüst're mir ein Wort des Schmerzes zu ...
Ein Wort des Trostes, schwach, doch redlich,
Doch warm und mitempfindend, gibt dir
Mein Herz dafür zurück. Oft küss' ich eine
Von deinen Tränen auf, die Glaube dir
Und Leiden stürzte herab vom gottvollen,
Verkannten Blick ... Lass' mich, o Schwester,
Lass' mich, o Mitgenossin meines Daseins,
Mich Mitgenoss' nicht deiner Freuden sein,
Nur deiner Tränen.
Du kennst die Hand, du kennst das Herz,
Das flehende, und eilst auf deinen Armstuhl,
Ergreifst die Feder und — und eine Zähre
Triest hin — und eine Zeile. Ja, Louise,
Sie leidet, glaubt und liebt und hofft und duldet"[1]).

Wohl, Leiden und Dulden war das Los der Herzogin, aber über diese ernste Grundstimmung breitete die buntbewegte Gegenwart ein glänzendes Gewebe von Hoffesten und Maskenbällen, Schlittenpartien und Theateraufführungen. Es war jene Zeit, wie sie uns aus den ersten Briefen Goethes aus Weimar in all ihren Details so lebensprühend entgegentritt. So ungebunden es auch auf Ritten und Jagden bei ausgelassenem Schabernack und in dem intimen Umgang zwischen Goethe und Karl August und seiner Begleitung zuging, der Verkehr mit den Fürstinnen und Damen des Hofes, dem beginnende zarte Neigungen seine Färbung gaben, bot dem Dichter einen Ausgleich. Den Blicken der Nächststehenden aber vermochte dieser unruhige Schimmer eine immer fühlbarer werdende Mißstimmung nicht zu verbergen. „Goethe bringt hier eine große Umwälzung hervor," schreibt Charlotte von Stein an

[1]) Das Original im Großherzogl. Hausarchiv befindlich. Veröffentlicht unter der Überschrift Theona in den 1781 erschienenen Oden und poetische Briefe an Freunde und Freundinnen.

den ihr befreundeten hannöverschen Arzt Zimmermann. „Kann er die Sache wieder in Ordnung bringen, umso besser für sein Genie. Gewiß hat er die besten Absichten, aber zu viel Jugendlichkeit und zu wenig Erfahrung. Warten wir das Ende ab. Unser ganzes Glück ist hier verschwunden, unser Hof ist nicht mehr was er war. Ein Fürst, unzufrieden mit sich und der ganzen Welt, der täglich sein Leben aufs Spiel setzt, obgleich er wenig Gesundheit hat, es zu erhalten, ein noch schwächlicherer Prinz, eine mißvergnügte Mutter, eine unzufriedene Gattin. Alles gute Menschen, die aber nicht zusammen passen." Die hier so nüchtern klargelegte Situation blähten entstellende Gerüchte zu einer ungeheuerlichen auf und die tollen Späße des unter Goethes Führung seine Fesseln sprengenden Menschtums Karl Augusts erhielten in dieser Beleuchtung einen bedenklichen Anstrich. Enttäuschte literarische Hoffnungen, warmer Anteil an dem Los der ihm persönlich bekannten Fürstentochter, führten Klopstock die Feder, als er, ein Hüter dichterischer wie menschlicher Tugend, im Mai 1776 bei Goethe Einspruch erhebt gegen das geniale Treiben am Weimarer Hofe.

„Hier ein Beweis meiner Freundschaft, liebster Goethe! Er wird zwar ein wenig schwer, aber er muß gegeben werden. Lassen Sie mich nicht damit anfangen, daß ich es glaubwürdig weiß, denn ohne Glaubwürdigkeit würde ich ja schweigen. Denken Sie auch nicht, daß ich Ihnen, wenn es auf Ihr Tun und Lassen ankommt, einreden werde; auch das denken Sie nicht, daß ich Sie deswegen, weil Sie vielleicht in diesem oder jenem andere Grundsätze haben als ich, strenge beurteile: Aber Grundsätze, Ihre und meine, beiseite, was wird denn der unfehlbare Erfolg sein, wenn es fortwährt; der Herzog wird, wenn er sich ferner bis zum Krankwerden betrinkt, anstatt, wie er sagt, seinen Körper dadurch zu stärken, erliegen und nicht lange leben. Es haben sich wohl stark geborene Jünglinge, und das ist denn doch der Herzog gewiß nicht, auf diese Art früh hingeopfert. Die Deutschen haben sich bisher mit Recht über ihre Fürsten beschwert, daß diese mit ihren Gelehrten nichts zu schaffen haben wollen. Sie nehmen jetzo den Herzog von Weimar mit Vergnügen aus. Aber was werden andere Fürsten, wenn Sie in dem alten Ton fortfahren, nicht zu ihrer Rechtfertigung anzuführen haben? Wenn es nun wird geschehen sein, was ich fühle, daß geschehen wird!

Die Herzogin wird vielleicht ihren Schmerz jetzo noch niederhalten können, denn sie denkt sehr männlich. Aber dieser Schmerz wird Gram werden. Und läßt sich der denn etwa auch niederhalten? Louisens Gram, Goethe! Nein, rühmen Sie sich nur nicht, daß Sie lieben wie ich! — — — Es kommt auf Sie an, ob Sie dem Herzog diesen Brief zeigen wollen oder nicht. Ich für mich habe nichts dawider. Im Gegenteil; denn da ist er gewiß noch nicht, wo man die Wahrheit, die ein treuer Freund sagt, nicht hören mag. Klopstock."

Was sich aus der Ferne so verderblich darstellte, wie ganz anders mußte es dem erscheinen, der mitten in dem Sturme stehend, doch schon im höchsten Sinn begonnen hatte, Hand ans Steuer zu legen, nicht um jene geträumte, goldene Zeit zu verwirklichen, sondern um alles Menschliche um ihn her der ihm gemäßen Blüte entgegenzuführen. So stolz Goethe in diesem Bewußtsein dem mahnenden Dichter entgegentritt, ebenso berechtigt konnte er den Vorwurf seiner Schuld an Louisens Gram zurückweisen. Es hatte wahrlich nicht erst Klopstocks Briefes bedurft, um Goethe auf den Wert der jungen Herzogin aufmerksam zu machen. Und sie selbst mußte von vornherein den „Doktor Goethe", den sie Lavater gegenüber nach so kurzem Zusammensein als Richter über ihren geistigen Wert aufstellt, in ganz anderem Lichte erblickt haben, als in dem eines bürgerlichen Eindringlings, der ihr das Vertrauen des Gatten entziehe, wie es seine Feinde und Neider bei Hofe ihr wohl vorzustellen suchten. Verkörperte sich doch in ihm ein Stück heimischer Erinnerung für sie, sah sie doch in seiner Hand sich all die Fäden ihrer literarischen Bekanntschaften zusammenspinnen und fand sich auch gerade auf diesem Gebiet in seine Pläne, so in den der Herderschen Berufung nach Weimar, hineingezogen. Dies bezeugt nicht nur Goethes Mitteilung an Herder: die Herzoginnen wünschten ihn. Vielmehr ersehen wir aus Goethes und Lavaters Briefwechsel, daß die Herzogin selbst, wenn auch gegen Goethes Willen durch Lavater, zur Vermittlerin seiner Ansichten über dieses Vorhaben gemacht wurde. Zürnend schreibt dieser dem Züricher Propheten: „Wenn ich ihn ein andermal um etwas frage, so antwort er

mir! — Warum wegen Herders an Louisen?!!!" ... Charakteristisch für die aus diesem literarischen Kreise der Herzogin dargebrachten Verehrung schließt er mit den auf die Reproduktion ihrer Silhouette in den Physiognomischen Fragmenten (S. 327) bezüglichen Worten: „Haben so viele Krieger im Kupfer das Schwert in der linken Faust — mag wohl unser Engel den Stern auf der rechten Brust haben." Aber mit geschäftlichen Angelegenheiten wünscht er trotz aller Hochachtung „den Engel" nicht betraut zu sehen, denn noch im nächsten Briefe tönt sein Groll fort: „Herder wird Generalsuperintendent 2c. — —. Wenn ich Dich künftig frage, so antworte mir. Es kann all gut sein, was Du Dir denkst und wähnst; aber wenn ich frage, mußt Du nie Weibern antworten."

Goethe war, als er dem Rufe des Herzogs nach Weimar folgte, doch immer erst ein in gegenseitiger Schwärmerei ergriffener, in jugendlichem Eifer festgehaltener, seinem persönlichen Wesen nach nur undeutlich erkannter Freund. Und die Atome jener Schwärmerzeit, „als der blinkende Stern auf seiner Brust Weimar nicht hinderte, sein Freund zu werden, als er die Blumen Louisens an seinem Herzen bewahrte", waren im Innersten des Goethe im Hofkleide lebendig geblieben. Durch sein Verhältnis zu Karl August, der ihn mit brüderlichem Vertrauen in die intimen Vorgänge seines häuslichen Lebens hineinzog, fand er sich des öfteren in Berührung mit dessen Gemahlin gebracht. „Die junge Herzogin war heute oben in des Herzogs Stube," schreibt er, „ganz in Gestalt und Wesen eines Engels; sie waren lieb zusammen, sie war auch lieb mit mir." In dem sich bunt durcheinanderschiebenden, aber doch beschränkten Kreise höfischer Geselligkeit folgte ihr sein Blick; nicht nur von der Galerie hinab beobachtete er sie, sondern auch zum persönlichen Verkehr mit ihr gaben ihm alle diese Bälle und Redouten reichlich Gelegenheit.

Und durch seine aufkeimende Freundschaft für Frau von Stein, der einzigen Vertrauten der jungen Fürstin an diesem Hofe, mochte er einen Einblick gewinnen in manche Züge ihres inneren Lebens, die sich zunächst nur weiblichen

Seelen mitteilen. Ja, nicht unmöglich, daß eben ihre Bevorzugung durch die Herzogin anfänglich dazu mitgewirkt hat, Goethe seine erhöhten Sympathien Charlotte zuwenden zu lassen, auf diese das Zuviel der Verehrung, die er der Fürstin darbrachte, zu übertragen. Denn durch die hoheitsvolle, gehaltene, äußere Erscheinung Louisens hindurch hatte sein klarblickendes Auge bald „ihr in die Seele gesehen". Ein Ton leidenschaftlicher Schwärmerei vibriert in allen auf die Herzogin bezüglichen Zeilen Goethes aus jenen ersten Monaten. „Louise und ich leben nur in Blicken und Silben zusammen," schreibt er an die Tante Fahlmer, „sie ist und bleibt ein Engel." Oder ein andermal: „Louise war ein Engel; ich hätte mich ihr etlichemal zu Füßen werfen müssen. Aber ich blieb in Fassung und kramte läppisches Zeug aus. Sie widersprach über eine Kleinigkeit dem Herzog heftig, doch ich machte sie nachher lachen." Liegt in diesen Bekenntnissen die Knospe eines Gefühls verborgen, dessen Zartheit kein in Worte fassen leidet, das seine Blüte nie entfaltete, und das dennoch die Frucht einer lebenslangen, unerschütterlichen Freundschaft getragen hat?

Fester und fester sollten sich die Bande knüpfen, die Goethe an Weimar fesselten; der Herzog hatte ihn mit dem Geschenk des gewünschten Gartens mit seinem bescheidenen Hause einstweilen an Weimar gebunden; mit dem Dekret, das ihn als Geheimen Legationsrat in das Konseil berief, machte er den persönlichen Freund zum mitverantwortlichen für das Wohl seines Landes. An jenem 19. Juni aber, als Goethe diese offizielle Berufung erhielt, berichtet sein Tagebuch von einem Frühstück, das er der Herzogin und Frau von Stein in seinem Garten, der ihm zum ersten Male in Blüten stand, gegeben habe. So einte ihm der Tag, was seinem Herzen am nächsten war. In den darauffolgenden Sommermonaten, als er mit Karl August die Höhen des Thüringer Waldes erstieg, mit ihm in die Tiefen der Erde einfuhr, hatte sein Verhältnis zu dem Fürsten — „im stillen zu neuen Szenen vorbereitet" — eine Vertiefung erhalten, die auch auf seine Beziehungen zur Herzogin, zur Gattin des Freundes, zurückwirken mußte.

Nicht unwahrscheinlich, daß auf diese Wandelung auch Lenzens unglückliche Episode am weimarischen Hof Einfluß ausgeübt hat. Lenz selbst schreibt an den eben nach Weimar gekommenen Herder über die diesem damals noch nicht näher bekannte Herzogin Louise: „So viel Großes habe ich nicht leicht in einem Charakter vereinigt gefunden, der ganz und gar auf sich selber ruht," und schließt, „doch ich sollte mich billig nie unterstehen, etwas auf der Welt zu loben!" Ein nur zu gerechtfertigter Anflug von Pessimismus, denn ist auch der seiner „Eselei" zu Grunde liegende, wirkliche Vorgang nicht zu ermitteln, so ergibt sich doch aus den darauf bezüglichen Mitteilungen, daß auch die Person der Herzogin in diese Angelegenheit hineingezogen war. „Die Sache reißt wieder so an meinem Innersten," schreibt Goethe damals an Frau von Stein, „daß ich erst dadran wieder spüre, was es aushalten kann." Ein erhalten gebliebenes Bruchstück eines Abschiedsbriefes von Lenz an die Herzogin Louise läßt erkennen, daß, obwohl sie es war, die auf seine Entfernung von Weimar gedrungen, dieser haltloseste der Ritter des Sturmes und Dranges doch noch im Augenblick des Bruches die nachsichtigste Güte von seiten der Fürstin erfahren hatte. Ihrem Gebot der Verbannung gehorchend dankt er ihr hier für den Brief, mit dem sie geruht habe, ihm diesen Schmerz zu mildern, und knüpft daran Lichtstrahlen der Hoffnung, daß sie einen Plan nicht aufgeben werde, dessen Ausführung ihn beglücken werde.

Wie ein Ankämpfen klingt es von jenem Sommer an durch Goethes Berichte an Frau von Stein: „Louisen habe ich nur eine Verbeugung gemacht. Sagen Sie ihr, daß ich sie noch lieb habe. Versteht sich in gehörigen termes." — Oder bei Schilderung des in Belvedere am Hofe verlebten Tages bricht er aus: „Louise ist eben ein unendlicher Engel; ich habe meine Augen bewahren müssen, nicht über Tisch nach ihr zu sehen. Die Götter werden uns allen beistehen." Goethe, im letzten Grund doch eben keine Tassonatur, wußte, daß ihm sein Herz gehorche, und unterwarf seine Empfindungen den Gesetzen der Wirklichkeit, die ohnehin mit so vielen neuen Forde-

rungen an ihn herantrat. „Über Karl und Louise sei ruhig," schreibt er (16. September 1776) an Lavater, „wo die Götter nicht ihr Possenspiel mit den Menschen treiben, sollen sie noch eins der glücklichsten Paare werden, wie sie eins der besten sind, nichts Menschliches steht dazwischen, nur des unbegreiflichen Schicksals verehrliche Gerichte. Wenn ich Dir erscheinen und Dir erzählen könnte, was unschreibbar ist, Du würdest auf Dein Angesicht fallen und anbeten den, der da ist, da war und sein wird. Aber glaube an mich, der ich an den Ewigen glaube."

Goethe selbst hatte die Aufgabe gefunden, die ihm die Freundschaft für den Herzog und seine mitfühlende Verehrung für die Herzogin zuwies. Er empfand sich berufen, dem Schicksal die Wege zu ebnen, und suchte die Harmonie seiner eigenen Dichterseele hineinzutragen in ihre „getrennte Gegenwart", damit sich seine Verheißung kommenden Glückes erfüllen möge. Als ein ausgleichender Freund steht Goethe, ein unverrückbarer Pol, von nun an allen Schwankungen ihres ehelichen Verhältnisses gegenüber. Seine persönlichen Beziehungen zur „jungen Herzogin", in die sich das vertrauliche „Louise" seiner Aufzeichnungen gewandelt hat, tragen den Stempel reinster, verstehender Objektivität. Er hatte begreifen gelernt, wie sich ihre feine, von allem sinnlichen Empfinden losgelöste Seele bei jeder unzarten Berührung der Außenwelt schmerzlich zusammen- und auf sich selbst zurückziehen mußte. Aus diesem Verstehen erwuchs für den Dichter, auf dessen Lippe sein Lebensmotto: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut" noch unausgesprochen schwebte, die Pflicht schützender Fürsorge. In seinen Briefen an Frau von Stein läßt sich unschwer verfolgen, wie beide gemeinsam der jungen, leidenden Fürstin die zarteste Hingebung weihen. Ja, es war recht eigentlich sein Verhältnis zu Frau von Stein, das sein mitschwingendes Dichterherz in Berührung brachte mit all den feinen Tonfärbungen einer durch ihre Umgebung nicht ausgefüllten Frauenseele, und Goethe jetzt befähigte, in jenem objektiven Sinn im stillen für die Herzogin zu wirken. Die Fürstin aber, durch eine immer wachsende

Neigung mit Frau von Stein verbunden, erscheint bald als die Vertraute des Seelenbundes zwischen dieser und Goethe; ihr teilt er gleich das den sonstigen guten Freunden vorenthaltene Manuskript der Geschwister, der ersten dichterischen Ausgestaltung dieser Beziehungen, mit. So gründete sich ihre Freundschaft über die äußere Fassung von Fürstin und Dichter hinaus auf den hohen menschlichen Gehalt ihrer beiderseitigen Naturen, denn Louise dankte ihm dies unausgesprochene Erfassen ihrer Lage und ihrer Wesenheit durch ihre nie erschütterte, immer gleich vertrauensvolle Achtung.

Für die biographische Schilderung der Herzogin behauptet Goethe so eine Doppelstellung als Mensch und Dichter. Wie er ihre Tage schmückend, ihre Wege ebnend in der Wirklichkeit des Lebens neben ihr steht, dafür geben seine Briefe und Tagebücher ein zuverlässiges Material. Um aber ihrem Bilde die plastische Abrundung zu geben, die über die bloßen Linien der Wirklichkeit hinaus die Wirkung ihrer Individualität ermessen läßt, gilt es zu versuchen, ihre Gestalt aus Goethes dichterischen Schöpfungen, in die er ihre Züge verschiedentlich verwoben hat, herauszulösen. Eine Aufgabe, auf die an anderer Stelle zurückzukommen sein wird. Hier aber können wir an dem Gelegenheitsstück nicht vorübergehen, das, direkt auf den uns hier beschäftigenden Zeitabschnitt bezüglich, wie ein Ausschnitt aus der damaligen Gegenwart erscheint.

In jener Periode, da man in jugendlichem Feuer der Kunst noch die Macht zutraute, die Wunden der Wirklichkeit zu heilen, mußte wohl auch Goethes Muse gelegentlich solchem Zwecke dienen. Aus diesem Verlangen heraus, die Wirklichkeit durch eine glückliche Fiktion zu korrigieren, entstand „Lila", ein Singspiel, zu dem Goethe bei Öser einen Landschaftsprospekt bestellte mit der Erklärung: „Wir wollen der Herzogin Louise auf ihren Geburtstag auf unseren Brettern (der Liebhaberbühne, auf welcher sich die Hofgesellschaft schauspielerisch produzierte) ein neu Stück geben." Der erste Entwurf des Zauberspiels, wie es am 30. Januar 1777 im kleinen Hofkreise aufgeführt wurde, scheint die Heilung des Gatten

von einem Wahn, der ihn seiner Gemahlin entfremdete, zum Gegenstand gehabt zu haben. Eingeführt von dem Bekenntnis, „daß bei dem Unvermögen und unter Zaubermummerei doch guter Will und Wahrheit sei", fand der Dichter hier Gelegenheit, seine Wünsche und Hoffnungen für die Ehe des fürstlichen Paares als eine durch eine errettende Liebestat zu erreichende Wirklichkeit hinzustellen [1]). Als der Heilbringer, der einer gestörten Ehe, einem aus dem Gleise heiteren Lebensgenusses herausgehobenen Familienkreise das Glück zurückzubringen sucht, tritt uns Goethe hier, scherzhaft vermummt in den Magus des Kreises, „Doktor Verazio", zum ersten Male in der Rolle entgegen, die er sich vorgezeichnet hatte für seine Beziehungen zum herzoglichen Paar wie zum Hofe. Unter den leicht umgeworfenen Hüllen der Personen des Märchenspiels, unter dem von Feenchören unterbrochenen Dialog schimmern die Persönlichkeiten, selbst die momentanen Situationen hindurch. Lila, „die etwas Lebhaftes ohne Fröhlichkeit hat", charakterisiert die Herzogin, der stürmische Baron Sternthal den Herzog. Ein direkter Ausfluß intimer Stimmungen konnte die Dichtung wohl augenblicklich wirken, mußte doch aber der Öffentlichkeit entzogen bleiben. Goethe selbst hat dies empfunden, indem er bald nach dieser Aufführung eine Überarbeitung begann, die bestimmt erscheint, die persönlichen Beziehungen zu verwischen. In dieser erhalten gebliebenen Fassung wird Lila von ihrem Trübsinn, in den sie der vermeintliche Tod des Gatten versetzt hat, geheilt durch die von ihr vollbrachte Befreiung des Gemahls aus der Macht böser Geister. Aber Lilas Schmerz und Trübsinn über den von ihr nicht besessenen Gatten, seine Entfremdung in den Bann unruhiger Geister bleibt der dem Leben entnommene Kern des Stückes in seiner doppelten Gestalt, und prophetisch wahr der Hinweis auf Lilas Bewährung in rettender Tat.

Vor der Unmittelbarkeit einzelner Züge fallen, trotz der veränderten Situation der späteren Fassung, die Masken, so

[1]) Vergl. hiezu Goetheſtudien II. Band von M. Morris.

daß wir vermeinen, die Personen selbst reden zu hören. So wenn die an ihrer Macht über andere verzweifelnde Louise-Lila fragt: „Was vermag ich?" — und der Magus-Goethe ihr antwortet: „Wenig, doch erniedrige nicht Deinen Willen unter Dein Vermögen." „Der Mensch hilft sich selbst am besten," ruft ihr der Dichter durch die Fee Almaide zu, „er muß wandeln, sein Glück zu suchen, er muß zugreifen, es zu fassen. Gütige Götter können leiten, segnen." Und gewiß aus der Seele der Herzogin heraus Lilas Antwort: „Es ist vergebens, ich kann nicht ergreifen, was Ihr mir bietet, Eure Liebe, Eure Güte fließt mir wie klares Wasser durch die fassenden Hände. — Ach, mir ist nicht beschieden, der Erde mich zu freu'n; freundliche Götter senden mir Elend auf mein Glück!" — Oder ein andermal bezeichnend für ihre Empfindung von sich selbst-dem Treiben der anderen gegenüber: „Ich schwanke im Schatten, hab' keinen Teil mehr an der Welt. — Ich sollte nicht behalten, was mir das Schicksal gab." Und scheint nicht Baron Sternthal den Vorwurf: „Ich habe es nie an ihr leiden können. Sie war immer mit ihren Gedanken zu wenig an der Erde," oder die ungeduldige Frage: „Ob ich wohl aushalte, ihr Elend (den traurigen Geistes-zustand, in den Lila verfallen ist) zu teilen, da ich mir so viel Glück mit ihr versprach?" ähnlichen Äußerungen Karl Augusts entlehnt zu haben? Ebenso wie den sich selbst mühsam zur Ruhe zwingenden Trost: „Ich will auch nicht widerspenstig sein und in Geduld vom Himmel erwarten, was mir Menschen nicht geben sollen." Wie läßt nun der Magus Lilas Heilung sich vollziehen? Er weist sie hin auf die ihrer wartenden Aufgaben. Wie zart berührt er in seinem eigenen Anruf an die Gutes wirkenden Mächte: „Erhebet ihr Herz, daß aus der Dunkelheit sich ihre Geister aufrichten, daß sie nicht trübsinnig den großen Endzweck versäume, dem sie heimlich sehnend entgegenhofft," den Wunsch der Herzogin nach ihr bisher versagt gebliebenen Mutterfreuden. Wie zart zeichnet er ihr, die sich vor dem Gedanken fürchtet, fröhlich zu werden, ihre Pflicht vor, nur Fröhliche um sich her zu machen. „Kann dies ein

Unglücklicher?" — „„Dies ist sein schönster Trost.““ Die endliche Lösung aber aus der Gewalt des bösen Geistes muß, von guten Geistern bis an die Schwelle geleitet, die Liebe selbst in rettender Tat vollziehen. Und der Dichter kennt wie kein anderer die Heldenseele Lilas, die er zu den scheinbar in die Gewalt des Dämons gefallenen Gliedern ihrer Familie sagen läßt: „Eure Gegenwart ängstigt mich, Eure Liebe. Nicht die Furcht vor dem Ungeheuer. Stünde er da, Ihr solltet sehen, daß Lila nicht zittert. Eure Liebe, die ich mir nicht zueignen kann, treibt mich von hinnen." Fürwahr ein Motto für das Lebensempfinden der Herzogin, die spät im Alter erst ihre eigene, mutige Tat dies Gefühl ihres Unvermögens, sich die Herzen zu gewinnen, wenigstens für einen Augenblick überwinden lassen sollte. Im Stück aber vollzieht die durch ihre Liebe stark gewordene Lila die Rettung unter dem Gesang: „Sterne! Sterne! Liebe löst die Zauberei." Und glückverheißend feiert der Schlußchor, sich an Lila wendend, die Zukunft des wieder geeinten Paares.

„Zu neuem Leben
Sei du auch uns gegeben
In unsern Arm zurück.
Weg mit den zitternden,
Alles verbitternden
Zweifeln von hier.
Nur die verbündete,
Ewig begründete
Wonne sei dir.
Lebet, ihr Seligen,
So die unzähligen
Tage der Lust!
Voll des entronnenen
Wieder gewonnenen
Glückes die Brust"[1]).

Liebe löst die Zauberei. Sterne, Sterne! So tönte es fort in den Gedanken Herders, der aus der bunt-geräuschvollen

[1]) Ältere Fassung des Chores nach einem Exemplar von 1777 in der Weimar. Bibliothek befindlich.

Probe zu Lila, dem Zauberspiel, das eine eingeschlafene Liebe wieder erwecken sollte, durch die stille, sternfunkelnde Winternacht über die leeren Plätze und durch die engen Gassen des kleinen Weimar schritt. Auch er hatte einen Blick getan in das Herz, dem die Feier gelten sollte, auch ihn ließ seine warme Verehrung für die Fürstin nach einem Ausdruck für seinen Anteil an ihr suchen. Aber er glaubte nicht wie Doktor Verazio an die Arznei der Kunst und des Zauberspiels. Die Heilkraft für eine verwundete Seele fand er da, wohin ihn selbst sein Geist unzähligemal schon geführt, in den Beziehungen des Menschen zu dem Ewigen. Das Empfinden, das ihm die Sterne in körperlicher Klarheit herniederschauend in der Seele wachgerufen hatten, entzog sich scheu dem lauten Tagesleben. „An Ihre Durchlaucht die Herzogin Louise allein," so überschreibt Herder die Strophen, die er ihr, ein Hymnus auf den unirdischen Glanz der Fürstin, am 30. Januar 1777 übersandte.

„Ich kam aus deines Festes Probe:
O welche Nacht!
Der ganze Himmel war voll Lobe
Und Tanz und Pracht.
Die Sterne, o Louise, sangen
In neuer Zahl,
Mir war's, als ob sie niederdrangen
Vom blauen Saal.
Und sprachen: Segen ihr zu bringen
Sind wir allhier
Im Lobgesang und wollen klingen
Hinab zu ihr.
Zu ihr, die unser tonreich Schweigen
So tief versteht
Und stillen Glanz der Welt zu zeigen
Ein Stern da geht,
Ein lieber Stern, so licht, so droben
Und frisch und rein,
Als ob wir alle, die hier loben
Ihr Schwestern sein.
Und winken Schwesterruh' ihr nieder
Und lispeln ihr:

‚Louise, sing in uns're Lieder
Und sei wie wir.
Wir wandeln auch in uns'rer Stille
Ein Labyrinth,
Seh'n nicht, was in des Himmels Fülle
Wir alle sind:
Und wandeln fort und tau'n hernieder
Auf Kind und Braut!
Was klingt so still als uns're Lieder
Und was so laut!
Und lassen drunten Tage sterben
Und Nächte fliehen,
Sich Nebel färben und entfärben
Und sind und blühen.
Und steh'n hier lichte Gottesmauern
In Ewigkeit
Und werden steh'n und überdauern
Das Grab der Zeit.
Auch du, wie wir, wirst Sonne werden,
An deinem Ort,
Blick auf, du stiller Stern auf Erden,
Und wandle fort!'
So sangen sie. Ich hört ihr Klingen,
Es sprach zu mir:
‚Louisen sollst du's wieder singen!'
Ich sing' es ihr. Herder."

Mit intuitiver Sicherheit hatten Goethe und Herder, indem sie so mit ihrem Besten den Geburtstag Louisens verherrlichten, die Saite angeschlagen, die für alle Zeit die tonangebende bleiben sollte für die Beziehungen eines jeden von ihnen zur Herzogin: Goethe, der sich lebenslang inmitten der bewegten Szenen der Wirklichkeit als treuer Freund ebenso hilfreich verstehend bewähren sollte, wie Doktor Verazio in der Zauberwelt, Herder, der in stillen Stunden das verdüsterte Gemüt der Fürstin durch den Hinweis auf die unvergängliche Klarheit einer ewigen Geistesheimat aufzuhellen suchte.

II

Tod der Großfürstin, ihrer Schwester. Briefwechsel mit dem Großfürsten Paul. Karl Augusts Sturm- und Drangperiode. Die fürstlichen Pflichten. Lebenszuschnitt dieser ersten Jahre. Stimmung der Herzogin

Doch wir haben vorgegriffen. Kehren wir noch einmal zu den Erlebnissen der ersten Zeit von Louisens Aufenthalt in Weimar zur äußeren Ausgestaltung ihres Lebens dort zurück! Gerade dies erste Jahr ihrer Ehe hatte ihr nach mancher Seite hin neue schmerzliche Erlebnisse gebracht. Zwar hatte Louise zu ihrer großen Freude als erstes Wiedersehen mit einem der Ihrigen ihren auf einer Reise nach Rußland begriffenen Bruder, den Erbprinzen Louis von Hessen-Darmstadt, im April 1776 in Weimar empfangen dürfen. Aber schon bald nach seiner Abreise überbrachte am 16. Mai Graf Edelsheim aus Karlsruhe die Nachricht von dem am 26. April in einem unglücklichen Wochenbett erfolgten Tode ihrer Schwester, der Großfürstin Natalie. Wenn auch die weite Ferne die Schwestern äußerlich getrennt hatte, so lassen doch die erhaltenen Briefe der Großfürstin ihr warmherziges Bestreben erkennen, den Zusammenhang mit den verwaisten Geschwistern aufrecht zu erhalten, besonders aber auch mit dieser jüngsten Schwester in steter, enger Verbindung zu bleiben. Hatte ihr doch noch vor ihrer Verlobung das großfürstliche Ehepaar vorgeschlagen, zu ihnen nach Rußland zu übersiedeln. Nun teilt ihr der selbst tief ergriffene Großfürst die Trauerbotschaft mit.

„La nature avait mis à sa délivrance des obstacles, que l'art n'a pas su vaincre. Tous les secours, qu'on a tenté de lui porter et la patience la plus admirable de sa part pendant cinq jours de souffrances cruelles n'ont pas pu me la conserver. Elle est décédée vendredi passé le 15 avril de notre style à cinq heures du soir. Sa fermeté et sa constance dans la douleur, sa serénité et sa grandeur d'âme dans ses derniers moments sont au dessus de tout ce que je pourrais vous en dire et même au dessus de ce que je croyais possible. Cet exemple est ce qui me soutient dans mon accablement et doit aussi vous soutenir dans le vôtre."

Wie tief diese Nachricht die Herzogin bewegte, zeigt ihre Antwort.

„Weimar, 17. Mai 1776.

Ah, Monseigneur, quelle affreuse, quelle cruelle nouvelle ai-je appris hier, qui aurait dû s'attendre à un coup aussi terrible? Je ne puis supporter l'idée d'avoir perdu cette chère soeur. . . . J'ai encore une grâce à vous demander, Monseigneur, qui est celle, que vous ayez la bonté de me donner votre portrait avec celui de feu ma très-chère soeur. Mais de grâce qu'il soit ressemblant, ce sera une consolation pour moi dans ces moments cruels; qu'elle méritait d'être aimée cette digne femme et qu'elle vous était attachée! Je ne saurais encore me faire à cette perte, et jamais rien au monde sera capable de me faire oublier cette chère soeur."

Nach diesem neuen Verlust mußte es der Herzogin besondere Freude gewähren, den Bruder, der nach Empfang dieser Trauerkunde die geplante Reise aufgab und nach einem Aufenthalt in Berlin nach Weimar zurückkehrte, für längere Zeit in ihrer Nähe zu haben. Der Erbprinz, mit dem Herzog in enger Freundschaft verbunden, feierte am 14. Juni seinen Geburtstag in Weimar und teilte bis Ende September das Sommerleben des jungen Paares, das die Herzogin nach Belvedere führte, während der Herzog in der Gesellschaft seiner Getreuen auf Jagdpartien in den Thüringer Wald auszog. Auf einer derselben trug Karl August eine nicht unbedenkliche Verletzung am Fuße davon; wie es scheint, brachte, um die Herzogin nicht zu erschrecken, ihr Bruder selbst die erste Nachricht davon nach Belvedere und kehrte dann nach Ilmenau zurück, um Karl August, „der seinen Fuß in des Prinzen Konstantin leeren Zimmern pflegen wollte", nach Weimar zu geleiten. Daß es der dem äußeren Zwang des Hoflebens so abholde Herzog vorzog, kaum wieder hergestellt, seinen Geburtstag, den ersten ihres Zusammenlebens, wieder in Ilmenau in übermütiger Gesellschaft zu feiern, statt mit ihr im Familienkreise, mag die Gattin schmerzlich empfunden haben. „Louischens Zustand rührt mich unbeschreiblich," schrieb damals nach dem zwischen Goethe und Klopstock vollzogenen Bruch

Graf Christian Stolberg über das herzogliche Paar an letzteren (Juni 1776): „Sie sind freilich gar nicht füreinander gemacht und haben sich nie geliebt."

Von keiner Seite durch hingebende Neigung überbrückt, mußte der Gegensatz ihrer Naturen im täglichen Zusammenleben zu einem verschärften Ausdruck kommen. Der Mann, der Fürst in Karl August strebte danach, ohne lästige Rücksichtnahme seinen Willen kräftig handelnd zur Geltung zu bringen. Ohne das mildernde Verständnis einer überlegenen Reife stand er allen jenen kleinen Vorgängen gegenüber, die — bunten Mosaiksteinen vergleichbar — in willkürlichem oder vom Moment gebotenem Wechsel den Tag der Frau, im besonderen den der Fürstin ausfüllen. Allein anderseits brachte auch die von dem Fürstenpaar geforderte Ausübung gemeinsamer Pflichten, die beiderseitige Teilnahme an den Festlichkeiten des Hofes einen gewissen Ausgleich für die innere Verstimmung. Um eine Vorstellung von diesen fürstlichen Pflichten und Freuden während der ersten Jahre ihres weimarischen Lebens zu gewinnen, gilt es, die uns überkommenen Splitterchen der täglichen Erlebnisse zusammenzufügen; nicht streng historisch gegliedert, sondern zusammengefaßt wie leichtes Rankenwerk, geben sie den äußeren Rahmen ihrer damaligen Existenz.

Eine Kette von fürstlichen Besuchen, die, wie die befreundeten Gothaer Herrschaften, die Rudolstädter Fürstlichkeiten oder der immer gern gesehene Statthalter von Dalberg, mitunter wohl auch überraschend in Weimar eintrafen, oder wie die verwandten braunschweigischen und Dessauer Prinzen und Fürsten längere Zeit am weimarischen Hofe weilten, zieht sich durch jene Jahre hindurch. Natürlich galt es dann solche Besuche der Nachbarschaft durch mitunter auch recht unbequeme Fahrten über Land zu erwidern; besonders war man in Gotha, wo sich auch die Herzogin im Verkehr mit den Fürstlichkeiten wohl fühlte, und in Erfurt bei Dalberg häufig zu Gaste. Dazwischen vermittelten ab- und zureisende „illustre Fremde", die zu Tafel und Cour hinzugezogen wurden, ausführlicher als die spärlichen Zeitungen die Neuigkeiten der Zeit. Aber

auch gegen das eigene Land gab es mannigfaltige Repräsentationspflichten zu erledigen. Wie die junge Fürstin gleich nach ihrem Einzuge in dem verschnörkelten Stil offizieller Schreiben dem Lande und den Ständen für die ihr dargebrachten Gaben und Huldigungen gedankt und ihre Vertreter in feierlicher Audienz empfangen hatte, so fehlte es auch später nicht an offiziellen Feierlichkeiten dieser Art. Dem jährlichen militärischen Schauspiel des Sternschießens folgte die Offizierstafel am Hof; die Zusammenkünfte der Landstände eröffnete oder schloß ein Diner im Fürstenhaus und dazwischen schoben sich wohl die feierlichen Empfänge der Ritterschaft und der bürgerlichen Landstände. Die überraschende Orientierung, die die Herzogin später auf den verschiedensten Gebieten bewies, läßt erkennen, wie sie sich bei solchen Gelegenheiten im Gespräch über allerlei Einzelheiten zu belehren suchte. Schwerer fielen der Herzogin Ausflüge zum Markt nach Buttelstedt oder zu einem Vogelschießen an einem oder dem anderen Nachbarort, wo sich dann der Hof altem Herkommen gemäß an allerlei Lustbarkeiten beteiligte. Bei solchen Gelegenheiten fühlte sich die Herzogin, der es die angeborene Zurückhaltung erschwerte, sich die Herzen zu gewinnen, übersehen. Klagt sie doch selbst Jahrzehnte später, man habe sie in den ersten zwanzig Jahren ihres Weimarer Lebens kaum gegrüßt.

Indessen, wenn die hier nur flüchtig gezeichneten Umrisse des Lebens am Hofe so ziemlich mit den Lebensgewohnheiten anderer Höfe übereinstimmen, so zeigte doch gerade der weimarische Fürstenhof auch anderseits ein über die flachen Linien alles Konventionellen sich kräftig erhebendes Gepräge. Denn Goethes Gegenwart durchbrach nicht nur die engen Schranken hergebrachter Form, sie verlieh ihr auch überall da, wo sie aufrecht erhalten werden mußte, die Fülle seines geistigen Reichtums und wußte so den flüchtigen Wechsel der Tage mit einem Zauber zu umkleiden, dem sich keiner entziehen konnte. Ja, der fortwirkend bis auf unsere Tage seine Kraft bewährt. Denn so oft auch diese Epoche in Wort und Bild dargestellt worden ist, wie ein unerschöpflicher Zauberbrunnen liefert sie

immer neuen Stoff zu gelehrten Auslegungen oder zu phantasievollen Ausgestaltungen. Auch wir können hier nicht umhin, jene Szenen, die die Herzogin als Beteiligte zeigen, in möglichst getreuen Zügen nach den Berichten der Zeitgenossen wieder aufleben zu lassen.

Nehmen wir also noch einmal die oben erwähnte Geburtstagsfeier Louisens zum Ausgang, um daran anknüpfend den Verlauf ihres Jahres in seiner bunten Mannigfaltigkeit zu verfolgen. Denn nicht nur Goethes Lied, das den heiteren Wochenlauf bald in Jena, Belvedere oder Tiefurt und die Reihe der geselligen Freuden im Kreise der Lustigen von Weimar besingt, auch das prosaische Furierbuch jener Tage bezeugt, wie man sich hier darauf verstand, den Durst nach neuen Umgebungen, der uns heutzutage auf weite Reisen treibt, durch eine häufige Veränderung der Szenerie auf dem beschränkten Schauplatz Weimars und seiner nächsten Umgebungen zu befriedigen. Allen Jahreszeiten wußte Goethe, der in der Schönheit der Natur das Gegengewicht für das Künstliche des Hoflebens fand, besondere Vergnügungen abzugewinnen. So erhielt der Winter neben all den üblichen Hoffesten einen neuen Reiz durch die von ihm bei der Hofgesellschaft eingeführten Belustigungen aller Art auf dem Eise. Auch die Herzogin beteiligte sich am Schlittschuhlaufen; Goethe selbst verehrte ihr ein Paar besonders guter „Schrittschuhe" und sie war, furchtlos und selbstbeherrscht wie sie sich als Reiterin gezeigt hatte, auch bald eine anmutige und gewandte Schlittschuhläuferin. Hatte im ersten Winter ein Teich im herzoglichen Baumgarten zum Tummelplatz der winterlichen Kunst gedient, so wurde schon im folgenden Jahr zu diesem Zweck die große Fläche der Schwanseewiesen unter Wasser gesetzt, und hier entrollte sich, die Damen auf Stuhlschlitten von ihren stahlschuhbeschwingten Kavalieren über die blanke Eisfläche geschoben, oder selbst in graziösem Schwunge des Eislaufs dahingleitend, ein bewegtes Bild. Auch auf dem Eise Tafel zu halten versuchte der Herzog, aber Glanzpunkte dieses Wintervergnügens bildeten abendliche Eisfeste. Dann spielte Musik, der See

war rings mit Pechpfannen, Fackeln und Lampen erleuchtet; Feuerwerk sprühte von allen Seiten auf, und in dieser ungewiß vom Hellen ins Dunkel schwankenden Beleuchtung erschienen die oft in Masken und sonderbare Karikaturen vermummten Gestalten der schlittschuhlaufenden Hofgesellschaft, wie die Silhouetten Rembrandtscher Nachtstücke; Fackeltänze wurden aufgeführt. Mitunter ging es nicht ohne Unfall ab; auch der Herzogin geschah es, daß das Eis unter ihr brach, als ihre Hofdame Fräulein von Waldner sie im Stuhlschlitten aus Scherz in einen zusammengekehrten Schneehaufen fuhr. Sie sank bis an die Brust ins Wasser und wurde von dem herbeieilenden Karl von Stein und seinem Hofmeister aus der gefährlichen Lage befreit. Breitete der Winter eine genügend dicke Schneedecke über das Land, so veranstaltete der Hof Schlittenpartien nach den in der Nähe gelegenen Lustschlössern von Tiefurt und Ettersburg; dort wurde wohl auch getanzt und bei Fackelschein kehrte die Gesellschaft durch die Stille der Nacht nach der Residenz zurück.

Ein Schatten fiel auf die Wintervergnügungen solcher Art, als man (im Januar 1778) am Wehr der Schloßbrücke die Leiche Christel von Laßbergs fand. Diese hatte in abendlicher Einsamkeit hier den Tod in der Ilm gesucht, wie es hieß, aus Verzweiflung, sich von ihrem Geliebten, einem Herrn von Wrangel, verlassen zu sehen. Wie groß der Eindruck dieses Ereignisses war, zeigen Goethes Briefe aus diesen Tagen an Frau von Stein. Aber auch Louisens Seele scheint nachhaltig davon berührt worden zu sein.

Denn auf die Frage ihres Bruders, des Prinzen Christian von Hessen, berichtet sie, die damals fast nie Begebenheiten des Weimarer Hoflebens in ihrer Korrespondenz an ihn erwähnt, noch in einem Briefe vom 3. April ganz ausführlich über den Verlauf des unglücklichen Vorfalls: „Sie war die Tochter des Obersten von Laßberg, eine hübsche, junge Person, die des Lebens überdrüssig war. An dem Abend eines Picknicks, als ihre Eltern nicht zu Hause waren, suchte sie eine der hiesigen Promenaden, „der Stern“ genannt, auf, um welche sich rings

der Fluß hinzieht; dort warf sie sich ins Wasser; ihre armen Eltern, die nicht begriffen, was aus ihr geworden sein könne, verbrachten eine schreckliche Nacht; man schickte bis nach Erfurt nach ihr, und am anderen Morgen bemerkte ein Vorübergehender im Stern etwas im Wasser; er rief Menschen herbei und man zog sie heraus. Doch es war zu spät; sie war über 14 Stunden im Wasser gewesen; man versuchte vergebens alle Mittel, um sie ins Leben zurückzurufen. Man sagt, sie wäre nicht sowohl ertrunken als an der Kälte erstarrt. Einige Tage nach ihrem Tode fand man in dem Zimmer ihres Bruders ein Billett, worin sie Gott um Vergebung bittet wegen ihres Vorsatzes, sich töten zu wollen. Wrangel, der hier in Dienst ist, liebte sie und wollte sie heiraten; aber sein Vater versagte seine Einwilligung. Man hat vorgegeben, daß dies die Ursache ihres Todes gewesen sei, aber ich glaube nicht daran."

Doch wenden wir uns von dieser tragischen Episode anmutigeren Bildern zu! Schmückte erst wieder der Frühling das Land mit der Pracht junger Knospen, so zog der Hof, wie König Artus unter Blütenbäumen Tafel haltend, bald an diese, bald an jene Stelle des Parkes oder der ferneren Umgebung. Zu Festen dieser Art lud wohl auch Goethe ein, in dessen Garten der Hof, auch die Herzogin, des öfteren einkehrte. Als Veranstalter von Landpartien zeigt ihn uns auch eins seiner Billette an Frau von Stein, der er am 1. Mai 1778 schrieb: „Ich denke, daß es morgen sehr schön Wetter sein wird, wollten Sie die Partie nach Buffarth mit der Herzogin arrangieren. Wir nehmen etwa Herders, den Prinzen, Knebeln und Wedeln mit. Es müßte aber gleich ausgemacht werden wegen des Bestellens. Der Herzog und Stein verstehen sich von selbst. Die Waldnern hat ja den Dienst." —

Gemahnt es nicht an die Maifeste der Minnesänger! Die lichte grüne Landschaft des lieblichen Ilmtals, das bei Bufarth (Buchfahrt) malerische Felsenhöhen und Waldberge umschließen, als Hintergrund dieser Gesellschaft, die fern von jeder nüchternen Alltäglichkeit, begabt mit jenem undefinierbaren

Vermögen, der Naturstimmung ihren Klang abzulauschen, hier den Frühling feiert. Der junge Herzog mit seinem scharfen, auch das Kleinste bemerkenden Blick und regen Natursinn, neben ihm die weniger lebenskräftig ausgeprägte Gestalt des Prinzen Konstantin und zwischen beiden die zarte, blumenhafte Erscheinung der Herzogin mit sinnender Freude auf die Schönheit des Frühlingstages blickend. Um sie her die ihnen persönlich Nächststehenden: der Dichter, dem die Gegenwart der geliebten Frau seine Tage zu einer „klingenden Existenz" werden ließ, während das Herdersche Ehepaar das Glück seines häuslichen Lebens mit hineintrug in diese Naturfeier, endlich der männlich redliche Knebel, der sich beschied, allen ein verstehender Freund zu sein. Um sie her Frühling mit Licht und Blüten, sie alle in den Jahren der Jugend, die noch an die Erfüllung ihrer Hoffnungen glaubt.

Ein ausgesprochenes Gefühl für die Schönheiten der Natur, eine lebhafte Freude an schönen Gegenden hat sich die Herzogin durch das ganze Leben bis in ihr hohes Alter hinein bewahrt. Wie wohltuend sie solche Momente empfand, berichtet Knebel einmal an Herder: „Vorigen Freitag den 4. (Juli 1777) sind wir um fünf Uhr aufgestanden, um gegen neun Uhr in Dornburg zu sein, wo die fürstliche Herrschaft sich samt und sonders — auch der Bruder der Herzogin war anwesend — versammelt fand. Da ging's auf ein Bewundern der Gegend. Die Herzogin Louise sagte: ‚Das ist der beste Tag, den ich noch hier gehabt habe; es ist mir wie ein schöner Traum'."

Der Sommer führte das Herzogspaar in den ersten, uns hier beschäftigenden Jahren meist nach Belvedere, dem von Herzog Ernst August erbauten Lustschloß, das, auf einer der waldigen Höhen, die Weimar einschließen, gelegen, durch eine schöne Allee mit dieser Residenz verbunden, einen heiteren und anmutigen Sommersitz, mit zierlichen, sich in den Wald verlierenden Gartenanlagen bildet. Hielt es der Herzog freilich in solchem Stilleben nicht lange aus, so gewann doch die Herzogin diesen Aufenthalt lieb, der die größere Ruhe des

Landlebens bot und ihr durch die Nähe der Stadt doch ermöglichte, an den Vorgängen des Weimarer Lebens nach Gefallen teilzunehmen und in Verkehr mit ihren Freunden zu bleiben. Den Verlauf ihrer Tage, auch ihre nicht immer friedliche Stimmung spiegelt einer der Briefe Louisens aus Belvedere (25. Juli 1777) an Frau von Stein, die zur Herstellung der Gesundheit ihres Gatten mit diesem in Pyrmont weilte.

„Tausend Dank für Ihren Brief, meine teure Stein. Glauben Sie mir, daß er mir ein großes Vergnügen gemacht. Die Nachricht, die Sie mir von der Herstellung Ihres Mannes geben, hat mir eine wahre Freude bereitet. Das Wetter begünstigt mich wenig; kaum kann ich aus dem Hause gehen, das betrübt mich. Vorgestern war ich zu Ettersburg und habe mich zu Tode gelangweilt. Ich versichere Ihnen, daß ich mich immer fürchte, dorthin zu gehen, obgleich die Stimmung meiner sehr teuren Schwiegermutter ein wenig besser ist als zu Ihrer Zeit. Sie ist aufgebracht, daß Herder zu Pyrmont gepredigt hat, ich weiß nicht weshalb. Was mich in Belvedere betrifft, so kümmere ich mich wenig um das Menschengeschlecht und wünschte, es kümmerte sich wenig um mich. Die Werther ist zurück, aber in Frohndorf eingeschlossen. Der Herzog schmollt seit einigen Tagen mit mir und ich weiß nicht weshalb, aber ich bin sehr ruhig. Was macht Ihr Englisch? Ich habe das Wenige, was ich davon wußte, vergessen, aber den nächsten Winter will ich mich daran geben. Sagen Sie recht viel von mir Ihrem Manne und Herder."

Wohl mochte die Herzogin den ungestörten Verkehr mit der Natur, wie ihn das Leben in Belvedere mit sich brachte, als einen besonderen Genuß empfinden, bot sich ihr in Weimar doch nur in sehr beschränktem Maße die Möglichkeit dazu. In der Nähe des Fürstenhauses bildete damals der Stern mit seinen alten, geradlinigen Anlagen, die sich als schattige Alleen mächtig emporstrebender Bäume am rechten Ilmufer hinzogen, die einzige Promenade. Zwar hatte es sich Goethe schon bald im Anfang seines Weimarer Aufenthaltes angelegen sein lassen, die nächste Umgebung des fürstlichen Wohnsitzes, jene Strecke, die vom Fürstenhause und der nahe gelegenen Wohnung Frau v. Steins hinüberführte zu seinem einsamen

Garten, durch die Anlage von Wegen und Plätzen am linken Ilmufer zu verschönen. Aber diese Bestrebungen waren eben nur der erste Keim der allmählich ausgeführten Parkanlagen mit ihren malerischen Baumpartien, ihren weiten Rasenflächen und schattigen Gängen. Der rege Sinn Louisens für die Natur hatte sie von Anfang an lebhaft teilnehmen lassen an Goethes „Fels- und Uferarbeit", wie sie sich denn auch lebenslang für den weimarischen Park, den sie entstehen und wachsen gesehen, einen liebevollen Blick bewahrt hat. Nicht die kleinste Einzelheit seiner Verschönerung oder Benachteiligung entging ihr. Dies bezeugen ihre Briefe, die jedes Fortschrittes, jeder Wandlung gedenken, und noch im hohen Alter wendet sie sich einmal an Goethe, um ihm Maßregeln vorzuschlagen, die die gedankenlose Beschädigung der Bäume und Sträucher durch die Schulkinder verhindern sollen. Seine erste Weihe erhielt ihr Interesse am Park durch die anmutige Veranstaltung, mit welcher Goethe ihren Namenstag (am 9. Juli 1778) feierlich beging.

Wie ein leiser Nachhall dieser idyllischen Vergangenheit tönt es zu uns herüber aus dem Rauschen der hohen Eschen, die noch heute den Platz hinter dem Borkenhäuschen umsäumen, auf dem sich damals das „Louisenfest" abspielte. Eine heftige Überschwemmung hatte noch kurz vor dem bestimmten Tage das ursprünglich im Stern nach den italienischen Mustern der favole boschereccie geplante Fest vereitelt, und Goethe hatte in aller Heimlichkeit eine andere Überraschung vorbereitet. Sechs Ordensbrüder in weißen Kutten und Kappen empfingen an der Ilmbrücke die Herzogin, die, nichts von dem Plane ahnend, sich mit ihrem Gefolge in den Stern zur Hoftafel zu begeben dachte. In heiteren Versen fand sie sich aufgefordert, in der von den Wasserfluten dorthin gespülten Klause mit den Mönchen an bescheidener Tafel vorlieb zu nehmen. Von den Klosterbrüdern, unter welcher Vermummung sich der Herzog, Prinz Konstantin, Stein, Seckendorff, Knebel und Goethe bargen, geleitet, fand sie in einer kleinen, an bisher undurchdringlicher Stelle errichteten Mooshütte ein reinliches

aber ärmliches Mahl hergerichtet, Bierkaltschale, irdene Teller und Blechlöffel. Der enge Raum, die kümmerlichen Anstalten schienen nicht verlockend, und die Oberhofmeisterin Gräfin Gianini, sonst eine heitere, humoristische Dame, vermochte ihr Mißbehagen nicht zu verbergen. Indes der Pater decorator (Goethe) erwies auch hier seine schon vorher gerühmte Tatkraft. Auf seinen Wink eröffnete sich die hintere Tür der Einsiedelei und ließ unter hochgewölbten Bäumen eine wohlgeschmückte Tafel sehen. Aus den Büschen hervor schallten die Klänge der Tafelmusik. Das wohlgelungene Fest sollte Anlaß zur späteren Ausdehnung der Parkanlagen in der Richtung nach Oberweimar und der Chaussee nach Belvedere werden.

In den Verlauf des Sommers brachten wohl auch kleinere Reisen der Herzogin, die Frau von Stein auf ihrem Landsitz besuchte, ein andermal einige Zeit in Ilmenau verlebte, eine kleine Abwechslung. Vor allem aber gehören zu den Unterhaltungen jener Jahre die schon oben bei Gelegenheit von „Lila" erwähnten Liebhabervorstellungen der Hofgesellschaft, deren Mittelpunkt als Dichter, artistischer Leiter und Darsteller Goethe war. Neben dem Herzoge, dem Prinzen Konstantin, die, wiewohl auch gelegentlich Anna Amalie, mit lebhaftem Eifer einzelne Rollen übernahmen, wirkten, je nach Maßgabe ihres Talentes, die Mitglieder der Hofgesellschaft: Fräulein von Göchhausen, Fräulein von Wöllwarth, Einsiedel, Seckendorff und andere und neben Künstlern von Ruf die Gebildeten der dem Hofe ferner stehenden Kreise bei solchen Aufführungen mit. Wenn auch die Gehaltenheit ihres Wesens jede derartige Betätigung von seiten Louisens ausschloß, so haben wir sie uns doch stets als Zuschauerin bei diesen theatralischen Veranstaltungen zu denken. Vorstellungen, die bald auf dem Naturtheater des Ettersburger Parkes in den parodistischen Bildern des Jahrmarkts von Plundersweilen, den Vögeln und anderen die Kobolde ausgelassenster Heiterkeit entfesselten, bald in dem bescheidenen Redoutensaale Weimars intimere Beziehungen des Hofkreises wiederspiegelten, wie in dem zum Geburtstage der Herzogin (30. Januar 1778) aufgeführten „Triumph der Empfindsam-

keit". Und endlich — ein Höhepunkt reinster Poesie — die erste Aufführung der „Iphigenie", die die Offenbarung dichterischen Genies hineintrug in die Alltäglichkeit des wirklichen Lebens.

Kein Wort, kein Zeugnis übermittelt uns den Eindruck solcher Stunden auf die Herzogin. Zwischen den Zeilen eines ihrer Briefe an Frau von Stein können wir lesen, daß die Aufführungen in Ettersburg nicht immer ihrem Geschmack entsprachen. Doch scheint sie in Weimar eine eifrige Besucherin des Theaters gewesen zu sein, und auch ihre Freude an der Musik kommt gelegentlich wie in einem Lob über den Gesang der Mara, die „wie ein Engel gesungen habe", zum Ausdruck. Sicherlich hat sich der für alles Wahre und Große so empfängliche Sinn Louisens der hinreißenden Wirkung jener ersten Iphigenien-Aufführung nicht entziehen können. Wehte ihr nicht aus der gefaßten Größe der griechischen Fürstentochter etwas wie Heimatluft ihrer eigenen Seele entgegen? War nicht auch sie wie Iphigenie, das Land der Griechen mit der Seele suchend, allein geblieben, eine Fremde in der sie umgebenden Welt?

„Tätigkeit" hatte der Magus-Goethe von Lila zur Überbrückung ihrer Einsamkeit verlangt. Diese Tätigkeit direkt durch persönliche Anregung geistiger Interessen in das Leben der Fürstin hineinzutragen, verboten Goethe seine oben gestreiften Empfindungen für diese; er fühlte, was er ihr nicht geben durfte, und fand sich ohnedies bald zu sehr hineingerissen in das wirkliche Leben um ihn her, um ihrem nach Klarheit und Ruhe suchenden Gemüt ein Führer werden zu können. Denn wer die verbannte Fürstentochter ihrer Heimat entgegenführen wollte, der mußte ihr eine Sphäre erschließen, die sie der Wirklichkeit um sie her entrückte. So blieb Louise inmitten der anmutig bewegten Szenen noch manche leere Stunde. Wir vermögen uns vorzustellen, wie sie in solchen Momenten innerer Unbefriedigtheit an die Fenster der bescheidenen Gemächer des Fürstenhauses getreten sein mag, über die kleinen vom Stadtgraben durchschnittenen Gärten hinüberblickend zur Wohnung

Frau von Steins, ihrer geliebten Freundin, und seitwärts zu den grünen Baumwipfeln des Sterns, in ihrem Herzen die Sehnsucht der Jugend, ihre bedrückte Gegenwart möge einen Inhalt empfangen, der sie ihre Unzulänglichkeit vergessen lasse. Eine Empfindung, die sich steigern mußte in dem Maße, als sich der Zwiespalt zwischen der derbkräftigen Natur Karl Augusts und ihrer eigenen ausbildete. Daß sie schon in den ersten Jahren ihrer Ehe Stimmungen solcher Art bewegten, gegen die sie mit der Kraft der Hoffnung auf die Zukunft ankämpfte, bezeugt wiederum einer ihrer Briefe an Lavater, dem sie damals — der Brief ist vom 18. November 1776 datiert — ihre Seele am natürlichsten erschließt.

„Tausend warme Danksagungen, bester Freund, für Ihr liebes Schreiben, es hat mir eine glückliche Stunde verursacht, und ich hatt's nötig. — Lange, nur zu lange, hatte ich gegen Sie geschwiegen, ohne Sie jemals zu vergessen — und mein Schweigen! ach, es kam nicht aus Mangel an innigstem Zutrauen, lieber, bester Freund! Könnte ich alles mit Ihnen teilen, alle Ahndungen, alle glücklichen, ja auch leidenden Stunden! aber unmöglich war's mir, zu schreiben, ich fühlte mich zu allem untätig: ich war fast zur Kleinmütigkeit gesunken — aber stark! hinauf bin ich wieder gestiegen! — nichts von denen liebevollen Aussichten, alles düster und dumpf um mich her, alle Hoffnung erloschen! — aber mein Gott hat mich nicht verlassen, gibt mir Mut, alles zu ertragen, bin von neuem belebt und gestärkt, bin's immer mehr, dank's ihm unendliche Male; — Lieber, danken Sie ihm für Ihre Freundin — Leben Sie wohl; — helfen Sie mir meinen Geist aufrecht erhalten! Ewig bin ich Ihre Freundin Louise“ [1]).

In rührenden Worten kommt in diesen Zeilen der schlichte Gottesglaube zum Ausdruck, der als ein ernstes Bewußtsein sittlich-religiöser Verpflichtungen sich selbst und anderen gegenüber die Kluft bezeichnet, die Louise schroff von der Lebensauffassung ihres Gatten und der eines Teils ihrer Umgebung trennte. Lag ihrer Natur auch jene urteilslose Enge fern, die verdammt, was nicht mit ihren Anschauungen übereinstimmt,

[1]) Mitgeteilt: Mörikofer, Im Neuen Reich.

so war sie doch zu selbständig in ihrem Urteil, zu bestimmt in ihrem Empfinden, um sich von ihr entgegenstehenden Ansichten beeinflussen zu lassen.

III

Herders Bedeutung für das weimarische Leben. Die Fürstin und Karoline Herder. Die Geburt einer Prinzessin. Das Verhältnis Louisens zu dem Herderschen Hause. Ihre Studien unter Herders Leitung. Villoisons Urteil über die Herzogin. Herders wachsender Einfluß

Für das weimarische Leben, in dem seit Goethes Ankunft die Elemente so verschiedenartig, abgestoßen und angezogen, durcheinander wirbelten, hatte sich in Herder ein negativer Pol dem positiven Goethes gegenübergestellt. Am Abend des 1. Oktober 1776 war er in Weimar eingetroffen. Nach der Bückeburger Geistesöde fand er sich hier fürs erste in eine ihm sehr zusagende Atmosphäre versetzt. Vom Hofe wie von den literarischen Größen sah er sich mit voller Anerkennung seiner Bedeutung aufs entgegenkommendste aufgenommen. Karl August eilte, mit Goethe von der Lerchenjagd zurückkehrend, ihn zu begrüßen; die Herzoginnen empfingen ihn gleich in den ersten Tagen in Audienz. In Goethe, in dem Grafen Görtz traten ihm alte Freunde, wohlwollende Bekannte entgegen. Kein Wunder, daß unter diesem ersten Eindruck sein sonst zu steter Kritik geneigter Geist momentan die Weimarer Verhältnisse im besten Licht erblickt, wie dies seine ersten brieflichen Äußerungen bezeugen. Da heißt es in Bezug auf die oben erwähnten Gerüchte, an denen Klopstock Anstoß genommen hatte: „Noch eins, alle die Geschichten sind nicht wahr, und alle grunderlogen. Der Herzog ist ein Jüngling oder junger Mann, der frei und fest in die Welt sieht, voll Güte und Liebe. Goethe ist hier zu sehr edlen Zwecken, und alle Märchen von ihm sind wahre Lobgeschichten seiner, wenn man sie hier höret; ich habe ihn hier weit besser, tiefer und edler gefunden als ich ihn selbst dachte. Wieland ist ein bon homme, dem man weiter

nichts übelnimmt, wenn man ihn kennt!" — „Der Herzog," bestätigt er an anderer Stelle, „ist ein edler, wahrer, freier, guter Junge. — Die Herzogin ist ein herrlicher, edler Engel, auch tausendmal besser als sie einst war. Wollte Gott, daß ich ihnen allen was sein und werden könnte!" — So befriedigend diese ersten Eindrücke auch gewesen waren, sein Verhältnis zu Karl August und Goethe sollte doch schon bald eine Trübung erfahren. Als oberster Geistlicher nach Weimar berufen, fand Herder seine Wirksamkeit auf einem Gebiet, das weder dem einen noch dem anderen von ihnen am Herzen lag, die in ihm wohl den forschenden Denker, aber nicht den Prediger und praktisch tätigen Vertreter der Kirche schätzen wollten. So wandelte sich der anfängliche Enthusiasmus auf ihrer Seite in eine kühlere Beurteilung und auf seiten Herders, der, empfindlich von Natur, die Gegensätze schärfer als sie waren betonte, in einen bitteren Verdruß über das Tun Karl Augusts und Goethes.

In der Tat, die geistigen Fäden, die sich in diesen Jahren zwischen den großen Menschen des kleinen Kreises hinüber und herüber zogen, kreuzten sich seltsam. Goethe, im Begriff die Rousseausche Naturlehre mit ihren Konsequenzen des uneingeschränkten Individualismus von sich abzustreifen, mußte eben jetzt in der Seele des jungen Fürsten diesen Feuerfunken, den er selbst hineingeworfen hatte, in Flammen auflodern sehen, die alle anderen Regungen zu ersticken drohten. Schon war Karl August für Goethe nicht mehr der „gute, edle Junge", der „auf halbem Wege verunglückte Heros", als der er Herder und Wieland erschien. Goethe war ihm zu genau verbunden, um nicht wie am eigenen Leibe jene ungestümen Verrenkungen zu empfinden, mit denen sich der Herzog aus den Fesseln losrang, die ihm sein Herkommen, seine Erziehung und seine Umgebung auferlegt hatten, um in ungebundener Bewegung sich jetzt der verführerischen Freiheit hinzugeben, die ihm jene Lehre predigte.

„Ein Herzogtum geerbt zu haben war ihm nichts, aber hätte er sich eins erringen, erjagen und erstürmen dürfen, das

wäre ihm etwas gewesen," so urteilt Goethe später, aber das unmittelbare Bild des Karl August jener Phase stellt uns einzig das intime Selbstbekenntnis des Goetheschen Gedichtes „Ilmenau" vor die Seele. Unruhig flackernd im Schatten der Nacht, doch vom Licht des Feuers gestreift, so hebt sich die Gestalt des jungen Fürsten aus der Vision des Dichters. An seinem Lager aber wacht nicht nur in dem Gedicht der Genius. Goethe wußte, daß die Zeit nicht ausbleiben könne, da der Fürst sein besseres Selbst finden, „ein Sämann, klug wie reich mit männlich steter Hand den Segen um sich her ausstreuen werde". Damit sich diese Zukunft erfülle, mußte er, der seinen Schritten die erste Richtung gegeben und damit eine von ihm tief empfundene Verantwortung auf sich genommen hatte, ihm als Führer „durch Freundschaft festgebannt" zur Seite bleiben. In Goethes Selbsterziehung lag die Entwicklung des Herzogs begründet. Goethe war sich bewußt, nicht nur die Sorgen, Vergnügungen, sondern das ganze ausschweifende Treiben der edlen, aber mit sich selbst noch nicht ins reine gekommenen Natur Karl Augusts auf sich genommen zu haben, und wußte, daß sein Einfluß auf den Fürsten zum guten Teil davon abhing, daß er sich nirgends seiner besseren Einsicht gemäß ausschließe, sondern vielmehr überall mittue, ja sich gleichsam mit ihm identifiziere. So durchschweifte Goethe mit dem Herzog nochmals jene Pfade, die er selbst bereits durchstürmt und als Durchgangsphasen erkannt hatte. Dem Zuschauer erschien Goethe in solchem Getriebe vielleicht nicht immer als der gute Genius des Fürsten. Und doch konnte er schon bald darauf einen festen Plan für die Auffassung dieser seiner Führerrolle in seinem Tagebuch verzeichnen: „Meine Vorstellung darf sich nicht mit Worten ausdrücken, sie wäre leicht mißverstanden und dann gefährlich. Indem man unverbesserliche Übel an Menschen und Umständen verbessern will, verliert man die Zeit und verdirbt noch mehr, statt daß man diese Mängel annehmen sollte gleichsam als Grundstoff und nachher suchen, diese zu kontrabalancieren" (Tagebuch, 14. Dezember 1778).

Herder war es mit dem Wunsche, dem neuen Herrn und seinem Hause etwas werden zu dürfen, ernst gewesen. Ihm mochte ein persönlicher Einfluß vorgeschwebt haben, wie ihn ein Jahrhundert früher die edelsten der geistlichen Würdenträger Frankreichs, ein Bossuet, ein Fénélon ausgeübt hatten, indem sie ihre vergeistigte Religiosität in jene Kreise hineintrugen, die für die geistige Bildung der Nation ausschlaggebend waren. Allein das beste, was er auf theologischem und philosophischem Gebiet zu geben vermochte, stand es nicht in schroffem Gegensatz zu dem, was Goethe, was der Herzog, hingenommen von der Wirklichkeit der Dinge, zu verlangen schienen? Eben damals mehr Theologe, als man von ihm erwartet hatte, konnte Herder ihren Rousseauschen Freiheitsdrang nur insoweit für berechtigt gelten lassen, als er in Einklang mit göttlichen Gesetzen zu bringen war. In dieser Abwehr eines Naturrechtes auch für das Genie, den Forderungen einer christlich begründeten Moral gegenüber, stießen die Ansichten Goethes und Herders aufeinander. Aus diesem Schnittpunkte aber ergibt sich die Linie, auf welcher sich das Verhältnis der Herzogin Louise zu Herder erbaute, die Basis für den Begriff der „moralischen Mauer", wie Herders Wert für die Herzogin von solchen, die beiden persönlich nahe standen, charakterisiert worden ist.

Dies Verhältnis entsprang indessen durchaus nicht dem weiblichen Bedürfnis nach religiöser Anlehnung. Schwächere, weichere Naturen würden vielleicht in hingebender Frömmigkeit Trost gesucht haben für die unbefriedigende Gegenwart. Louisens spödere Individualität bedurfte weniger einer religiösen Versenkung in fromme Empfindungen als einer geistigen Anleitung, die ihrem selbständigen Denken und Fühlen den Zusammenhang der religiösen Lehren mit der realen Ausgestaltung des Lebens zu erschließen vermochte. Eine ernste, sittlich-religiöse Natur, forderte ihr gerader Sinn von sich und anderen die Befolgung sittlich-religiöser Pflichten, und der glänzendste Geist prallte wirkungslos ab an diesem ihrem einfachen Maßstabe für Menschenwerte. Solche Ansprüche aber,

mit aller Heftigkeit der Jugend aufrecht erhalten, vermochten sich auf die Dauer nicht im Einklang zu behaupten mit dem Wesen Karl Augusts, den jugendliches Ungestüm des öfteren über diese Grenzen hinaustrieb. In diese gespannte seelische Atmosphäre war Herders Ankunft wie ein Lichtstrahl gefallen. In ihm, der sich gleich in seiner Antrittspredigt auf den Boden eines bewußten Christentums gestellt hatte, war Louise der Mann entgegengetreten, der in ganz anderem Maße noch als Lavater der Vertraute ihres inneren Lebens werden konnte. Unter dem Einfluß seines vielumfassenden Geistes entfaltete sich während einer langen Reihe von Jahren recht eigentlich das seelische und geistige Leben der Herzogin. Und es darf wohl behauptet werden, kein Mensch ist ihrem inneren Selbst wieder so nahe getreten als Herder in dem Verlauf der achtziger Jahre. Äußere wie innere Gründe bedingten dies.

Wohl mochten in jenen ersten Zeiten vor allem Darmstädter Reminiszenzen Herder der Herzogin persönlich nahe geführt haben. Karoline Flachsland entstammte ja recht eigentlich dem Darmstädter Kreise „schöner Seelen". Es war natürlich, daß sie jetzt als Herders Gattin auf dem ihr neuen Boden Weimars eine Anlehnung suchte und sie bei der „jungen ernsten Herzogin" fand, in die sich die kindlich unbefangene Prinzeß von damals gewandelt hatte. Selbstverständlich ließ ein häufiges Zusammentreffen, wie es der kleine Kreis bedingte, auch die einzelnen Persönlichkeiten dem Fürstenpaar näher treten und dieses freundschaftlich teilnehmen an den Vorkommnissen des Privatlebens. So löste sich in diesem Verkehr aus der Hülle fürstlicher Gebundenheit bald der rein menschliche Kern heraus.

Louise hatte bisher einzig in Frau von Stein eine verständnisvolle Freundin gefunden. Die ernste Haltung der älteren Frau, über deren geistig bewegten Zügen ein Schatten von Melancholie lag, hatte sie von vornherein angezogen. Aus dieser ersten gegenseitigen Sympathie war bald warmes Vertrauen erwachsen, ähnliche Erfahrungen in einem unbefriedigten Eheleben, gleiche Empfindungsfähigkeit für Großes

und Edles und die gleich vertiefte Lebensauffassung hatte sie umso enger geeint, je mehr sich ihre Bekanntschaft vertiefte. Daß in manchen Dingen ihre Ansichten und Meinungen auseinandergingen, belebte ihren Freundschaftsverkehr, ohne seine Herzlichkeit zu beeinträchtigen. Durch Geburt und Erziehung gehörte Frau von Stein jener vornehmen Welt an, in der auch die Herzogin zu Hause war. Eine Welt, die, so natürlich sie sich gibt, doch eine subjektive Zurückhaltung persönlichen Erlebnissen gegenüber beobachtet.

Den Gegensatz zu Frau von Stein bildete Karoline Herder. Geistig empfänglich und im Verkehr mit dem Gatten fein gebildet, ein von Ahnungen bewegtes Gemüt, in weiblicher Weise schnell bereit zum Lieben wie zum Verdammen, gewann auch sie bald das Wohlwollen der jungen, von ihr so hoch verehrten Fürstin. Sie zog Louise in ihren Kreis hinein, in die Welt der glücklichen Gattin, der in ihren Kindern lebenden Mutter, die in ihrer Familie nicht nur den eigenen Mittelpunkt erblickt, sondern mit der persönlichen Wichtigkeit naiver Naturen das gleiche Interesse bei allen mit ihr in Berührung Kommenden voraussetzt. Dieser Einblick in die natürlich-weibliche Sphäre eines beglückten Familienlebens mußte Louise umso wohltuender erscheinen, als sie selbst endlich durch Mutterhoffnungen erfreut wurde. Wie sie (im Februar 1778) bei Herders drittem Sohn Patenstelle angenommen hatte, so erfüllte sie im Laufe dieses Jahres auch Lavaters Anliegen um diese Gunst und Freundschaftsbezeigung. Ihre Antwort läßt ihre aufrichtige Frömmigkeit erkennen, die sich von Gottes Hand geführt sieht, und zugleich die tiefe Freude, mit der sie die Aussicht auf ihr Kind erfüllt.

„Den 14. November 1778. Mit vieler Freude habe ich Ihren Brief empfangen und die Stelle als Pate Ihres Kindes angenommen, ich weiß in langer Zeit nichts, das mich so innig gefreut hat. Ich wünsche dem lieben Kind den besten Segen Gottes, und wünsche mir, ihm etwas zu sein. Sie haben mich manchmal etwas von Ihnen hören lassen, es tat immer meinem Herzen wohl, obgleich ich schwieg. Nun sollen Sie auch etwas von mir hören, Gott verläßt uns doch nie! — Ich habe Hoff-

nung, bald Mutter zu sein; wie glücklich mich dies Gefühl macht, läßt sich nur fühlen! — Sie fragen mich, ob der Herzog Sie nie besuchen wird? Er kömmt gewiß einmal zu Ihnen. — Leben Sie wohl, mein Freund, so wohl wie es Ihnen mein Herz wünscht. Louise“ [1]).

Dem Kinde aber sendet sie einen Lebensspruch: „Ich rief dich bei deinem Namen und nannte dich, da du mich noch nicht kanntest. Mir sollen sich alle Kniee beugen und alle Zungen schwören und sagen: Im Herrn habe ich Gerechtigkeit und Stärke. Jes. 45, 23. Ich wünsche, daß mein Patenkind Louise Magdalene diese Erinnerung nie aus ihrem Herzen lassen möge.“

Die Mutteraussichten der Fürstin erfüllten nicht nur sie selbst mit einer Morgenröte von Freude und Hoffnung, das ganze Land, alle dem Hofe Nahestehenden nahmen teil daran. „Louise, die Geliebte, fährt glücklich fort,“ berichtet Wieland, „Gott gebe, daß sie uns einen Messias bringe, der sein Volk dereinst selig mache.“ — „Unsere Hoffnungen wachsen mit den geheimen Treppen und die Wickelschnuren sind goldene Binden, in denen wir unsere Einbildung lieblich wiegen,“ schreibt Goethe, der damit beschäftigt war, das Fürstenhaus den neuen Anforderungen entsprechend innerlich umzubauen und neu einzurichten. Sein Schalten und Walten dort berührt ein Brief der Herzogin, die wohl auch in häuslichen Angelegenheiten gern ihren eigenen Sinn behaupten mochte. Sie schreibt am 20. September aus Belvedere an Frau von Stein in Kochberg:

„Der Erbprinz (von Darmstadt) wird gestern Abend in Gotha angekommen sein, und sobald ich weiß, wann der Tag der Zusammenkunft ist, werde ich es Ihnen, meine liebe Stein, sogleich mitteilen. Und Sie müssen dann mit uns nach Erfurt. Der Statthalter ist nicht da, sondern befindet sich noch in Würzburg. Die Herzogin will am Montag ihr Stück aufführen lassen; das gibt ihr gute Laune; der Herzog ist in Ilmenau; er möchte immer dort sein. Goethe ist immer beschäftigt, das Haus in Weimar einzurichten, und ich glaube jetzt selbst, daß er es sehr

[1]) Mitgeteilt: Mörikofer, Im Neuen Reich.

gut einrichten wird, aber mir ist es unbegreiflich, daß ich im Fall sein werde, der Ansicht von anderen zu sein, das wird mir ewig ein Rätsel bleiben. Die Mara ist hier gewesen und hat wie ein Engel gesungen; ich bedaure, daß Sie sie nicht gehört haben. Aber wenn Sie in Kochberg sind, kümmern Sie sich gar nicht um das Menschengeschlecht und vergessen Ihre Freundinnen (ich sage nicht Ihre Freunde) zu lieben. Meine liebe Stein, halten Sie sich wohl und glauben, daß, obgleich ich kein guter Gärtner bin, ich Sie von ganzem Herzen liebe. Louise."

Allgemach wurden die verschiedenen Winterquartiere wieder bezogen. „Zum Anfang nächster Woche," so berichtet Goethe der Fürstin über die fürstlichen Interna, „wird's von Belvedere wieder hereinkommen, und ich werde also auch für diesmal die Sorge für Fußböden, Öfen, Treppen und Nachtstühle los sein, bis es wieder von vorn angeht." Ungern nur vermißt er noch Frau von Stein im Kreise der Freunde, der sich gleich wieder um die Herzogin sammelt. „Gestern haben wir," schrieb er am 21. November, „der Herzogin die erste Nacht ihrer Ankunft erhellt; da sollten Sie auch bei sein, hofft' ich."

Indessen mag auch noch nach der Rückkehr von Frau von Stein sich der Kreis ihrer Vertrauten diese und Herders umso öfter bei der Herzogin versammelt haben, als ihr Zustand ihr Zurückgezogenheit von größeren Festen auferlegte und auch die übliche Feier ihres Geburtstages unterbleiben ließ.

Am 3. Februar hielt die Herzogin ihr erstes Kind, ein gesundes und wohlgebildetes Töchterlein, in den Armen. Die Prinzessin empfing in der Taufe (am 4. Februar 1779), der die gothaischen Herrschaften beiwohnten, den Namen Louise Auguste Amalie. Freudige Teilnahme an dem glücklichen Ereignis herrschte bei Hofe und in der Stadt. Bezeichnend für das menschlich-schöne Verhältnis, welches das weimarische Fürstenpaar eng mit seinen literarischen Freunden verknüpfte, ist Herders Brief an Lavater, dem er schreibt:

„Lieber Lavater! Die Herzogin Louise hatte mir befohlen, Dir ihre Entbindung, wenn sie geschehen sein würde, zu melden. Sie ist heute geschehen, Morgens gegen sechs Uhr. Sie hat eine Prinzessin, ein großes, schönes Kind, und Goethe versichert, daß

es gerade die Genienase mit breitem Sattel nach Deiner Angabe habe. Ich, den nun eigentlich der Sattel weniger interessiert, freue mich herzlich, daß das liebe Geschöpf, ihr Fleisch und Blut, da ist. . . . Meine Frau ist dabei gewesen, da das Kind kam, und kommt jetzt eben wieder von ihr. Ich hoffe und wünsche, daß die Schmerzen sich bald in Freuden, Mutterfreuden verwandeln mögen. Sie ist alles, was Du weißt, und tausendmal mehr: Ein Baum Gottes an Standhaftigkeit und fester Seele und die zarteste Blume an Unschuld und Treue und Freundschaft. Gott helfe dem Engel bald!"

Die Herzogin, die sich später nur selten Äußerungen mütterlicher Gefühle gestattete, gab ihrer Freude über dies erste Töchterlein an Lavater, der dem Kinde ein Gedicht[1]) gewidmet hatte, lebhaft Ausdruck. „Meine Tochter," schreibt sie ihm am 13. Oktober 1779, „ist gesund und stark, es ist ein braves Kind, voll Munterkeit und Leben, die wohl das Glück meines Lebens ausmachen wird. P. S. Ich habe Ihnen noch nichts gesagt und habe Ihnen noch nicht gedankt für das, was Sie mir, wie ich in Wochen lag, für meine Tochter schickten, ich hebe es ihr auf, und wenn sie es begreifen kann, soll sie's haben und soll sich freuen" [2]).

Wenn Herder Lavater gegenüber in seinem Brief den hohen Eindruck der Persönlichkeit Louisens auf ihn selbst betont, so gab ihm doch auch gerade dies Ereignis Gelegenheit, seine Freundschaft für die Herzogin in Worte zu fassen, die ihr ein bleibendes Denkmal sind. Die Predigt am Dankfest wegen der Geburt der Prinzessin Louise, seine Rede bei ihrer Taufe und das Einsegnungsgebet beim Kirchgang der Herzogin am 14. März sind ein beredtes Zeugnis, wie trefflich es Herder verstand, das Amt des Seelsorgers und Predigers und des mitfühlenden Freundes zu vereinen. Aus der Seele

---

[1]) Das Manuskript dieses Gedichtes befindet sich im Großherzogl. Hausarchiv; veröffentlicht wurde es in Lavaters 1781 erschienenen Poesien unter der Überschrift: An die neugeborene Prinzessin Louise von Weimar, den 13. Febr. 1779.

[2]) Aus einem Briefe der Herzogin an Lavater, dessen abschriftliche Mitteilung ich der Güte des Herrn Dr. Funk danke.

der Fürstin heraus, in der sich neben der Freude über die Tochter doch wehmütige Empfindungen unerfüllter Wünsche regen mochten, fleht er, diese Erstgeborene des Fürstenhauses möge, wie sie ihrer Geburt nach Vorläuferin des Friedens, ein Stern guter Hoffnung sei, zur Morgenröte einer hoffnungsreichen, freudevollen Zukunft werden. „Denn auch für Fürsten und Fürstinnen gibt es keinen anderen Lohn als Freuden der Menschheit." Und „daß das Gold auf dem Schmuck nur für den ist, der's sieht, nicht für den, der es trägt, und dumme Anbetung von Schmeichlern, jedem Herzen, das geliebt und geehrt sein will, Überdruß und Ekel ist", wie oft hatte das die Herzogin in voller Bitterkeit erfahren. Nun aber richtet Herder ihren Blick in eine neue Zukunft: „Nur in seiner Gattin, in seinen Kindern lernt ein Fürst sein Land und seine Landeskinder lieben." Wie reich malt er ihr das Doppelleben der Eltern in ihren Kindern aus. Und wenn ihr Mutterherz, durch eigene Erfahrung umdüstert, für die Zukunft ihres Kindes bangte, wie mußte da ihr Gottvertrauen Trost schöpfen aus den tiefen Worten, in denen er das Menschengeschick, auch das dieser fürstlichen Knospe, unlösbar mit dem Willen des ewigen Gottes zu verknüpfen wußte. Wie genau kannte der die Seele der Fürstin, der, als er ihr bei ihrem ersten Kirchgang den göttlichen Segen als Geleit für ihre ferneren Erdenwege mitgab, Gott anrief: „Verneure ihre Tage, ihren Mut und ihre Heiterkeit und Glückseligkeit des Lebens, daß sich ihre Seele aufschwinge, dir für alles Dank zu sagen, was nur du in ihrem Herzen liefest."

Schon einmal war Herder, den seine alle Oktaven des Gefühlslebens umspannende Fähigkeit, sich in die Empfindung anderer zu versetzen, mit besonders feinem Verständnis für seelische Eigenart begabt hatte, der Freund einer edlen Fürstin gewesen. Das Bild der frommen Gräfin Marie von Bückeburg steht wie eine der rührenden altdeutschen Heiligengestalten mit sanftem, tiefem Ausdruck in matten Farben auf Goldgrund gemalt an Herders Lebenswege. Der Verkehr mit dieser reinen, demütigen Seele, die „an ihren Jesus mit Herzaufopferung

und Kindeseinfalt glaubte", ihre Briefe, in denen sie vor Herder als dem Seelenhirten ihre innersten Gedanken, die ganze schlichte Frömmigkeit einer Gott zugewandten Seele ausbreitete, hatten tiefen Eindruck auf ihn gemacht. Er hatte ihr Leben sich verzehren sehen im Dienst der selbstvergessenen Liebe, mit der sie neben dem vergötterten Gemahl, dem heißgeliebten Kinde auch die Armen und Dürftigen um sie her umfaßte. Er hatte, noch kurz ehe sich sein Leben in Bückeburg schloß, an ihrem Grabe gestanden und in seiner Gedächtnisrede an dieser Stelle noch einmal die Summe ihres Lebenswertes gezogen für sich und für andere. „Wir alle sind größerer Rechenschaft schuldig, wenn wir unwürdig und nutzlos der Wohltat genossen, diese Unschuldige, Edle auf Erden begegnet zu haben."

Der Nachhall dieser zarten Seelenfreundschaft, die Erinnerung an diese Verklärte, hatte ihn von Bückeburg nach Weimar begleitet, wo er zum zweiten Male der Geistesvertraute einer innerlich veranlagten Fürstin werden sollte. Aber wie ganz anders als jene von dem Boden der Wirklichkeit losgelösten Beziehungen zur Gräfin Marie gestaltete sich sein Verhältnis zur Herzogin Louise. Dort die Verkörperung hingebender Weiblichkeit, die ihr Ich längst überwunden hatte, um in der Liebe und dem Vertrauen zu Gott den heiteren Seelenfrieden zu finden, der Irdisches wie Himmlisches verklärt, die unbewußt einen Abglanz der sie erfüllenden schlichten Frömmigkeit in die gewaltigen Klüfte Herderscher Religionsgedanken hineinfallen ließ. Hier die anmutige Jugend einer Fürstin, der es versagt war, sich von ihrem Selbst und seinen berechtigten Ansprüchen an die Welt um sie her loszulösen, die tief unbefriedigt die Hand ausstreckt nach einem Führer, nicht nach dem Jenseits, sondern für das Diesseits, der ihr behilflich sein kann, die bedrückte Gegenwart zu tragen, ihr eine Welt zu erschließen, in der sie sich ihrer Eigenart gemäß behaupten könne. Und dabei lag über Louisens Wesen in seiner gebundenen Zurückhaltung, in der herben Hoheit ihrer Gesinnung im Gegensatz zu jenem gotischen Heiligenbild, das im mystischen Dämmer-

licht gewölbter Altarnischen unbestimmt verfließt, ein Zug antiker Plastik, der der Klarheit der Wirklichkeit bedarf, um zu richtiger Geltung zu kommen.

Blättern wir das Verhältnis der Herzogin zum Herderschen Hause auf, wie es sich im Laufe der achtziger Jahre gestaltete, so gewährt es einen Einblick in die verschiedensten Seiten ihres inneren Lebens, und zwar während einer Periode, für die wir sonst nur wenige Anhaltspunkte besitzen. Wir sehen Louise im geistigen Verkehr mit Herder als die dankbar Empfangende, und vermögen einzig an der Hand der hier erhaltenen Spuren einen Maßstab ihrer geistigen Potenz zu gewinnen. Hier in der unermüdeten, wahrhaft herzlichen Teilnahme, die sie Herder selbst, Karoline und überhaupt dem Herderschen Hause entgegenbringt, offenbart sich uns eine sonst nur selten zu Tage tretende Ader ihres Gemütes, und läßt sie recht eigentlich als die Gebende kennen lernen. Und noch weiter entwickelt sich diese Eigenschaft; mit der reizbaren Individualität Herders, mit den naiven Ansprüchen Karolinens für die Ihrigen vertraut, wird sie wiederholt zur Vermittlerin, die, wie sie Herder innerlich aussöhnte mit der von ihm oft als unerträglich empfundenen weimarischen Existenz, auch äußerlich dem Herzog gegenüber ausgleichend für ihn eintrat.

Verfolgen wir im einzelnen das allmähliche Wachstum dieser Freundschaft innerhalb der angedeuteten Linien, so ist noch einmal darauf zurückzukommen, daß Herders sittlich-religiöser Standpunkt Louise von vornherein jene Achtung einflößte, die bei Naturen wie die ihrige eine Grundbedingung ihres freundschaftlichen Vertrauens sein mußte. Die Herzogin fühlte sich von Herders Unterhaltung, die der Reichtum seiner Kenntnisse, sein richtiges Urteil angenehm und bildend und das Vergessen seines eigenen Wertes höchst liebenswürdig machte, angezogen. Wenn dereinst der Magus-Goethe „Tätigkeit" von Lila verlangt hatte zur Überbrückung ihrer abgetrennten Existenz, so war es Herder nun beschieden, diese erlösende Zauberformel in die Öde ihres durch Äußerlichkeiten nicht ausgefüllten Lebens hineinzutragen.

Wohl schon im ersten Winter mögen literarische Unterhaltungen über Ossian, den „Vicar of Wakefield“ oder bei Herders Vorliebe für Shakespeare den „Will of all Wills“, der Herzogin den Wunsch eingegeben haben, ihre englischen Studien, zu denen einst Mercks Unterricht den Grund gelegt hatte, unter Herders Leitung fortzusetzen. Wir haben sie oben diese Studien gegen Frau von Stein, die mit Goethe ebenfalls eifrig Englisch lernte, erwähnen hören; sie scheinen ihren da geäußerten Vorsätzen entsprechend so fleißig betrieben worden zu sein, daß sie sich bald im stande sah, die Shakespeareschen Stücke mit Herder zu lesen. Und mit diesen gewaltigen Schöpfungen trat eine neue Welt in ihr Leben. Wir ersehen aus zahlreichen kleinen Zetteln an Herder, in denen sie um sein Kommen zur Fortsetzung der Lektüre bittet, wie gerne sie die Außenwelt von der Schwelle ihres Kabinetts zurückweist, um sich ganz in den Geist des großen Briten zu vertiefen. Die heroischen Gestalten seiner Römerdramen waren es vor allem, die in ihrer herben Größe verwandte Saiten in der Seele der Herzogin anklingen ließen. Die Freude an Cäsar und Coriolan führte sie zu dem Wunsch, sich dies stolze großgesinnte Römertum durch den Geist seiner Sprache näher zu bringen. So wird sie Herders Schülerin in der lateinischen Sprache. Im weimarischen Hausarchiv befindet sich als ein interessantes Zeugnis ihrer Studien ein Blatt, das von Herders Hand geschrieben eine Reihe von einfachen, aber sinnvollen Sätzen als Beispiele grammatikalischer Regeln aufweist, die andere, umgebrochene Hälfte zeigt die Übersetzungen der Herzogin von Herder korrigiert. Auf Übungen dieser Art mag sich wohl ihre Bemerkung an Karoline Herder beziehen: „Geben Sie das Beiliegende Ihrem Mann; er soll so gut sein und es durchsehen; es wird sicher wieder voll Fehler sein. Wenn's ihm gelegen ist, bitte ich ihn, künftigen Montag zu mir zu kommen. Behalten Sie mich beide lieb im neuen wie im alten Jahr, ich werde es auch so halten. Leben Sie aufs beste wohl. L.“ —

Dies Studium entsprang keineswegs einer flüchtigen

Laune. Wir sehen die fürstliche Schülerin unter der einsichtigen Leitung eines Sprachgenies wie Herder beharrlich fortschreiten, wie die grammatikalische Erläuterung Herders zu einem Kapitel des Cornelius Nepos beweist, um schließlich zur Lektüre des Tacitus überzugehen. Jahre hindurch währten diese Studien. Herder selbst hat vor seiner Abreise nach Italien einen Plan aufgesetzt „von schönen Sachen, die für Euer Durchlaucht ich allmählich im Lateinischen zu lesen wünsche". Er möge hier Platz finden zur Vervollständigung dieses Bildes, das an die Studien wißbegieriger Frauen des Cinquecento bei den Gelehrten ihrer Zeit gemahnt. Ein Bild, das auch Goethe vorschweben mochte, als er, in seinem Doppelspiel den historischen Gestalten des Tasso die Züge Mitlebender verleihend, die Prinzessin als Freundin Virgils und Kennerin der alten Sprachen rühmt.

Herder schreibt: „Wenn Ew. Durchlaucht nicht eine besondere Liebe für Tacitus haben, oder Sie etwa nicht die Entschließung bei sich gefaßt haben, nach dem heldenmäßig schweren Anfang durch eigene Mühe ihn auch jetzt auf leichtere Art fortzusetzen und zu endigen, in welchem Fall ich diesen Entschluß auf keine Weise wankend machen möchte, so wäre es gut, wenn Ew. Durchlaucht den dunklen, politischen Vortrag dieses Geschichtschreibers zuweilen mit klareren, angenehmeren Sachen unterbrächen, um die römische Sprache und den Geist des Volkes von mehreren Seiten kennen zu lernen. Sodann wünschte ich einiges 1. aus Plinius' Naturgeschichte. Dieser Name enthält nämlich nicht das allein, was wir Naturgeschichte nennen, sondern auch historische Kunst-, Welt-, Menschengeschichte. Das z. B. was er über die Sonne, Gott, die Erde, das Menschengeschlecht, das Glück und die Größe sagt, die Beispiele, die er von den höchsten Kräften und Tugenden der menschlichen Natur meistens aus Römern anführt, was er von der Kunst erzählt u. s. w., wird Ew. Durchlaucht sehr angenehm, und weil die Perioden meistens kurz sind, auch nicht schwer zu lesen sein. Alles ist von einer römischen Seele gedacht und angesehen. Zu diesem Zwecke würde ich Geßners Chrestomathie aus Plinius vorschlagen, in der auch die Noten sehr unterrichtend sind und mitunter zur Erläuterung schöne Stücke aus anderen Römern, z. B. Lucrez, Virgil, Lucan u. a. enthalten. Auch haben Ew. Durchlaucht

dabei die Bequemlichkeit, daß Sie, weil das Buch in Absätze geteilt, alles auslassen können, was Ihnen nicht gefällt, z. B. manche Stücke der Naturgeschichte (es sei denn, daß Sie wissen wollen, was die Römer davon wußten und sagten), und können nach Belieben die Stücke wählen, deren Titel schon anlockt. Unter meinen Büchern liegt die Geßnersche Chrestomathie aus Plinius, die Ew. Durchlaucht beim ersten Wink an meine Frau zu Gebote steht. 2. Sodann wünschte ich, daß Ew. Durchlaucht den Sallust kennen lernten, seinen catilinarischen Krieg. Er ist auch klarer und leichter als Tacitus, kommt ihm aber sehr nahe, und weil das Stück kurz ist, die Charaktere des Catilina, Cäsar, Cato u. a. helle gemacht sind, ist es wie ein historisches Gemälde. Er steht auch von meinen Büchern untertänigst zu Diensten. 3. Bei Tacitus selbst wäre es vielleicht gut, mit kleinen Stücken anzufangen, z. B. mit seiner Beschreibung von Deutschland und seinem Leben des Agricola. In kleineren Stücken wird man mit seiner Manier vertrauter. 4. Horaz und Virgil müssen Ew. Hoheit auch kennen lernen. Von Horaz nicht eben die Stücke, die Wieland übersetzt hat, sondern einige seiner Oden, deren ich eine Anzahl herzusetzen wage: Buch I. Ode 3, 4, 7, 11, 12, 22, 24; Buch II. Ode 3, 10, 14, 16, 20; Buch III. Ode 1, 2, 3, 4, 11, 13, 30; Buch IV. Ode 3, 4, 7 und hinten das Carmen seculare. Aus Virgil, in welchem die ganze Majestät und Reinheit der römischen Sprache erscheint, dürften von den Eklogen die vierte Pollio, die fünfte Daphnis, die sechste Silen der Aufmerksamkeit Ew. Durchlaucht nicht unwert sein, sowie von der Aneis das zweite Buch, so die Zerstörung Trojas, das vierte, so die unglückliche Liebe und den Tod der Dido, das fünfte, das die Höllenfahrt des Aneas erzählt. Ich hätte noch aus Lucrez u. a. schöne Stücke zu nennen, ich fürchte aber, es würde zu lang und weitläufig werden. Alles dies ist nur mit der furchtsamsten Bescheidenheit unmaßgeblich gesagt: denn da Ew. Durchlaucht sich die Sprache aus innerer Lust und Liebe bekannt machen, so haben Sie dieser auch vor allem zu folgen. Sind die Schwierigkeiten bei einigen Kapiteln des Tacitus überwunden, und werden Ew. Durchlaucht von diesem tief denkenden Schriftsteller fortgezogen, so haben Sie den Vorteil, daß Sie mit seiner Manier bekannt sind und in derselben leichter fortgehen, als wenn Sie von einem Autor in den anderen geworfen werden. Und hiemit empfehle ich mich nochmals der Gnade Ew. Durchlaucht, auch in meiner Abwesenheit. Leben Sie wohl, heiter und glücklich, gnädigste Fürstin, und gönnen mir bisweilen ein gnädiges Andenken. Der Himmel gebe, daß

ich Ew. Durchlaucht gesund und fröhlich wiedersehe. Herder." (5. August 1788)[1]).

Mit der Lektüre des Horaz beschäftigt sich noch ein anderer Brief Herders, dem sechs kleine Seiten Erklärungen der Silbenmaße horazischer Oden von Herders Hand beiliegen, obgleich er meint, die Herzogin „möge sich nicht damit abquälen. Durch Lesen und Hören geht's von selbst ins Ohr wie eine Melodie oder wie ein Tanz in die Füße."

Keineswegs aber darf diese Beschäftigung, mit der die Herzogin ihre Mußestunden belebte, auf einen Anflug von Gelehrsamkeit gedeutet werden. Es war ihr ein Bedürfnis, sich über alles, was sie interessierte, gründlich und eingehend zu bilden, außerdem aber lag geistige Regsamkeit, das Interesse an Sprachen, Geschichte, Kunst und Philosophie dazumal in der Luft in Weimar. Und wie auf allen Höhepunkten der Kultur, so erschien es auch damals selbstverständlich, die Frauen teilnehmen zu lassen an dem intellektuellen Besitz, an dem geistigen Reichtum, der sich unter der Zauberrute der führenden Geister erschloß. So vertiefte sich Goethe mit Frau von Stein in die Lehre Spinozas, studierte Anna Amalie an der Hand eines kundigen Altertumsgelehrten die griechische Sprache. Eben dieser Gelehrte, Anffe de Villoison, dessen schon bei dem Pariser Aufenthalte Karl Augusts als eines bedeutenden Gelehrten Erwähnung getan, entwirft, als er 1782 längere Zeit in Weimar weilte, ein Bild von den geistigen Interessen des Hofes. Selbst unter Abzug seiner südfranzösischen Überschwenglichkeit und seiner durch freundliches Entgegenkommen geschmeichelten Eitelkeit läßt sich seiner Schilderung die Tatsache entnehmen, daß ihre vielseitige, gewiß nicht in allen Fällen gründliche Bildung die Damen des Weimarer Hofes weder zu Precieusen machte, noch sie zu dem über die Achsel angesehenen Zwitterding „gelehrter Frauen" degradierte.

Das schöngeistige Leben des Weimarer Hofzirkels gerade

[1]) Orginal im Großherzogl. Hausarchiv.

jener Epoche hat in dem „Tiefurter Journal", das Einsiedel abwechselnd mit Thusnelde Göchhausen, zuweilen wohl auch die Herzogin Anna Amalie selbst einmal redigierte, einen natürlichen Ausdruck gefunden. Es erscheint bemerkenswert, daß die Herzogin Louise dieser geistvollen Spielerei vollkommen fern blieb, wie sie auch, in jenem Kreise, in dem jeder so gut oder so schlecht er konnte einmal gereimt haben mochte, gewiß eine seltene Ausnahme, niemals Verse gemacht zu haben scheint. Villoison führt die geistige Höhe der Weimarer Damen nicht auf die Herzogin Anna Amalie, deren Talenten er die glänzendste Anerkennung zollt, zurück, sondern auf das Beispiel der regierenden Herzogin, „die fast den ganzen Tag mit Lesen und Studieren" verbringe. Sie sei voller Aufklärung, Kenntnisse und Begabung und dabei von einer Güte und Bescheidenheit, die sie ihr Übergewicht und ihr Talent mit ebensoviel Sorgfalt verbergen ließen, wie andere anwenden würden, um ihnen Geltung zu verschaffen. „Je mehr man sie in der Nähe beobachtet," fährt er in seiner Charakterisierung fort, „umsomehr neue Eigenschaften entdeckt man an ihr; diese durchdringen, obwohl sie sie zu verbergen strebt, den Schleier, mit dem sie sie verhüllen möchte. Sie kennen diese erhabene Fürstin, haben Sie etwas Edleres, Imposanteres, Majestätischeres gesehen? Ist es nicht richtig, daß ihre Erscheinung den Stempel ihrer Größe und der Energie ihrer Seele wiedergibt?"

Aus dieser beobachteten Erkenntnis ihrer Natur heraus redet das Epigramm, das Villoison 1783 als Inschrift für ihre Büste verfaßte:

Ut monstrare alii, sic illa abscondere tantas
Virtutes, dotes vellet, et ingenium,
Sed sublimem animum prodit bene perfida pulchro
Nescia majestas corpore et ore tegi.

Louisens hoheitsvoller Zurückhaltung konnte nichts ferner liegen, als ein Glänzen mit ungewöhnlichen Kenntnissen oder ein Zurschautragen geistiger Vorzüge. Selbst einer jener antiken Gestalten ähnlich, die Schmerz wie Freude stolz verhüllen, erklimmt sie an Herders Hand, über die steinige Öde gram-

matikalischer Studien hinweg, einen Geistesbereich, wo sie sich frei von allem Kleinlichen den großen Linien antiker Denkungsart gegenüberfindet. Im Anschauen dieser Züge mildert sich das Leid, das ihr die Seele beschwert, im Anblick dieser Gestalten und ihres Geschickes erstarkt ihre eigene Seele dem bunt verworrenen Tagesleben gegenüber. „Unersättlich an römischem Geist" nennt sie Herder später einmal; und sie selbst gab dieser Vorliebe Ausdruck in dem Geschenk einer Minerva aus schwarzem Stein, die sie Herder verehrte. Das Kunstwerk, das Goethes lebhaftes Verlangen erregt haben soll, fand in Herders Studierzimmer auf seinem Schreibtisch einen Platz. Gefühlvoller, als es antike Denkart gestattet, ist Herders poetischer Dank „Minerva":

O du, die tief in sich verhüllt,
Mit mehr als Panzer, Helm und Schild,
Mit stiller Weisheit angetan,
Jungfräulich wandelt ihre Bahn
Und blickt hinab. — Geliebtes Bild!
Das schweigend ihre Seele füllt,
Die dich mir gab. — Belebe dich,
Blick auf dein gutes Auge, sprich! —
Du schweigest, Holde! bist von Stein, —
Ein Fels der Güte mir zu sein[1]).

Ihre geschichtliche Lektüre, ihre nie an der Oberfläche haftende Unterhaltung mußte von selbst zu Mitteilungen Herders über seine geschichtsphilosophischen und theologischen Studien führen, und die Schülerin des Tacitus vermochte ihm auch auf dieses Gebiet zu folgen. Denn wo immer Herder seine kühne und gehaltvolle Gedankenwelt ihr erschloß, da fühlte sie mit dem untrüglichen Instinkt einer reinen Frauenseele die sittlich-moralische Höhe seiner Anschauungen heraus. Schärfte sich ihr so der Blick für die geistigen Zusammenhänge großer, ewiger Gesetze, so bewahrte doch Louise auch auf diesem geistigen Gebiet ihre Selbständigkeit und verlor sich nie in künstliche Gedankengänge oder schöngeistigen Dilettantismus.

[1]) Original im Hausarchiv befindlich.

In dem Ernst ihrer Lebensauffassung, in ihrer schlichten Wahrhaftigkeit, die unbeirrt von allem Schein überall auf das Wesentliche hindrängte, ist der Wert und wohl auch der Zauber ihrer geistigen Anteilnahme zu suchen, die Herder wie Goethe, vollsten Verständnisses gewiß, ihr Bestes zu ihren Füßen niederlegen ließ.

Ihr Verkehr mit Herder zeichnet sich in einem ihrer Briefe an ihn, der sich auf seine 1782 im „Deutschen Merkur" veröffentlichten, gegen Schlosser polemisierenden „Gespräche" bezieht und zugleich einen Einblick in ihr subjektives Empfinden gewährt. „Schlossers Seelenwanderung dünkt mich sehr unerträglich zu sein," schreibt sie, „und die Ihrige, wie wahr und schön ist sie! Wie süß ist der Trost, hier nur einmal zu leben, nur einmal die Probe auszuhalten und in der Hölle zu sein; wie fühlt man sich dadurch stark, alles zu ertragen, was einem aufgelegt wird, und wie wohl wird einem dann die Ruhe dünken in dem schönen, reinen Mond! Leben Sie wohl, lieber Herder, der Himmel muß es Ihnen wohl sein lassen für Ihr Gefühl seiner Größe und Wahrheit. L."

Noch ein anderer Brief Louisens an Herder gehört hieher; er läßt eine, wohl unter Herders Einfluß vollzogene Abwendung von Lavater erkennen, die um so natürlicher erscheint, als ihr Gemütsleben von den rauhen Berührungen der Wirklichkeit tief erschüttert war und ihr über diese Eindrücke nachgrübelnder Verstand Lavaters schwülstige Gefühlsreligion als einen in ihrer Hand zusammenbrechenden Stab erkannte. Ihre Verurteilung der Veröffentlichung der an seine Freunde gerichteten Poesien[1]), unter denen sich die einst an sie selbst gerichteten überschwenglichen Gefühlsergüsse unter der Überschrift „Theona" bargen, ist umso bemerkenswerter, als ein Brief Goethes gerade diese Herausgabe, „die viele, auch gute Menschen übelnehmen", als ein höchst glückliches Vorgehen preist. Die Herzogin schreibt:

[1]) Erschienen 1781 unter dem Titel: Oden und poetische Briefe an Freunde und Freundinnen.

„Ich freue mich sehr, lieber Herder, über die Nachricht, daß ich Sie und Ihre Frau bald wieder einmal sehen werde. Wie fatal mir Ihre lange, lange vorsichtige Einsperrung war, kann ich Ihnen nicht genug sagen. Ich danke Ihnen für L.'s Poesien und habe sie auch eben durch ihn erhalten; er schrieb mir vor einiger Zeit, er würde die vier Gedichte an mich mit Veränderungen und unter einem anderen Namen drucken lassen; ich muß gestehen, es wäre mir aus vielerlei Ursachen lieber gewesen, er hätte es ganz bleiben lassen, wie auch das Gedicht an Sie, das sich auch höchst sonderbar, und wenn ich's sagen soll, widerlich ausnimmt. Ich kann mich neuerlich nicht genug über ihn wundern. Seine neu herausgekommenen Briefe, obgleich von jedermann sehr bewundert, scheinen mir, meiner geringen Einsicht nach, besser ihre Stelle im Schreibpult zu finden als im Druck zu erscheinen. Leben Sie wohl, lieber Herder, und nehmen tausend Dank an für Ihre guten Wünsche . . ."

Getrost mochte sich Louise aus dem Dunstkreise des Lavaterschen Christentums befreien, um sich fortan Herders Führung anzuvertrauen. War doch Herder über den lichtvollen Denker hinaus in letzter Linie Seelsorger, nicht bloß in dem landläufigen Sinne dieses Wortes in direkter Beziehung auf das religiöse Bekenntnis, sondern in jenem, der eine Verantwortlichkeit für die ganze seelische Entwicklung des Mitmenschen auf sich nimmt. Zu diesem Amte befähigte ihn vor allem sein zartes Gemüt, sein edles Mitgefühl, das sich bei jedem freudigen oder schmerzlichen Anlaß das Empfinden anderer zu eigen machen konnte. Eine gewisse Ähnlichkeit ihrer Lage — Herder durch seine früheren Beziehungen mit Goethe, Louise durch die engste Zusammengehörigkeit mit Karl August verknüpft, beide durch ihr persönliches Empfinden von den zu ihnen Gehörenden getrennt — wies gerade in jenen Jahren die Herzogin und Herder aufeinander an als Gegensatz zu dem Verhältnis Karl Augusts zu Goethe. So konnten Herder, an die Seite der Herzogin geführt, ihre inneren Kämpfe — wie viel oder wie wenig sie selbst ihm davon erschließen mochte, entzieht sich nachträglicher Beurteilung — nicht fremd bleiben, und gerade sein geistliches Amt gab ihm Gelegenheit, in schweren wie in freudigen Augenblicken auch

da, wo er sie nur erraten hatte, mit heiligen Worten an ihr Herz zu rühren, sie zu trösten und aufzurichten. Aber schärfer auch als andere erkannte er die äußeren Ursachen, die ihr eine isolierte Stellung im Weimarer Hofleben geschaffen hatten.

IV

Zunehmende Isolierung Louisens. Gegensätze in der fürstlichen Ehe. Getäuschte Mutterhoffnungen. Festliche Veranstaltungen zum Geburtstag der Fürstin 30. Januar 1782

Die momentane Situation mit all ihren feinen Beziehungen beleuchten Goethes Briefe aus jenen Jahren. Sie decken uns in ihrer Darstellung der intimen Wirkungen von Mensch zu Mensch die teilweise Ursache für Louisens wachsende Vereinsamung auf. Wohl mochte Karl August, der nach der monatelangen Trennung in „glücklicher Stimmung und mit schönen Begriffen" von der Schweizerreise zurückgekehrt war, mit neugeschärftem Blick den hohen Wert seiner Gemahlin empfinden. „Allein sein Unglück ist, daß ihm zu Haus nicht wohl ist," schreibt Goethe nicht gar zu lange danach, und so ließ das Leben in Weimar Karl August bald wieder seiner Neigung für die schöne Gräfin Werthern von Neunheiligen Folge leisten. Goethe, der im Umgang des Fürsten mit der stürmisch angebeteten Dame einen Gewinn für Karl Augusts Entwicklung zum Weltmann zu erkennen glaubte, begünstigte dies Verhältnis zu der ungewöhnlich anziehenden, gescheiten und geistreichen Schwester des Freiherrn von Stein. Die Gräfin, durchaus „vornehme Frau und mit allen Begriffen und Gewohnheiten der großen Welt" vertraut, erschien ihm als ein Genie in der Kunst des Lebens. Von der Wirkung, die von der Persönlichkeit der Herzogin und dem ihr so ungleichartigen Wesen der schönen Gräfin ausging, entwirft Goethe selbst eine Parallele. „Die arme Herzogin dauert mich von Grund aus," schreibt er an Frau von Stein; „auch diesem Übel seh' ich keine Hilfe. Könnte sie einen Gegenstand finden, der ihr Herz zu sich lenkte, so wäre, wenn das Glück wollte,

vielleicht eine Aussicht für sie. Die Gräfin ist gewiß liebenswürdig und gemacht, einen Mann anzuziehen und zu erhalten. Die Herzogin ist's auch, nur daß es bei ihr, wenn ich so sagen darf, immer in der Knospe bleibt. Der Zugeschlossene schließt alles zu, und der Offene öffnet, vorzüglich wenn Superiorität in beiden ist. Man kann nicht angenehmer sein als es die Herzogin ist, wenn es ihr auch nur Augenblicke mit Menschen wohl wird; auch sogar wenn sie aus Räsonement gefällig ist, das neuerdings mehrmals geschieht, ist ihre Gegenwart wohltätig." Auch von der Art des Herzogs gibt Goethe um diese Zeit in den Briefen aus Neunheiligen eine scharf umrissene Darstellung, die wohl auch auf dessen Umgang mit Frauen zu beziehen ist: „Nicht leicht hat einer so gute Anlagen als der Herzog, nicht leicht hat einer so viele verständige und gute Menschen um sich und zu Freunden als er, und doch will's nicht nach Proportion vom Flecke, und das Kind und der Fischschwanz gucken, ehe man es sich versieht, wieder hervor. Das größte Übel habe ich auch bemerkt. So passioniert er fürs Gute und Rechte ist, so wird's ihm doch weniger darinnen wohl als im Unschicklichen, es ist ganz wunderbar, wie verständig er sein kann, wieviel er einsieht, wieviel er kennt, und doch, wenn er sich etwas zu gute tun will, so muß er etwas Albernes vornehmen, und wenn's das Wachslichterzerknaupeln wäre. Leider sieht man daraus, daß es in der tiefsten Natur steckt."

Kein Wunder, daß der in dem herzoglichen Paar sich aussprechende Kontrast auch oberflächlichen Beobachtern auffiel; so bemerkt Tobler, ein Züricher Freund Lavaters, der im Sommer 1781 in Weimar weilte: „... Auf mein Lebtag hab' ich das Bild der Herzogin in meine Seele gefaßt — das mir wahrhaft edel, weiblich stark und fein vorgekommen ist. Die Art trockene Kälte, die erst in ihr scheint, ist nichts weniger als Verachtung, wie ich gesehen habe — sondern wahre, edle Gehaltenheit. Ach Gott! Welch Weib zu welchem Manne — aus welchen disparaten Welten hat sie das Schicksal gepaart!" —

Aus diesem Gegensatz ihrer Naturen, der ohne Ausgleich erschien, mußten sich Reibungen ergeben, geeignet, jedes unbefangene Lebensempfinden der Herzogin zu trüben. Auch in diesen Jahren räumte Goethes treu ergebene Fürsorge manchen Stein aus ihrem Lebenswege; wir finden auch jetzt „die junge Herzogin", der er hin und wieder aus dem eben entstehenden Tasso vorliest, oder andere Literatur von sich durch die Freundin vorlegen läßt, in den Kreis seiner Gedanken hineingezogen. So mahnt er Frau von Stein an den zwischen ihnen besprochenen Plan einer Badereise für die Fürstin, so bezeigt er seinen Anteil an dem Gedeihen des „durchlauchtigsten Grasäffchens". Auch die dichterische Huldigung der Begleitworte zum Zug der Lappländer, zur Feier der Herzogin auf der Redoute nach ihrem Geburtstage 1781 aufgeführt, erschien, indem sie Goethes eigener, wie der Verehrung ihrer Umgebung einen schwungvollen Ausdruck lieh, wohl geeignet, das Herz der Fürstin zu erwärmen. „So führen Wünsche, licht wie Flammen," heißt es da, hindeutend auf ein Nordlicht, „Für dich den schönsten Himmelslauf, Bald falten sie sich still zusammen Und lodern jauchzend wieder auf, Doch jenem hochverehrten Lichte Raubt deine Gegenwart die Pracht, Es glänzt von deinem Angesichte Die Huld, die uns dir eigen macht."

Aber mußte nicht die Herzogin Goethe doch in gewissem Sinn als verantwortlich für jene Richtung ansehen, die das Leben Karl Augusts genommen, für die innere Unbefriedigtheit, die ihren Gemahl mehr und mehr aus den Grenzen seines Landes, aus dem Kreise seiner Familie hinausführte?

Kein Wunder, daß unter dem Druck der Verhältnisse mitunter ein nicht zu bannender Mißmut in der Seele der Fürstin die Oberhand gewann. Den Nachhall einer solchen Stimmung bewahrt ein kleines Gedicht Herders an die Herzogin auf. Für etwaige Erlebnisse, auf die es sich beziehen könnte, gibt das bloße Datum des 13. Dezember, mit dem es bezeichnet ist, keinen Anhalt:

„Wie die Sonne unter kalten Wolken
Schienest du mir gestern, goldne Seele,
Spät nur kam dein guter Blick herfür:
Und ich ging mit Kummer von dir,
Komm' auch jetzt dich nicht zu trösten,
Denn mein Trostwort darfst du nicht.
Aber liebe, heil'ge Silberquelle,
Die verdämmet dasteht, daß das Herz
Jedem brechen möchte, der zu fühlen
Dich vermag;
Trübe dich nicht, edle Quelle,
Laß' den Winterfrost dich nicht veröden,
Blicke ruhig in der Silberquelle
Klaren Grund,
In den Tempel deiner guten, guten Seele
Und zu dem, der, reiche Lebensquelle,
Dich erschuf, dich setzte, wo du stehest,
Und, wenn arme Menschen mit dir fühlen,
Glaub's, gewiß dich fühlt. —
Und kann deinen Wunsch dir geben,
Wird dir geben, was dein Herz sich wünscht,
Hoffe, glaube nur und liebe! — Edle! nimm dies Wort
Meiner Seele gütig, gütig auf."

Der verborgene Wunsch ihres Herzens, den diese letzten Zeilen anzudeuten scheinen, sollte sich erfüllen, Louise war abermals von Mutterhoffnungen beglückt.

Schwer traf sie nun die Hand des Geschickes, als sie statt des gehofften Prinzen am 10. September 1781 von einer toten Tochter entbunden wurde. Zwar die Herzogin selbst, der es ein Traum vorausgesagt haben soll, bewahrte eine edle Fassung. Sie habe sich „wie ein Engel, wie der Liebling eines höheren Wesens betragen", rühmt Karoline Herder. „Je länger, je mehr," fügt sie hinzu, „werden wir an diese edle Frau voll Wahrheit und Güte mit ewigen Banden umschlungen." Eine gedrückte Stimmung hatte sich aller, die so ihre Hoffnung in Trauer gewandelt sahen, bemächtigt; auch Karl August empfand den Verlust schmerzlicher, als er geglaubt habe, „daß ein Verlust von etwas, das man noch gar nicht besessen, schmerzen könne".

Herder war es, der in einer seiner gedankentiefsten Predigten über das Hiobswort von der Vergänglichkeit alles Fleisches der Tiefgebeugten den Trost der Religion spendete. Da zerrinnt vor seinem Seherblick das Irdisch-Menschliche dieser Erde, wo die Quelle des Lebens für den vergänglichen Menschen, den Wanderer aus unbekannten Gefilden, wohl auch sein Tod, sein Kommen Weggehen werden muß. Scheint auch dem Überlebenden sein Herz, sein Leben damit geraubt, der unerforschliche Ratschluß Gottes soll ihm eine Mahnung werden, diesen Planeten nur als Ruheplatz, Wanderstätte anzusehen. Die Erde ist kein Wohnhaus ewiger Wünsche, ihre Vergänglichkeit predigen Naturgesetze und Bibel. In Glaube, Liebe und Hoffnung fordert er die Bewährung der Geprüften. Das Vorangegangene soll mit seinem lichten, glänzenden Tritt den Nachbleibenden den Weg in die Ewigkeit bahnen, dahin allmählich die Herzen ziehen.

Über das Leben der Herzogin hatte sich nach diesen Tagen des Schmerzes eine tiefe Stille gebreitet. Die Gefahr, die solche Wolken des Trübsinns für die fürstliche Ehe bargen, kannte keiner besser als Goethe, und als treuer Freund nahm er es auch diesmal wieder auf sich, trotz der Last seiner amtlichen Tätigkeit und der dichterischen Arbeiten, die ihn beschäftigten, die hergebrachten, eintönigen Hoffestlichkeiten des Winters mit den bunten Farben seines Geistes aufzufrischen. So konnte denn Fräulein von Göchhausen von dem Karneval des Jahres 1782 an Merck berichten, „daß man diesmal wenigstens darauf bedacht gewesen sei, die maladie contagieuse des Hofennui recht brillant zu machen". Auch Freund Goethe hatte sein Goldstück zu anderer Scherflein gelegt und auf der Herzogin Louise Geburtstag eine artige Comédie ballet geliefert, die folgenden Inhalts war: Eine Fee und ein Zauberer hatten einen mächtigen Geist beleidigt, und ihnen wurde dadurch das Vorrecht, ewig jung zu bleiben, geraubt. Sie wurden alt mit allen Feen und Zauberern, die ihnen ergeben waren. Diese Strafe sollten sie dulden, bis in gewissen Bergklüften der große Karfunkel gefunden würde, dem das ver-

zaubert war, was ihnen allen fehlte. Diesen Stein zu erhalten, vereinigten nun die Fee und der Zauberer ihre Macht. Die Berggeister wurden beschworen, Feen, Gnomen und Nymphen taten durch wunderbare Zaubereien ihr Bestes und das Abenteuer wurde bestanden, der große Karfunkel herbeigeschafft und — Amor sprang heraus. In diesem Augenblick gingen die großen Verwandlungen vor sich, und aus einem ganzen Theater voll Mütterchen und Gnomen wurden lauter schöne Mädchen und Jünglinge. Diese Verwandlungen gingen sehr gut und Dekoration und Musik war recht artig. Das Ganze war mit Gesang und Tänzen gemischt und endigte mit einem großen Ballett, wo Amor, auf vorher verborgenen Stufen von der Bühne ins Parterre hinabschreitend, der Herzogin ein auf seidenem Bande gedrucktes Gedicht überreichte [1]).

Nicht der Amor, „der verwegen, eitel ist und immer leicht", übermittelte in diesen Versen der Herzogin den Gruß des Dichters. „Es ist Amor, den die Treue neugeboren zu sich nahm, der mit allem Guten, Edlen sich verbindet, und mit seinem ernsten Gruß selten nur ein Herz erfreut, der, der Einsamkeit entrückt, Macht besitzt, die Herzen zu ewiger Jugend umzubilden." Dieser Amor sollte ihr die alles erwärmende Macht der Liebe als Grundlage dauernden Glückes versinnbildlichen. Und gleichfalls die Herzogin feiernd erschien auf der Redoute des folgenden Tages ein Aufzug der weiblichen Tugenden: „Wir umgeben stets dein Leben, Und dein Wille Heißt uns stille Wirkend schweigen," läßt sie der Dichter sagen und in seiner Huldigung durch die Hand der Bescheidenheit der Fürstin ihre Kränze darbringen.

In dem Briefe, in dem Goethe dem abwesenden Knebel von diesen geselligen Freuden berichtet, „mit welchen sie, die Leib- und Hofmedici, die anderen zu unterhalten suchten, auch wenn es inwendig bei ihnen selbst ganz anders aussähe", streift Goethe auch den Erfolg, den diese seine Mühen bei Hofe gefunden. „Die Herzoginnen sind, wie es scheint, zu-

[1]) Amor zum 30. Januar 1782. 16. Band. Sophien-Ausgabe.

frieden und leidlich mit sich und anderen, das Prinzeßchen wächst in seiner Prinzeßheit und mit dem Herzog habe ich gute Stunden." — Und wenn er vor Jahren geklagt hatte, daß Karl August und Louise ohne nachzugeben auf ihrem Rechte beharrten, wenn ihnen irgend ein Vorgang Anlaß zu verschiedenen Meinungsäußerungen gebe, so erwähnt er jetzt in den Billetten an Frau von Stein einmal bei Gelegenheit eines solchen Vorkommnisses, als der Herzog die Statue einer schönen Vestalin umwarf, so daß sie einen Finger verlor, „die Herzogin betrug sich gar himmlisch schön dabei".

Und daß „die Herrschaften so ein leichtes und leidliches Leben in und unter sich haben", mußte der Doktor Verazio der fürstlichen Ehe in der Tat als ein Glück, als eine persönliche Erleichterung empfinden; treulich trägt er Sorge, daß es so bleibe. So läßt er in einem Brief an den fürstlichen Freund, der einen sommerlichen Ausflug nach Eisenach unternommen hatte, ein reizendes Familienbildchen einfließen, das dem abwesenden Gatten und Vater die Zurückgebliebenen lebendig vor die Seele führen sollte. Er erzählt, wie die Herzogin mit ihrem Töchterchen bei ihm im Garten geweilt habe, „das Kleine bat auch: ‚Liebe Waldnern! Dableiben!' Es wurde auf dem Altan mit zu Tische gesetzt und gefiel sich sehr wohl. Heute früh gab die Stein der Herzogin ein Frühstück in meinem Garten".

Schweifte so der unruhige Gemahl in die Ferne, so lebte die Herzogin stille das Hofleben fort. Solche Tage der sich selbst überlassenen Ruhe erschienen Louise als willkommene Mußezeiten, in denen sie ihre Existenz nach ihrem eigenen Geschmack gestalten durfte. Neben der mütterlichen Freude an dem sich lieblich entwickelnden Töchterchen kamen in solchen Zeiten die mit Herder begonnenen Studien zu ihrem Recht, für beide fand sie in dem herzlichen Verkehr mit Frau von Stein und Herders Verständnis und Anregung, und einsame Spaziergänge in der in Sommerschönheit prangenden Natur trugen dazu bei, ihrer Stimmung eine beruhigte Harmonie zu geben.

V

Geburt des Erbprinzen. Die damit verknüpften Feierlichkeiten. Briefe Louisens an Herder und Lavater. Feier des Geburtstages 1784. Tod der Tochter. Briefe an Frau von Stein und Herder aus dem Sommer 1784. Geburt der Prinzessin Karoline 1786. Die weiteren Beziehungen der Fürstin zu Lavater und seiner Familie

Der Winter des Jahres 1782/83 verlief stiller als es sonst üblich war, die hergebrachte Feier des Geburtstages der Herzogin unterblieb. Auf dem Hofkreise, ja wohl weiter ausgedehnt, auf der ganzen Stadt und dem so treu zu seinem Fürstenhause stehenden Ländchen lastete das bange Gefühl einer durch die nahe bevorstehende Entbindung der Herzogin entscheidungsvollen Zukunft. „Ein kritischer Moment, wo uns Freude oder Sorge bevorsteht," schreibt Goethe am 1. Februar an die Freundin. Wenn sich so die Freunde im stillen sorgten, wie mag erst das Herz der Fürstin selbst von bangen Ahnungen und stillen Hoffnungen eines ersehnten Glückes bewegt worden sein!

Durch alle diese trüben Wolken aber brach die Sonne umso heller, als in den Morgenstunden des 2. Februar, eines Sonntags, Glockenklang und Kanonenschüsse die glückliche Geburt eines Erbprinzen verkündeten. Auch diesmal hatten Frau von Stein und Karoline Herder der Herzogin beigestanden. Noch in späteren Jahren rühmt Karoline ihr Verdienst: „Der Erbprinz, ein halber Riese, der ein Kind der Vorwelt zu sein schien, kam tot zur Welt, und ich weiß, daß er durch meine unermüdete Anhaltsamkeit zum Leben kam, da schon die Umstehenden anfingen zu verzweifeln."

Der Jubelschrei Frau Ajas: „Ein Prinz, ein Prinz!" klingt aus allen Aufzeichnungen jener Tage wieder. „Ein Verewiger, ein Fortpflanzer, ein Endzweck, Erbe, kurzum ein Sohn ist mir diese Nacht von meiner Frau gebracht worden," jubelt Karl August. „Mutter und Kind sind leidlich wohl. Freuen Sie sich mit mir und geben Sie dem Kleinen viel-

vermögende Wünsche. Leben Sie wohl. Karl August, H. z. S.-W. Das Kind heißt Karl Friedrich" [1]).

„Der Erbprinz, den uns unsere gute und (ut homines sumus) nun angebetete Herzogin gebracht, hat allen Menschen vor Freude die Köpfe verrückt, und ich habe gewiß bei solchen Gelegenheiten kein Privilegium," so berichtet der allzeit anteilsbereite Wieland an Merck. „Also ganz natürlich hatten wir mit unserem Erbprinzen und mit Papa und Großmama und mit den durchlauchtigsten Paten und dem Taufakt und allerlei anderen Festivitäten, auch mit Fertigung einer großen Kantate auf diesen freudigen Erfolg zu tun. Denn die Musen aller Art haben sich auf alle Weise bemüht, das Fest zu verherrlichen."

Und in der Tat, der Jubel des Landes über das frohe Ereignis fand in den Darbietungen der Dichter einen künstlerisch geläuterten, durch ihre eigene Freundschaft zum Fürstenhaus individuell gefärbten Ausdruck. Zwar Goethe selbst, der mit dem schon früher begonnenen klassischen Drama Elpenor eine Festgabe darzubringen beabsichtigt hatte, stockt das dichterische Wort. Das Stück blieb unvollendet, und auch das Gedicht, mit dem er vierzehn Tage später auf einer Festredoute die Geburt des Prinzen feiert, erscheint nur als heiterer Scherz. Umso beredter sind die Äußerungen Wielands und Herders zum Lob des Neugeborenen.

Ohne äußeren Prunk vollzog sich am 5. Februar die Taufe des Erbprinzen. Vor dem Tisch, der als Altar diente, standen als Paten Anna Amalie, der Fürst von Dessau, der Herzog und der Prinz August von Gotha. Inmitten seines Hofes, von den ständischen Vertretern seines Landes umgeben, fand sich Karl August; allein dies genügte dem beglückten Vater noch nicht. Um die Zusammengehörigkeit des ganzen Landes mit dem neugeborenen Fürstensproß zum Ausdruck zu bringen, war auf seinen Befehl die Galerie des Saales den Vertretern

---

[1]) Briefe Karl Augusts an Lavater. Mörikofer, Im Neuen Reich.

seiner Untertanen aus Stadt und Land eingeräumt worden, während von einer Estrade im Hintergrunde die gesamte fürstliche Dienerschaft der Feier zusah. So vor versammelten Fürsten und den Gliedern aller Schichten des Volkes hielt Herder, berufen dem freudigen Gefühl, das alle Herzen erfüllte, im Dank gegen Gott, den Vater des Lebens, Ausdruck zu verleihen, die Taufrede. Mit hinreißendem Schwunge feiert er in diesem Fürstenkind den Abkömmling jener großen Reformationsfürsten. „Der Geist solcher Vorfahren, eines Friedrich des Weisen und Philipp des Großmütigen, möge auch ihn umschweben und ihn auf leuchtender Bahn führen, das tapfere Wahrheitsgefühl seines Vaters, die stille, goldene Großmut seiner Mutter aber müssen das felsenfeste Fundament seiner Tugenden, Bestrebungen und Verdienste werden, damit er, für das glänzendste und gefährlichste Los der Regierung bestimmt, sich früh an Wahrheit, auch an bittere Wahrheit gewöhne, und sein Herz gesund, sein Verstand richtig, seine Hand und seine Tat fest und treu werden möge."

Was Herder hier in großen Umrissen entworfen, der Zusammenhang des einzelnen mit seinem Geschlecht, die höchsten Pflichten und Aufgaben eines christlichen Fürsten, wie der verheißungsvolle Ausblick in eine blühende Zukunft unter seiner dereinstigen Herrschaft, das fügt er zu einem sorgfältig ausgearbeiteten und vom Geist edelster und freimütigster Humanität erfüllten Ganzen zusammen in den Predigten „Zum Dankfest wegen der Geburt des Erbprinzen" und „Am Fest des Kirchganges Ihrer Durchlaucht der regierenden Herzogin". Auf alle diese Predigten läßt sich Wielands Lobspruch in seinem oben erwähnten Brief an Merck ausdehnen: „Herder habe bei der Taufe gesprochen wie ein Gott. Er, Wieland, kenne nichts Sublimeres, Herzerfassenderes, schöner Gedachtes und schöner Gesagtes weder in der deutschen noch in einer anderen Zunge." Und eben diese Predigten, die Herder vor der Veröffentlichung durch den Druck Goethe vorlegte, bildeten, wie hier eingeschaltet sein mag, in der sich daranschließenden, brieflichen Aussprache ein Glied der Kette, die im Laufe dieses

Sommers von neuem die alten Freunde zu edelstem Gedankenaustausch verknüpfen sollte.

Zu einem Festtag, in dessen Mittelpunkt recht eigentlich die Herzogin stand, gestaltete sich am 9. März der Sonntag, der die beglückte Mutter zum ersten Male wieder in die Kirche führte, ehe sie dann ihre Stellung im öffentlichen Leben von neuem einnahm. Der Schmuck der Straßen und des Gotteshauses zeugte von der freudigen Teilnahme, mit der alle Kreise der Bürgerschaft die Fürstin, die dem Lande den künftigen Herrn geschenkt hatte, begrüßten. Auch in den Festzügen, die das fürstliche Elternpaar zur Kirche geleiteten, kam dies Gefühl zum Ausdruck. Vor allem in einer sinnigen Huldigung der Jugend für ihren dereinstigen Fürsten: eine Kindergarde, festlich angetan in gelbem Kollett und blauer Verschnürung, schritt wohl einexerziert mit Pfeifen und Trommeln dem herzoglichen Wagen voran. Das ehrwürdige Gotteshaus faßte kaum die Menge der Herbeigeströmten, und der dankbaren Freude, die aller Herzen bewegte, lieh Herder in seiner Predigt einen vertieften Ausdruck. Doch nicht nur in der Predigt begrüßte Herder die verehrte Herzogin, vom Chor herab erschallte, von Wolff komponiert, eine Kantate, die er zur Verherrlichung dieses Tages gedichtet hatte. Auch hier segnen die Geister der Vorfahren den Neugeborenen, aber zu jenen Schattengestalten hatte er noch eine hinzugesellt, die das Herz der Mutter vor allen anderen ergreifen mußte; die kleine Tochter, die nie gelebt, läßt er den Zug beschließen, „Ihm ähnlich schwebt sie liebreich um den Bruder, Glückwünschet ihm, zu sein der Eltern Freude, Für ihn und sie: Und legt ihm ihre Jahre zu, Blickt sanft zurück — und schwebt hinweg".

Wie die anmutigen Szenen, in denen Künstlerhand das Leben des 18. Jahrhunderts festgehalten hat, mahnt der Bericht von dem weiteren Verlauf des Festtages. Zuerst ein ansprechendes Idyll: der Festzug der ländlichen Gemeinden überreicht den Herrschaften nach aufgehobener Festtafel als ehrfurchtsvolle Gaben Butter, Honig und Früchte. Am Abend versammelt dann ein feierliches Konzert die weimarische Ge-

sellschaft am Hofe, ein Fest, dem Wielands Kantate, ebenfalls von Wolff komponiert, seinen besonderen Glanz gibt. Den heiter-gefälligen Geist der Zeit atmen auch die Arien und Rezitative der Dichtung, in der der alte Danischmende den neugeborenen Prinzen als den lang Gehofften willkommen heißt, in Karl August den beglückten Vater feiert und in dem Kinde dem Lande ein neues Leben verheißt; Frühlingsgeister und Sonnenschein versinnbildlichen ihm sein Wachsen und Gedeihen, über seiner Kindheit Schlummer wacht Louisens Mutterauge; sie drückt mit einem Kuß die Tugenden ihm ein, die einst sein Volk beglücken. Sachsens und Germaniens Genien ruft er zu Schutzgeistern des Fürstenkindes auf, dem in der Schlußstrophe sein Land in schwungvollem Treuschwur huldigt. Während im Saal das Dichterwort verklang, glühte, es gleichsam bekräftigend, draußen auf dem Platz vor dem Fürstenhause das Licht der Fackelzüge auf, tönten die Lieder, mit denen Weimars Bürgerschaft und die jenaischen Studenten ihre Anhänglichkeit an das Fürstenhaus zum Ausdruck brachten. Der Festjubel teilte sich noch den folgenden Tagen mit und fand erst seinen Abschluß mit dem glänzenden Karnevalszug[1]), der sich am Abend des 13. März durch die Straßen der Stadt bewegte. Karl August selbst im prachtvollen Kostüm eines orientalischen Fürsten, umgeben von einer türkischen Leibwache, Janitscharen und Fackelträgern, eröffnete auf einem prächtigen türkischen Schimmel den Festzug. Ihm folgte in mittelalterlicher Tracht Prinz Karneval, geleitet von einem lustigen Gefolge von Pierrots und Policinellos, und dann ein Aufzug des Winters mit Grön- und Lappländern. Eine andere Gruppe bildeten Ritter in altniederländischer Tracht, unter ihnen im weißen Atlaswams und Purpurmantel auf weißem Pferde Goethe. Eine Bauernhochzeit mit Wagen voll Hausrat und Festgästen, und ein Pferdejude mit einer Koppel schöner Pferde repräsentierten Szenen aus dem Volksleben. Aber

[1]) Vergl. Burkhardt, Das herzogl. Liebhabertheater 1775—84. Grenzboten 32. Jahrgang.

auch die Dichtkunst kam zu ihrem Recht durch eine Darstellung des Don Quichotte und seines Sancho Pansa und einer Szene aus dem „Eingebideten Kranken". Der in seiner Zusammenstellung freilich seltsam berührende, farbenprächtige Zug sammelte sich zum Schluß vor dem Fürstenhaus, um die auf den Balkon hinausgetretene Herzogin ehrfurchtsvoll zu begrüßen.

Aus der bunten Menge der in diesen Tagen Huldigenden lösen sich noch zwei Gestalten. Dem antikisierenden Geschmack entsprechend, der mit Iphigenie bei Hofe Einzug gehalten hatte, drapierten sie sich selbst wie ihre Gabe in antikes Gewand. Karoline Herder und Frau von Stein als Ilithyen, Töchter der hilfebringenden Göttin Diana, brachten nach klassischem Brauch der Fürstin ein reichgesticktes Gewebe dar. Herder selbst verfaßte die Begleitzeilen [1]).

Herder wußte, daß der klassische Faltenwurf der Herzogin gegenüber keine modische Spielerei bedeute; er kannte den antiken Zug in der Seele Louisens, für welche die Geburt eines Sohnes den Höhepunkt ihres Lebens als Fürstin, Gemahlin und Mutter bildete. Tochter ihrer Mutter, die beinahe um Entschuldigung bittet für die Geburt so minderwertiger Wesen wie Töchter, sah sie jetzt, da sie dem Lande einen Erben geschenkt, ihre höchste Pflicht erfüllt, fühlte sich durch die Aufgabe, ihn zu einem würdigen Nachfolger großer Vorfahren zu erziehen, aufs neue mit der Zukunft, mit dem Leben verknüpft. Wieder sind wir als Ausdruck dessen, was ihr persönlich das Herz bewegen mochte, auf Herders Worte angewiesen, die in der Rede, mit der er die beglückte Mutter, ehe sie in die Alltäglichkeit des Lebens zurückkehrt, weiht, den intimeren Stempel eines persönlichen Verständnisses für ihr inneres Leben tragen. Als den „Sohn ihres Wunsches" begrüßt er das Kind, das Gott ihr, da es am Rand des Todes war, gleichsam neu belebt und doppelt geschenkt, und seitdem mit Gesundheit und Lebensblüte beschenkt habe. „Sie waren,

---

[1]) Vergl. Zu den Briefen von Frau von Stein an Herder. B. Suphan, Preußische Jahrbücher Band 50.

gnädigste Fürstin," fährt er dann fort, „in dem Zustand edler und würdiger Unterwerfung, und Gott hat Ihnen Ihre Freude verdoppelt und reichlich gewährt und Ihre und unseres Fürsten schöne Fassung bei dem letzten, bitteren Zufall väterlich und göttlich vergolten. Sie glaubten vor einigen Monaten nicht, daß der heutige Sonntag, der Geburtstag Ihrer verewigten und in so vielen Herzen noch lebenden Mutter, der frohe Tag sein sollte, da Sie einen Sohn auf Ihrem Arm haltend vor Gott treten und ihm dafür danken würden für das, was Sie christlich und weise auch nicht erwarten wollten." Auch auf die Aufgabe der Zukunft deutet er hin, die von den Eltern verlange, daß sie gemeinschaftlich für das innere Leben dessen Sorge tragen möchten, der durch sie das äußere Leben erlangt hat, damit seine Erziehung zur zweiten, edleren Schöpfung werden möge.

Selbst in Herders Worten erscheint die versuchte Entfaltung der Empfindungen Louisens doch nur als eine künstliche Rekonstruktion und macht den Mangel direkter Äußerungen umso empfindlicher. Ja, es hat den Anschein, als sei es auch in solchen, von ihr gewiß tief empfundenen Momenten der Herzogin versagt gewesen, ihre Zurückhaltung zu überwinden und das Wort zu finden, das sie in eine persönliche Beziehung zu den ihr huldigend Nahenden habe bringen können. Wenigstens dürfte die Stelle eines Briefes aus diesen Tagen von Frau von Stein an Knebel in diesem Sinne aufzufassen sein, sie berichtet, wie viele Freunde oder Teilnehmende des Hauses sich in der Tat bei dieser freudigen Gelegenheit recht herzlich bewiesen hätten, sie selbst aber habe leider gesehen, daß den Großen der Zugang der Herzlichkeit verschlossen sei, so daß sie den Zustand dieser beklage, die nicht unterscheiden könnten, was man ihrem Stand oder ihrer Person tue. Billette aus dieser Zeit lassen erkennen, daß sich trotz aller Verehrung ein leises Mißverstehen auch zwischen Herder, der nur zu leicht geneigt war, gute Absichten seiner Freunde zu verkennen, und die Herzogin geschoben hatte.

Louise, die wohl mit dem Geschenk ihrer Büste Herder

für seinen in Wort und Predigt bewiesenen Anteil hatte danken wollen, sandte ihm, da sie eine Ablehnung dieser ihm zugedachten Gabe herauszufühlen glaubte, ihr Bild. Herder dankt unter dem 27. April 1783.

„Durchlauchtigste Herzogin, gnädigste Fürstin! Wie gerne wäre ich gestern sogleich zu Euer Durchlaucht geflogen, um Ihnen für das edle, schöne Geschenk auf die herzlichste Weise zu danken; wenn ich geglaubt hätte, daß Ew. Durchlaucht mein Besuch nur einigermaßen noch lieb wäre. Dem sei indes wie ihm wolle, das Bild der edelsten der Frauen wird mir ewig lieb sein und ich wünschte einen Altar zu haben, worauf ich es setzte. Wo es indessen stehen und jedesmal meine demütig-stolzesten Erinnerungen wecken wird, hat es gewiß seinen Altar und wird ihn haben. Ich flehe die Mutter Zeit an, Euer Durchlaucht mich einmal außer dem Nebel zu zeigen, in welchem Sie mich seit Jahr und Tag zu erblicken scheinen, und ich hoffe und bin's so gewiß als ich von meiner Existenz bin, sie wird mich erhören. Im Gefühl des unnennbaren, wahrsten Dankes verharre voll tiefster Ehrerbietung Euer Durchlaucht untertänigster Herder."

Einfach und natürlich wie immer erwidert Louise auf seine empfindlichen Zeilen:

„Ich hätte Sie gestern wie immer mit Freuden gesehen. Ihr Vorwurf ist und bleibt ungegründet. Das Wort, das ich letzthin entfallen ließ, hatte außer jenem Augenblick weiter keine Bedeutung. Wie ich Ihnen meine Büste anbot, so schien es mir als wenn Sie dieses Anerbieten als kaltes Kompliment annähmen; es fiel mir auf, und ich setzte dies zu. Mein Bild ist nun bei Ihnen, mein lieber Herder, und soll Ihnen täglich sagen und versichern, daß Sie mir trauen sollen, daß ich Sie ohne Nebel sehe und daß Sie mir wert sind und es ewig bleiben werden. L."

Ein Nachklang ihrer gehobenen Stimmung ist in einem Brief an Lavater zu erkennen: „Wie vieles hat sich seit ein paar Jahren geändert, wie viel ist mir nach und nach aufgeschlossen worden, wie langsam hat sich mein Schicksal entwickelt und doch wie gut! Ach, was wir blind geführt werden! Aber jetzt ist mir's wohl. Überhaupt scheint es, als belausche uns das Gute und käme am liebsten unerwartet zu uns" [1]).

[1]) Dieser Brief mit dem irrtümlichen Datum 15. Dez. 1781.

In der Mitte der achtziger Jahre bestand ein lebhafter Verkehr zwischen dem Dessauer Fürstenpaare und dem Weimarer Hofe. Man begegnete sich unter anderem auch in der Verehrung Lavaters, der seine salbungsvolle Weisheit aus der Ferne auf diese Freundschaft herniederträufeln ließ. Indessen scheinen sich die beiden Louisen, die schwärmerische Dessauer Fürstin und die aufs Wahre gerichtete Weimaranerin, innerlich nicht näher getreten zu sein. „Unsere Herzogin kann der Fürstin nie etwas werden, noch umgekehrt," schreibt Goethe an Lavater, und fügt hinzu: „Wir stehen jetzt alle hier auf ziemlich menschlichen Füßen." Gerade diese Zusammenkunft aber unter dem Zeichen Lavaters hatte durch Berichte, welche die Dessauer Fürstin von mißverstandenen Äußerungen Louisens gemacht hatte, ein Gewitter an dem Freundschaftshorizont heraufbeschworen.

Goethe, der es ablehnte, sich in diese Angelegenheit zu mischen, bemerkt anerkennend: „Die Herzogin beträgt sich gar schön gegen mich und ist auch sonst richtig und gut." Auf einen Brief Lavaters[1]), der Louise ob des Vertrauensbruches zur Rechenschaft zieht, rechtfertigt sich die Fürstin in ruhiger Gelassenheit wegen des ihr zur Last gelegten Mangels an Freundschaft. Im Gegensatz zu ihren bisherigen, im Ton eines etwas überschwenglichen Empfindens gehaltenen Briefe an ihn kommt hier der klare, sachliche Verstand der Schreiberin ausschließlich zu Worte. Eine Wandlung, die bezeugt, daß in Louisens Seele jene Klärung bereits begonnen hatte, die sie aus der religiösen Gefühlsschwelgerei Lavaters hinüberleiten sollte in die freieren Regionen der Herderschen Geisteswelt.

Als Goethe wiederum (am 30. Januar 1784) den Geburtstag der Herzogin verherrlicht, da läßt er im „Planetentanz" die Gestirne des Himmels sich vor ihr neigen. Noch

---

durch Mörikofer, Im Neuen Reich Band III, veröffentlicht, von Funck in Band 16 („Goethe und Lavater") der Schriften der Goethe-Gesellschaft aufgenommen.

[1]) Vergl. ebenda S. 360.

einmal klingt in Lunas Worten ein Ton jener Vergangenheit an, die einst in Lilas Träumen lebendig war. Doch:

„Was im dichten Haine
Oft bei meinem Scheine
Deine Hoffnung war,
Komm auf lichten Wegen
Lebend dir entgegen,
Stell erfüllt sich dar."

Als Verkörperung dieser Hoffnungen begrüßt die Liebe, Leben und Wachstum mit sich führend, die Fürstin und Mutter:

„Deren Blick
Häuslich Glück
Täglich schafft."

Das Glück solcher Erfüllung feiert Saturn:

„Glücklich wie im Göttersaale
Find' ich dich auf deinem Thron,
Dich beglückt in dem Gemahle,
In der Tochter und dem Sohn.
Sieh wir segnen dich, wir bringen
Dir ein bleibendes Geschick,
Und auf himmlisch reinen Schwingen
Ruhet über dir das Glück."

Nur wenn ihm der Dichter die Leier stimmt, mag sich der graue Zeitengott so hoch vermessen, ein „bleibend Glück" zu verheißen. Louise war dies lichte Geschick nicht beschieden. Wenige Wochen nach jenem Abend traf sie wie ein vernichtender Schlag aus heiterem Himmel der Tod ihrer Tochter (24. März 1784). Ein Stickfluß hatte in einer Nacht das blühende, kräftige Kind, das nur sechs Stunden krank gewesen war, dahingerafft, und „die Mutter, die man nicht hatte wecken wollen, hatte nicht einmal die letzten Momente des sterbenden Kindes genossen" [1]). Am 26. stand die kleine Leiche auf dem Paradebett, am 27. früh drei Uhr wurde sie bestattet. „Sie gefiel Gott wohl und war ihm lieb Und ward hin-

[1]) Die Fürstin von Dessau an Lavater.

weggenommen aus dem Leben," lautet die Inschrift ihres Gedenksteins im Altarraum der Stadtkirche zu Weimar.

Der plötzliche Verlust dieses liebenswürdigen, vielversprechenden Kindes hatte die beiden fürstlichen Eltern tief erschüttert. Von Karl August, der den Schlag tiefer fühlte als man hätte erwarten können, schreibt Wieland an Merck: „Er ward bei dieser Gelegenheit an Geberde als ein Mensch erfunden, so gut wie unsereiner, welches ihm zum Ruhme nachgesagt sei." Und der Fürst von Dessau berichtet an Lavater: „Der Herzog von Weimar hat seine Tochter sehr plötzlich verloren. Er schüttete einen Teil seiner Bekümmernis durch einen gestern erhaltenen Brief in meine Freundschaft aus"[1]).

In jenen ersten Trauertagen war es diesmal Goethe, der Sorge trug, das tief verwundete Gemüt der Herzogin durch freundschaftliche Teilnahme und geistige Anregung aufzurichten. In feinstem Verständnis für das, was die Herzogin in ihrem Schmerze wohltätig und tröstlich berühren könne, bittet er sich von dem neu verbundenen Freunde Herder dessen Manuskript zu den Ideen der Geschichte der Menschheit aus, um Louise daraus vorzulesen. „Es wird sie erheben, aufrichten und wenigstens Augenblicke über das Gefühl von Vergänglichkeit hinüberheben." Goethes Bemühungen, den Schmerz der Herzogin zu lindern, wurden von Frau von Stein, die in warmer Freundschaft mit der Fürstin empfand, treulichst geteilt.

Von der Herzogin selbst liegt aus jener Zeit nur eine schriftliche Äußerung vor in einem Briefe an Lavater:

„Weimar, 2. April 1784.

Als ich Ihnen Ende des vorigen Jahres schrieb, freute ich mich über die gute Auflösung meines Schicksals, hoffte, das Ärgste überstanden zu haben, und ahndete nicht, was mir noch bevorstände. Mittwoch vor acht Tagen muß ich so unglücklich sein, meine Tochter zu verlieren. Sie starb Nachts plötzlich am Schlage. Es tut unbeschreiblich weh, sich seiner

[1]) Dies wie die vorhergehende Stelle aus Hosäus: Lavaters Beziehungen zu dem Herzog Franz und der Herzogin Louise von Anhalt-Dessau.

schönsten, besten Hoffnungen beraubt zu sehen. Seit Jahren bin ich nach und nach fast von allen Verbindungen losgekommen, fand ein neues festes Band, ein neues Leben in meinen Kindern und auch dieses wird mir zur Hälfte genommen. — Der Herzog läßt Ihnen viel Liebes sagen; er ist mit mir überzeugt, daß Sie Anteil an unserem Unglück nehmen werden."

Die kommenden Jahre sollten Louise neue Aufgaben und neue Kämpfe bringen. In stetem Wechsel von Hoffnung und Enttäuschung erfuhr die Fürstin die ganze Schwere eines Geschickes, das ihr mit der einen Hand raubte, was die andere gegeben zu haben schien. Der Sonnenschein ungetrübten Besitzes, der allein der Existenz eine ruhige Sicherheit gibt, blieb ihr versagt. Nicht mit der kindlichen Frömmigkeit gläubiger Seelen, sondern mit all den aufsteigenden Fragen eines starken Geistes, der sich eines Ausnahmeschicksals mit Bitterkeit bewußt wird, trug sie diese Prüfungen. „Die Wege der Vorsehung sind sonderbar, Sie sagen, wir müssen sie gutheißen und finden," schreibt sie einmal an Karoline Herder. Von vornherein ermangelte ihre Natur des Optimismus, der die Schläge des Geschicks auszugleichen sucht, in diesen Jahren aber vertiefte sich der Schatten der Melancholie, die ihrem jugendlichen Bilde seinen eigenen Zauber gab, zu einer herben Falte innerer Unbefriedigtheit, die wohl die ernste Hoheit ihrer Erscheinung nicht beeinträchtigte, die aber doch dazu beitrug, sie innerlich wie äußerlich immer mehr zu vereinsamen. Diese sich allmählich vollziehende Wandlung läßt sich in all ihren feinen Abtönungen in den Briefen der Herzogin an Frau von Stein und Herder verfolgen. Die Sommermonate des Jahres 1784 verbrachte die Herzogin in Wilhelmsthal bei Eisenach. Das liebliche Waldtal blieb von da ab ein Lieblingsaufenthalt der Herzogin, die in ihren Briefen immer wieder die Naturschönheiten dieses „beau vallon de Guillaume" rühmt. Den kleinen Prinzen, von dessen Gedeihen Goethe hin und wieder berichtet und den er als ein „starkes, munteres Kind, das von behaglicher, sanguinischer Komplexion zu sein scheine", schildert, hatte man schon im Frühjahr wegen einer in Weimar ausgebrochenen

Masernepidemie nach Belvedere geflüchtet. Dort blieb er unter treuer Obhut auch während der Abwesenheit des Fürstenpaares. Noch ehe die „große Karawane des Hofes" zum Ausschußtage nach Eisenach aufbrach, waren auf der Reise nach Karlsbad die beiden Grafen Stolberg mit ihren Gemahlinnen zu einem kurzen Besuch in Weimar eingekehrt. Fand sich Goethe bei diesem Wiedersehen noch einmal durch die Erinnerung „in jenen Seen der Jugend gebadet", so knüpfte auch die Gegenwart neue Fäden. Zwischen der Gemahlin Leopolds, des älteren der Brüder, einer geborenen von Witzleben und der Herzogin schien sich schnell ein gegenseitiges Verständnis anzubahnen, eine Freundschaft, von der Goethe meint, daß er den Vereinigungspunkt ihrer Seelen entdeckt zu haben glaube. Da er ihn jedoch der Freundin mündlich mitzuteilen gedenkt, kann dieses gewiß für die Naturen beider psychologisch interessante Moment nicht zu ihrer Charakterisierung herangezogen werden. Doch läßt der folgende Brief Louisens an Herder erkennen, wie stark sich die Herzogin von der Persönlichkeit der Gräfin angezogen gefühlt haben mußte.

„Wilhelmsthal, den 11. Juni 1784.

Ich schreibe Ihnen, lieber Herder, aus dem schönen stillen Wilhelmsthal, wo mir's wohl ist. In langer Zeit habe ich keinen so ruhigen Ort gesehen, nichts stört seine Stille und sie scheint auch hier unzerstörbar zu sein. Die Berge mit dem schönsten Grün bewachsen; der See, das Abgesonderte von der ganzen Welt! Das hat alles einen Reiz, den ich nicht beschreiben kann. Mit einem Wort, ich bin ruhig und wünschte nur die ganze Zeit unseres Aufenthaltes im Lande an diesem Ort zuzubringen. Die ganze Gegend um Eisenach ist wirklich was man Großes und Schönes sehen kann: insonderheit die Wartburg. Ich will aber nichts darüber sagen, denn sie ist so schön, so erhaben, daß sie ganz unbeschreiblich ist. Ich wünsche Sie zu mir, wenn ich so glücklich bin, die unendliche Größe zu sehen und zu fühlen. Sie würden gewiß manchen guten Augenblick haben, er würde aber auch sogleich erlöschen, wenn Sie wieder in die Stadt und unter die Rasse von Menschen kämen.

Die Freundschaft der Stolberge freut mich ungemein und insonderheit die von der älteren Gräfin. So unempfindlich, so

verschlossen ich leider jetzt den besten Eindrücken und Gefühlen bin, — so hat diese Frau doch einen Eindruck auf mich gemacht, der gewiß nie erlöschen wird, und sie ist mir gar lieb und wert geworden.

Gedenken Sie meiner manchmal mit Liebe, meine beiden, lieben Freunde. Die Einsamkeit soll Balsam für meine Seele sein, und Gefühle erwecken, die gewiß nicht tot, aber nur verschleiert sind. Lieben Sie mich beide und leben aufs beste wohl. L."

Obwohl Goethe, der schon 1783 — es ist nicht ersichtlich aus welchen Gründen — an Lavater geschrieben hatte, „ich habe mich von der Herzogin Louise täglich mehr zu lösen", in diesen Jahren mehr und mehr zurücktritt in seinem Verkehr mit Louisen, so bedurfte es doch auch jetzt nur eines Zusammenseins mit der verehrten Fürstin, um ihn ihren Wert klar empfinden zu lassen. So erfreute er, der die Fürstin von Eisenach aus in der ländlichen Stille aufsuchte, sich am Verkehr mit ihr, der sie so anmutig und offen zeigte, „daß er, einige Punkte ausgenommen, die Frau von Steins Regalien bleiben", mit ihr reden konnte wie mit dieser selbst. Allein die angegriffene Gesundheit der Herzogin, die auch der Aufenthalt in Wilhelmsthal nicht so bald, als man gehofft haben mochte, wiederherstellte, machte sich doch mitunter drückend fühlbar, wie sie auch in einem Briefe an Frau von Stein zum Ausdruck kommt.

„Da es scheint, daß die Landwirtschaft sich aller Fähigkeiten Ihres Körpers und Ihrer Seele in dem Grade bemächtigt hat, daß Sie nicht mehr an Ihre Freundinnen (ich sage nicht Freunde) denken können, so befinde ich mich in dem Fall, den Briefwechsel zu beginnen und Ihnen mitzuteilen, daß ich mich langweile und krank bin. Gestern mußte ich das Theater in Eisenach zum großen Ärgernis des ganzen Publikums verlassen und heute hüte ich das Zimmer, um meine durch beständige Erkältung zerrüttete Gesundheit etwas herzustellen. Diese ewigen Krämpfe und Anfälle versprechen mir nichts Gutes. Sie haben gut reden, was Sie zu meinem Troste sagen; ich fürchte und glaube, daß ich recht behalten werde. Diese beständige Besorgnis ist nicht angenehm. Sie haben keine Vorstellung, wie ich mich unter dieser Art von Männern und Frauen langweile, und wie die

Gegend hier schön und romantisch ist und wie sehr sie mit ihren Bewohnern im Gegensatz steht. Sind Sie allein mit Ihren Ochsen und Kühen oder haben Sie noch andere Gesellschaft? Wie dies auch sein möge, denken Sie zuweilen an mich und vergessen mich nicht ganz“[1]).

Einen tieferen Einblick in ihr Innenleben eröffnet ein Brief an Herder, dem eben im Laufe dieses Sommers eine Berufung nach Göttingen zugegangen war.

„3. Juli 1784. Ich hatte schon vor acht Tagen angefangen Ihren zweiten Brief zu beantworten, wurde aber immer gestört und mußte ihn endlich liegen lassen. Ich danke Ihnen beiden unendlich für Ihren liebevollen Anteil an meiner Gesundheit. Ich bin fest überzeugt, daß ich nichts Gutes zu erwarten habe und daß mir ein ähnlicher Unfall wie jener am Ende des vorigen Jahres bevorsteht. Genug, ich bin gefaßt, und die Hoffnung und ich kennen uns ja schon lange nicht mehr .... Auch das Glück fühle ich, von Ihnen beiden geliebt zu sein! Halten Sie's hinter Ihrer dunklen Kirche so lange aus, wie Sie's nur können; es wird sich vielleicht manches in einem besseren Licht zeigen. Bei uns sind sich zwar die besten Menschen wenig, aber sie wirken doch unsichtbar aufeinander. Wie oft hat doch bloß der Anblick eines Guten mich glücklich gemacht, mir die ganze Würde der Menschheit fühlen lassen. Begnügen wir uns indessen mit diesem geheimnisvollen Eindruck und warten bessere Zeiten ab. Leben Sie aufs beste wohl, lieber Herder, und trauen ewig auf meine Freundschaft.“

Das hier ausgesprochene Gefühl bitterer Resignation sollte noch eine Steigerung erfahren durch eine abermalige Täuschung ihrer mütterlichen Hoffnungen, die sie an ihren Bruder Christian schreiben ließ: „J'avoue que je ne saurai m'empêcher d'être encore bien sensible à cette perte; quoique ma santé délabrée ne paraît me faire supposer d'espérer un enfant sain et robuste.“

Zur Herstellung ihrer Gesundheit geleitete der Herzog seine Gemahlin im Sommer nächsten Jahres nach Pyrmont. Körperliche Leiden, die durch eine solche Kur wohl gebessert, aber nicht gänzlich gehoben werden konnten, mochten neben

[1]) Düntzer, Frau von Stein, Band I S. 216.

seelischer Verstimmung das ihre dazu beitragen, um Louisens Lebensauffassung diese schmerzlich-resignierte Färbung zu geben. Auch als ihr nach langem Harren, das ihre Umgebung, wie es sich in den Goetheschen Briefen widerspiegelt, schier ungeduldig werden ließ, am 18. Juli 1786 ein Töchterlein geboren wurde, hellte sich ihre Gemütsstimmung nicht auf. Stand sie auch seelisch zu hoch, um, wie man angenommen hat, den Unmut, mit dem auch sie die lange Erwartung ihrer Entbindung erfüllt haben mochte, auf ihre Liebe für das Kind einwirken zu lassen, so blieb doch diese Tochter, die in der Taufe am 21. Juli die Namen Louise Karoline erhielt, ihr zeitlebens ferner stehend.

Gerade in jener Zeit weilte, wie es sich Louise einst gewünscht hatte, Lavater einmal in Weimar. Er war für anderthalb Tage Goethes Gast, ehe dieser nach Karlsbad aufbrach, um sich von dort in aller Heimlichkeit Italien zuzuwenden. In einem Briefe an die Herzogin vom 27. August gedenkt der nach Zürich Zurückgekehrte in gewohnter Überschwenglichkeit dieses Aufenthaltes.

„Nur eine Zeile, Beste, Edle, Herzliebe, nahe Gewesene, Ferne, dennoch Nahe! Glückliche Gattin! Mutter — nun — Schwester! Glücklich, wenn des Guten durch Sie und alle, die Sie berühren, immer mehr wird. — Ich bin glücklich zurückgekommen, fand alles wohl — vergesse nie der anderthalb unvergeßlichen Tage in Weimar. — Meine Achtung und Liebe steigt immer mehr für Sie, edelste Beide, so oft ich Euch sehe, etwas von Euch lese. Alle meine Freunde wissen, daß ich mich kaum satt von Euch sprechen kann. Küssen Sie, beste Herzogin, den federleichten und federfesten Erbprinzen und die kraftvolle Prinzessin in meinem Namen. Danken Sie Ihrem Herrn in meinem Namen — und vergessen Sie Ihren letzten Vorsatz nicht. Es war einst auch das tief in meiner Seele eingegrabenen Herzogs letztes Wort, da er mir vom Pferde noch die Hand gab; und dann noch eine Bitte — unbeschreiblich gern hätte ich eine Abschrift des Briefes, den der Herzog an den neuen König schrieb — wofern eine möglich ist. Der Herzogin-Mutter, die meine nicht geringe Erwartung übertraf, haben Sie die Güte, auch was statt meiner zu sagen — so wie Louise mit ihr statt meiner reden kann. Ihre Zeichnungen werden aufgezogen. Dem

guten, weisen, hohen Goethe bin ich auch eine Dankzeile schuldig. Sie, Beste, übernehmen alles. Alles nimmt zehnfach gern aus Ihrer Hand. Adieu, Ewigliebe! . . ."

Louisens Antwort läßt in ihrer freundlichen Gelassenheit erkennen, wie fern ihr jetzt der Prophet gerückt war, vor dem sie einst ihr Herz entlastet hatte.

„Weimar, den 20. Sept. 86.

Ich habe mich sehr gefreut durch Sie selbst, lieber Lavater, Ihre glückliche Rückkunft in Ihr Vaterland zu erfahren und daß Sie die Ihrigen wohl und gesund angetroffen haben. Denken Sie immer mit Liebe an uns und die anderthalb Tage zurück, die Sie bei uns zugebracht haben. Ihre so kurze Erscheinung nach so langen und verschiedenen Zeiten wird mir unvergeßlich bleiben. Der Herzog liebt Sie sehr. Goethe ist noch abwesend, aus dem Karlsbad ging er weiter, und wird wohl noch eine Weile lang bleiben. Die Herzogin (Anna Amalie) trägt mir auf, Ihnen vieles in ihrem Namen zu sagen und hat sich Ihres Andenkens sehr gefreut. Bleiben Sie immer mein Freund, lieber Lavater, und leben Sie aufs beste wohl. L." [1]).

Ein kurzer Blick auf die weiteren Beziehungen der Herzogin zu Lavater erscheint hier umso gerechtfertigter, als sie selbst am Schlusse dieses Briefes ihn bittet, ihr Freund zu bleiben. Allerdings mußte diese Freundschaft jetzt ein ganz anderes Gepräge erhalten, als es die gefühlvolle Schwärmerei in den empfindsamen Briefen der ersten Jahre ihrer Freundschaft zeigt. Je mehr sich ihr natürlicher Verstand, ihr gesundes Urteil ausbildeten, umso tiefer versanken ihr die verworrenen Gefühlsregionen des Lavaterschen Christentums. Die Freundin Herders fühlte sich innerlich losgelöst von dem Züricher Apostel; dem Menschen Lavater bewahrte die Fürstin, zu deren charakteristischen Zügen das Festhalten an einmal in ihren Freundeskreis aufgenommenen Persönlichkeiten gehört, warmen, lebendigen Anteil. Bei der Wahrhaftigkeit ihrer Äußerungen konnte Lavater über diese Änderung ihrer Gesinnung nicht im Zweifel bleiben, ja, er mag sie ihr, wie aus

[1]) Mörikofer, Im Neuen Reich. Briefe von Herzog Karl August und Louise von Weimar an Lavater.

Louisens Brief vom 6. April 1788 hervorgeht, vorgeworfen haben. „Ich eile, Ihnen zu antworten, lieber Lavater," schreibt sie ihm, „und Sie zu versichern, daß mein letzter Brief ganz ohne kalte Gesinnungen und Mangel an Vertrauen geschrieben wurde. Ich weiß selbst nicht, wie er das Ansehen bekam ... Übrigens bin ich ruhig und lebe mein Leben so fort, wünschte mir aber noch, so wie in jüngeren Jahren auf Hoffnungen bauen zu können. Wie oft ich wünsche Sie zu sehen, weiß ich wohl, auch wie mir die Gewißheit, daß es nicht geschehen kann, leid tut. Es fehlt nicht am Wollen, sondern am Können. Seien Sie also versichert, lieber Lavater, daß mein Zutrauen an Ihrer Teilnehmung immer dasselbe ist und bleiben wird; daß ich Ihnen alles mögliche Gute wünsche, wie auch gar sehr, daß Sie Ihre Gesinnung für mich nie ändern mögen und Sie beständig meiner Freundschaft trauen wollen. Leben Sie wohl. L."[1]).

Diese freundschaftlichen Beziehungen blieben noch bestehen, auch als sich der Herzog und Goethe, wie viel früher auch schon Herder, von Lavater abwandten. Ja, es hat den Anschein, als mache sie auf sehr feine Art den Anwalt der beiden ersteren dem gekränkten Züricher gegenüber. „Verzeihen Sie, daß ich Ihren letzten Brief noch nicht beantwortet habe; weil aber der Herzog in Schlesien ist, so konnte ich ihm nichts von seinem Inhalt sagen. Sie wissen, daß der Herzog seit einigen Jahren mancherlei Beschäftigungen hat, die ihn von vielen Verhältnissen zurückziehen. Aber Ihren Wert kennt und schätzt er noch immer; Goethe ohne Zweifel auch; obgleich ich es nicht wagen will, über ihn zu urteilen, weil die schönen Geister bisweilen unergründlich sind"[2]).

Maßte sich die Herzogin kein Urteil über die schönen Geister an, so war sie auch viel zu einsichtig, um, wie Lavater

---

[1]) Veröffentlicht von Mörikofer, Im Neuen Reich. Briefe von Karl August und Louise von Weimar an Lavater Aufgenommen in Funck: Goethe und Lavater, Schriften der Goethe-Gesellschaft. Ebendort sind auch die hier folgenden Briefe mitgeteilt.

[2]) Wie oben.

gehofft haben mochte, eine Vermittlung zwischen den einstigen Freunden anzubahnen. Die vollständige, innerliche Entfremdung Goethes und Lavaters vollzog sich als folgerichtiges Ergebnis ihrer beiderseitigen Geistesrichtung in den neunziger Jahren. Und es ist von menschlichem und literarischem Interesse, aus den Briefen Lavaters an die Herzogin die Antwort zu vernehmen auf die Xenien, in denen auch er sich als „moralischer Dichter" angegriffen fand. — . . . „Ach, Verehrungswürdigste," schreibt er ihr am 11. Januar 1797, „ist kein Mittel, kein Weg, den geniereichsten Epigrammatiker vor Lästerung des Allerheiligsten zu bewahren, welche Leiden bereitet der Gesunkene sich in sich selber. Große Seelen leiden, wenn sie nüchtern werden, entsetzlich von den schwer vergütbaren Sottisen, die sie in der Trunkenheit des Geniewitzes verübt. Doch dies, Edle, nur in Ihren Schoß. Lavater"[1]). — Und wenige Tage später, 14. Januar, antwortet er auf einen von der Fürstin erhaltenen Brief: „Es gehört übrigens, liebe, gnädige Herzogin, zu meinen schwersten Entbehrungen, daß ich so fern von Ihnen bin und Ihnen von tausend Dingen, die ich Ihnen so gern allein sagen möchte, nichts sage, über so manches, worüber mir Ihr Urteil wichtiger wäre als das Urteil von Tausenden, Ihr Urteil nicht vernehmen kann. Indem ich dies schreibe, liegt ein Briefchen von einem Freund aus Winterthur vor mir, der mir schreibt: Goethes Epigramme ist ein böses Buch. — Sie, Lavater, sollten ein Gegenstück machen, ebenso menschenfreunlich als das andere menschenfeindlich ist. Ich bin kein Epigrammatist, mir fehlt Goethes Witz, sonst wäre ich geneigt dazu; aber Menschenfreundlichkeit weiß ich auch, reizt die Menschenfeindlichkeit der Menschenunfreunde. Wie gerne rief ich sonst dem Epigrammatisten zu: Einziger! Feldherr! Held! Heerführer! gekrönter Eroberer! Warum erniedrigst du dich, Goethe, zum Büttel herab? — Adieu! Lavater!"[2])

In langer Leidenszeit, als die schwere Verwundung

---

[1]) Original im Weimar. Hausarchiv.

[2]) Original ebenfalls im Weimar. Hausarchiv.

durch einen französischen Soldaten Lavater dem Tod entgegenführte, war es ihm eine Lieblingsbeschäftigung, Billette an seine Freunde, die ihnen nach seinem Tode übergeben werden sollten, zu schreiben. Ein solches Blättchen, Johann Kaspar Lavater unterschrieben, Erlenbach, den 16. August (1800) datiert und an die Herzogin Louise von Sachsen-Weimar adressiert, bildet den Schluß seiner Briefe an die Fürstin.

Die Worte des „Denkzettels" ehren den feinsinnigen Menschenkenner; der Fürstin, die er nach dem ersten Sehen als „große Seele" charakterisiert hatte, ruft er, der doch nur aus der Ferne Zeuge ihrer weiteren Entwicklung gewesen war, zu:

„Inneres Wachsen der Kraft macht duldsam gegen die Schwächeren;
Wohl dem, der sich selbst ein allbeherrschend Gesetz ist,
Der die Menschheit in sich — in sich verehret die Gottheit"[1].

Für die Herzogin lösten sich mit Lavaters Tod keineswegs die freundschaftlichen Fäden, die sie so lange mit Zürich verknüpft hatten. In einer Tochter Lavaters, ihrem Patenkind, war eine lebende Erinnerung an die dereinstigen, freundschaftlichen Beziehungen zurückgeblieben, und in ihrer treuen Erfüllung übernommener Pflichten gedachte die Fürstin wiederholt der Lavaterschen Familie und ihres Patenkindes Louise, sie auffordernd, sich in jeder etwaigen Notlage an sie zu wenden. Noch 1814 mußte sie Goethes Freund Meyer bei einer Schweizerreise in ihrem Auftrage besuchen. So überschwenglich einst die Freundschaft begonnen hatte, so schlicht klingt sie aus in den Briefen, in denen Lavaters Tochter der Fürstin vertrauensvoll Glück und Leid ihres stillen Familienlebens schildert. In dem rein menschlichen Mitempfinden, das sich vierzig Jahre hindurch im warmen Anteil an den Erlebnissen, hier auf dem Fürstenthron, dort in dem stillen Pfarrhaus bewährt hatte, liegt ein für diese Freundschaft wie für die edle Natur Louisens überaus beredtes Moment.

[1]) Original (unveröffentlicht) im Weimarischen Hausarchiv.

VI

Erneute Freundschaftsbeweise der Fürstin für Herder. Briefwechsel Herders und der Fürstin während seiner italienischen Reise. Herders Rückkehr nach Weimar. Die zu seinem Bleiben führenden Verhandlungen

Wie nach einem sonnigen Morgen, der einen herrlichen Tag verhieß, sich um Mittag feine, graue Dunstschleier um die Sonne ziehen und die ausgebreitete Landschaft ihren heiteren Glanz verliert, so erscheint Louisens Leben, ehe es noch seine Mittagshöhe erreicht hatte, des alles verklärenden Sonnenstrahles der Hoffnung beraubt, lichtlos und umschleiert. Wenn sie an Herder geschrieben hatte, „ich und die Hoffnung wir kennen uns ja schon lange nicht mehr", so zeigt doch der Schluß ihres Briefes, worin sie noch den Wert ihres Weimarer Lebens erkannte: in dem Verkehr mit guten, mit bedeutenden Menschen. Gerade der Mangel an äußerer Lebensfreude verstärkte dies Bedürfnis nach edelster, geistiger Nahrung. Diese fand Louise, während der längeren und kürzeren Abwesenheiten ihres Gemahls sich selber überlassen, einzig in dem kleinen Kreis der ihr so warm und aufrichtig ergebenen Freunde. Daß der Gedankenaustausch in häufigem Zusammensein sich auf der geistigen Höhe behauptete, wie sie die Individualität der Herzogin verlangte, dafür sorgten Goethe und Herder, und auch Knebels feinfühlige Natur trug das ihrige dazu bei. Goethes Abreise nach Italien hatte, wenn auch für Louise nicht direkt fühlbar, den ersten Riß in jene gedämpfte Harmonie gebracht. Für sie, die Herzogin, lag nach wie vor das Schwergewicht ihres geistigen Lebens im Verkehr mit Herder. Ihre denkende Freundschaft wußte mit feinem Verständnis für seine so leicht verletzbare, mißtrauische Natur, unter deren Reizbarkeit sie selbst wohl auch mitunter zu leiden hatte, die durch seine Empfindlichkeit heraufbeschworenen Trübungen zu verscheuchen, den Stein des Anstoßes aus dem Wege zu räumen.

Dieser freundschaftliche Anteil der Herzogin findet einen liebenswürdigen Ausdruck in ihren zahlreichen Billetten an das

Herdersche Ehepaar. Aus den vergilbten Blättern mit den festen Zeilen ihrer schöngeschwungenen Handschrift weht uns wie der matte feine Duft aus welken Blumen ein Hauch jener Vergangenheit als Gegenwart entgegen. Zwischen die Mitteilungen kleiner Tagesereignisse, Bemerkungen über die ihr vorliegende Lektüre schieben sich die Erkundigungen nach Herders oder Karolinens Gesundheit; oder sie selbst, körperlich zart und vielfach leidend, frägt wohl auch gelegentlich bei Aussprüchen ihrer Ärzte nach Herders eigener, auf seine ersten medizinischen Studien gegründeten Ansicht oder erbittet sich vertraulich den in Erfahrung erworbenen, weiblichen Rat Karolinens. Wie sie den häufigen Verstimmungen des Herderschen Paares anmutig die Spitze abzubrechen weiß, bezeugen die nachfolgenden Zeilen an Karoline, die undatiert wie die meisten dieser Blätter aus der ersten Hälfte der achtziger Jahre zu stammen scheinen:

„Ich habe bei der Waldnern vor einigen Tagen einen Zettel von Ihnen gesehen, der mit Piken gegen mich angefüllt ist, und wo Sie recht grimmig sind; es bleibt mir also nichts übrig, als mich mit Ihnen zu erklären. Glauben Sie ja, daß es mir sehr leid tut, Sie in so langer Zeit nicht gesehen zu haben. Fremde, die fast unaufhörlich hier waren, haben mich viel Zeit davon abgehalten, und jetzt will es nicht angehen wegen der Blattern[1]). Seien Sie also wieder gut, liebe Herdern, und mir hold und günstig, und bilden Sie sich ein andermal nicht mehr ein, man hat Ihrer vergessen, wenn man an nichts weniger in der Welt denkt, als an das und nie daran denken wird. Leben Sie recht wohl und finden sich selbst kurios. L."

Die zartfühlige Weise, in der sie ihre freundschaftlichen Aufmerksamkeiten einkleidete, illustriert das folgende Billett:

„Erlauben Sie, liebe Herdern, daß ich Sie bitte, Ihren altmodischen Muff wegzuwerfen, und an dessen Statt diesen anzunehmen, der zwar nicht so schön ausgefallen ist, als ich es gewünscht hätte, aber doch noch der beste ist, den ich bekommen konnte. Ich

[1]) Die Blattern der Herderschen Kinder erwähnt ein Goethescher Brief vom 21. April 1783.

würde mich sehr freuen, wenn er Ihnen nicht zuwider ist, und wenn Sie ihn aus Freundschaft für mich tragen wollen. L."

Und noch eine Seite wird hier berührt, die von der sonst so klaren, mehr durch Verstand als Gefühl beherrschten Natur Louisens eigen absticht, ihr Interesse an Träumen und deren Bedeutung; teilt sie doch Karoline, deren mit mystischen Zügen durchsetzter Natur solches Achten auf Zeichen nicht fremd war, und die für eine erfahene Traumdeuterin galt, wiederholt ihre Träume mit und bittet um Auslegung.

Dieses Freundschaftsverhältnis sollte in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre noch eine zunehmende Vertiefung erfahren. Herders Stellung in Weimar war weder eine so feste, noch erschien sie ihm als eine so befriedigende, daß er nicht Berufungen nach auswärts, wie sie von Göttingen, Hamburg und anderen Orten an ihn herantraten, in Erwägung gezogen hätte. Zugleich mochte die naive Vertrauensseligkeit Karolinens der Herzogin bereitwillig einen Einblick wie in die Freuden, so auch in die Nöte ihres häuslichen Lebens gewähren, und die pekuniären Verlegenheiten der Herderschen Familie waren überhaupt dem kleinstädtischen Weimar längst kein Geheimnis mehr.

Wenn nun Karl August allmählich einen gerechteren Maßstab für Herders Wert erhielt, wie er gerade in seinem landesherrlichen und menschlichen Entgegenkommen in den Verhandlungen mit diesem vom Frühjahr 1788 zu Tage tritt, so darf diese Änderung ebenso wie die daraus hervorgehenden Maßnahmen, Herders Lage seinen Wünschen entsprechender zu gestalten und finanziell zu verbessern, sicherlich Louisens Einfluß zugeschrieben werden. Umsomehr als Goethe, der in den letzten Jahren wieder in erneuter Freundschaft zu Herder gestanden hatte, damals schon seit mehr als Jahresfrist in der Ferne weilte.

Herder hatte geglaubt, aus der ihm immer unerträglicher werdenden, von trockenem Aktenstaub erfüllten Atmosphäre hinter der Stadtkirche einen Ausweg gefunden zu haben durch den Antrag, der Herzog möge ihn auf den theologischen Lehr-

stuhl der Jenaer Universität berufen. Hier meinte er neben frischerem theologischem Wirken freie Zeit zu literarischer Tätigkeit zu finden und sich durch diese die Mittel zur Tilgung seiner Schulden und zur Herstellung einer sorgenfreien Lage schaffen zu können. Die schriftliche Eingabe, in der er alle seine Träume und Wünsche zusammengewoben hatte, war der Anlaß zu einer persönlichen Unterredung mit dem Herzog geworden, in der sich beide zum ersten Male ihrem vollen Werte nach erkannten. Und der Herzog zögerte nicht, konnte er schon Herders Träume nicht in die Wirklichkeit umsetzen, doch wenigstens als eine Anerkennung seiner Verdienste zu tun, was in seinen Kräften stand, um seine momentane Lage zu bessern. Er sicherte ihm, ohne es einstweilen öffentlich bekannt werden zu lassen, eine jährliche Gehaltserhöhung von 300 Talern zu.

Die Fürstin, die tief empfand, wie viel Herders Gegenwart für ihr weimarisches Leben bedeute, wie viel Lebensmut und Kraft zum Ertragen sie dem geistigen Verkehr mit ihm dankte, war sich wohl bewußt, solche Gaben nur durch die reine Höhe ihrer eigenen Gesinnung erwidern zu können, und die wiederholten Bitten in ihren Briefen an Herder, er möge ihr seine Freundschaft bewahren, konnten bei der Wahrhaftigkeit ihrer Natur niemals Phrase sein. Allein jede echte Gesinnung verlangt, sich in Taten umzusetzen. Hätte die Herzogin nicht auch ihrerseits zur Abhilfe der peinlichen Geldsorgen im Herderschen Hause beitragen können? Spätere Herdersche Äußerungen, besonders von seiten Karolinens, heben mit einer gewissen Bitterkeit hervor, beinahe auch mit einem verborgenen Vorwurf für die Herzogin, daß sie in dieser Beziehung vom Hofe enttäuscht worden seien. Direkt mit Gold zu danken, wo sie höchsten geistigen Reichtum empfangen hatte, mußte der feinen Natur Louisens als eine Verletzung dieser freundschaftlichen Beziehungen erscheinen. Und dennoch lag es ihr am Herzen, auf eine möglichst zartfühlende Art auch ihrerseits die Geldsorgen zu mildern, die, wie sie wohl wußte, schwer auf dem Herderschen Paare lasteten.

Ungefähr gleichzeitig mit dem oben erwähnten Beweis

von Karl Augusts Wohlwollen kam Herder wie vom Himmel gesandt eine Gabe zu, die ihn in Stand setzte, sich nicht nur von den drückendsten Rückständen zu befreien, sondern ihm auch noch eine Summe für unerwartete Ausgaben in der Zukunft ließ. Von unbekannter Seite war Herder am 10. März franko Eisenach eine Sendung zugegangen, das Kuvert wohl versiegelt und abgegriffen, ein Beweis, wie Karoline meint, daß es aus weiter Ferne kommen müsse, und darin enthalten die ansehnliche Summe von 2000 rheinischen Florins in Dukaten mit einem Brief, der, wenn er schon keinen Aufschluß über den Geber gab, doch keinen Zweifel an dessen edler und freundschaftlicher Gesinnung zuließ. „Verwerfen Sie nicht das geringe Opfer größter Verehrung," lautet er, „vergelten Sie nicht mit Verachtung meinen guten Willen, und benehmen mir nicht den schönen Trost, daß auch ich etwas zur Beruhigung und zur Zufriedenheit eines großen Mannes beitragen konnte; halten Sie sich ja nicht für beleidigt, denn mein Wunsch und Zweck ist rein, vergessen Sie den Unbekannten, der dieses Blatt schreibt und auch die Veranlassung dazu. Sie werden nie erfahren, wer ich bin; schweigen Sie, denn ich werde ewig schweigen." — — „Zur glücklichen Stunde kam uns dies Geschenk wie von Gott selbst," schreibt Karoline in den Erinnerungen. „Unsere Gefühle von Freude, Wehmut und Dank lassen sich nicht beschreiben. Poetische Menschen hoffen immer auf etwas Unerwartetes — wir waren solche — hofften von Gott alles — und ein solches Ereignis, wie nährt, stärkt es diesen Glauben. Tausend Segnungen haben wir dem großmütigen Herzen und Geber, dieser unbekannten Hand aus den Wolken zugesandt. Diesen ungenannten Freund haben wir nie erfahren." — Herders vermuteten in dem Markgrafen von Baden den Geber. Allein Karoline berichtet später dem Gatten nach Rom, der Herzog Karl August habe ihr mitgeteilt, dies sei nicht der Fall. Er selber habe Edelsheim darüber schriftlich befragt und dieser geantwortet, es sei nicht von ihnen.

Das Geheimnis des hochsinnigen, unbekannten Gebers,

„dessen schöne Handlung an einem so gut gewählten Gegenstand" auch Schillers lebhafte Bewunderung erweckte, ist gewahrt geblieben. Und doch ein feiner Faden läßt sich verfolgen. Am 6. Februar schrieb die Herzogin an den ihr sehr nahestehenden Bruder, den Prinzen Christian, der sich damals in Darmstadt oder Homburg aufhielt:

„Es handelt sich um eine Freundlichkeit von 400 Dukaten, die ich jemandem erweisen möchte, der ihrer sehr bedarf, dem gegenüber ich aber nicht wagen möchte, mich ihm zu nennen; Sie können sich also denken, daß das größte und ewige Geheimnis erfordert wird, und da ich Ihre Diskretion kenne, wende ich mich einzig vor allen anderen an Sie. Ich mache Ihnen keinen Hehl daraus, daß diese Persönlichkeit hier lebt, und es liegt mir daran, den Anschein zu erwecken, als ob diese Summe von weit her und nicht von hier komme. Sagen Sie mir offen und ehrlich, ob Sie mir das Geld für einige Wochen oder Monate vorschießen können. Nicht etwa, als ob mir die Summe fehle, sie liegt wohl abgezählt in meinem Schreibtisch und Sie wissen außerdem, daß ich nicht lüge, und kennen mich genügend als gute Haushälterin, um von dem, was ich Ihnen mitteile, überzeugt zu sein. Die wahre Ursache, weswegen ich das Geld nicht von hier abgehen lassen will, damit es den Augenblick darauf wieder hier eintreffe, ist, daß ich befürchten müsse, es könne dann der Argwohn erweckt werden, als käme es von mir, was durchaus nicht sein darf. Sagen Sie mir, bitte, freimütig und sobald als möglich, ob Sie es mir vorschießen oder auf Ihren Namen irgendwo borgen können, etwa auf drei Monate (versteht sich, bezahle ich die Zinsen), und dann werde ich es Ihnen, wie schon gesagt, pünktlich zurückerstatten, und sogar, wenn sich Gelegenheit dazu findet, innerhalb einiger Tage, auch werde ich Ihnen einen Schuldschein geben für den Fall, daß ich vor dieser Zeit sterben könnte. Ich wiederhole Ihnen, daß Sie mir ohne Mißtrauen buchstäblich glauben dürfen, was ich Ihnen sage, und wenn Sie in der Lage sein sollten, mir diesen Dienst zu leisten, dann benachrichtigen Sie mich sobald wie möglich, damit ich Sie wissen lassen kann, was weiter zu geschehen hat. Aber tun Sie meiner niemals, niemals, und gegen niemand Erwähnung"[1]).

In einem Briefe vom 9. Mai dankt sie dann dem Bruder

[1]) Original im Hausarchiv.

für die Besorgung des Geldes und bittet um eine Anweisung, wie sie es ihm am besten wieder zustellen könne, und noch bis zum September währen in ihren Briefen die Verhandlungen über die Rückzahlung des Geldes. So heißt es am 5. September nach abermaliger Auseinandersetzung, die aber ebensowenig wie die vorhergehenden einen Anhaltspunkt gibt für die praktische Ausführung und die Abfassung der an Herder gerichteten, so ganz aus ihrer Seele heraus geschriebenen Begleitzeilen: „Cette affaire me devient si odieuse que je n'aime plus à y songer“ [1]). —

Noch eine andere unerwartete Freude hatte in jenen Monaten Herders hinter dem hohen Schieferdach der Stadtkirche zusammengepreßte Atmosphäre aufgehellt: die Aufforderung des Domherrn von Dalberg, eines Bruders des Statthalters, ihn auf einer Reise nach Italien zu begleiten. Ehe er in den ersten Augusttagen dieses achtundachtziger Jahres von Weimar dahin aufbrach, nahm Herder auf der Kanzel Abschied von seiner Gemeinde und dankte in dieser Rede auch dem Unbekannten, der ihm die Gabe, die wohl auch seine Reise ermöglichte, gesandt hatte. Es ist anzunehmen, daß der Hof dieser Abschiedspredigt beiwohnte. Und wenn aus der Fürstenloge des alten Gotteshauses Louise die Sonnenstrahlen das Halbdunkel des Kirchenschiffes und des Hochaltares, der das Grab ihres Töchterchens barg, durchfluten sah und gedachte, wie auch ihre Seele aus Schatten einem unvergänglichen Licht entgegengeführt worden war, mußte sie da nicht eine große, stille Freude erfüllen, als sie Herder, nicht ahnend, daß seine Worte in das Herz der Geberin fielen, dem Höchsten seinen Dank für die erfahrene Wohltat darbringen hörte? „In edler Dankbarkeit, die dem Geber genugtuend sein kann, wandte er sich an die Quelle des Guten, weil er das Werk-

[1]) Original im Großherzogl. Hausarchiv in der Sammlung ihrer Briefe an den Prinzen Christian. Der folgende Brief bemerkt, daß sie inzwischen drei oder vier Briefe, wahrscheinlich auch mit ausführlicheren Angaben über die Art der Sendung an ihn, den Bruder, gerichtet habe. Diese Briefe fehlen.

zeug nicht wissen soll," so schrieb Schiller über jene Rede an Körner.

Kurze Zeit nach diesem Tage brach Herder nach Italien auf, diesem Lande der Sehnsucht und der Wunder einer vergangenen Welt, das Weimar mit einem Male so nahe gerückt war, seitdem Goethe in seinen Briefen aus Rom die Freunde daheim gleichsam an der Hand nahm, um ihnen die Herrlichkeiten römischer Kunst und römischer Natur, von denen er sich umgeben fand, zu erschließen. Auch der Herzogin hatte er in einem ausführlichen Briefe (vom 25. Dezember 1786) eine objektive Darstellung von dem verschiedenen Eindruck von Kunst und Natur auf seinen eigenen Geist zu geben versucht als Zeugnis seines guten Willens, ihr das Beste zu bieten, was er vermöge. In einer Entschuldigung seines, nichts von seinen in die Ferne gehenden Plänen ahnenlassenden Abschiedes klingt der Brief durchaus subjektiv aus: „Unvergeßlich wird mir der Augenblick sein, in dem ich das Glück hatte, mich Ew. Durchlaucht vor meiner Abreise zu empfehlen, unaussprechlich die Gewalt, die ich anwenden mußte, mein weiteres Vorhaben zu verschweigen. Lassen mich Ew. Durchlaucht bei meiner Rückkehr eine immer gleich gnädig gesinnte Fürstin wiederfinden."

Eben als Goethe jetzt zurückkehrte, war Herder abgereist. Wenn auch die Herzogin sein Fernsein als einen Verlust empfinden mußte, ihre wärmsten Wünsche begleiteten ihn gewiß. Auch die Herzogin Anna Amalie, von dieser Welt alter Kultur und Kunst unwiderstehlich angezogen, rüstete sich zur Fahrt dorthin. Während ihres Winteraufenthaltes in Rom und bei der Weiterreise nach Neapel hatte sich Herder wie natürlich ihrem Kreise angeschlossen.

In den Briefen, die Herder dann und wann aus Italien an die Herzogin sandte, findet seine Freundschaft für sie den erschöpfendsten Ausdruck. Es ist, als erblicke Herder die ferne Gestalt der Herzogin von der ganzen Klarheit einer südlichen Sonne beleuchtet, und werde ihrer Natur so am vollständigsten gerecht. Aber auch die wenigen Briefe der Herzogin an ihn

lassen deutlich erkennen, welche Bedeutung für ihr inneres Leben der Verkehr mit Herder gewonnen hatte. Herder schreibt ihr zuerst aus Rom 28. Oktober 1788:

„Durchlauchtigste Herzogin!

Vielleicht kommt dieser Brief Euer Durchlaucht wie die Stimme eines aus dem Reiche der Toten: Wenn man sich das alte Rom nur als eine Gegend von Überbleibseln denkt, so bin ich vielleicht von Euer Durchlaucht auch längst unter diesen Trümmern und Andenken begraben worden, und mein Stillschweigen hat ohne Zweifel dazu beigetragen. Über das letzte will ich kein Wort der Entschuldigung verlieren. Denn wenn Euer Durchlaucht die Gnade haben, von meiner Frauen einmal eine Reihe von Umständen von meiner Reise und der ersten Wochen, die ich in Rom gehabt habe, sich erzählen zu lassen (Ihnen darf sie nichts verschweigen), so hoffe ich entschuldigt genug zu sein. So viel ist gewiß, daß, wenn in jedem Augenblick, da ich an E. D. gedacht habe, in dem Ihr edles Bild durch so mancherlei Gegenstände der alten Römerwelt geweckt, oft, sehr oft von selbst vor meine Seele trat, ein erinnernd Lüftchen E. D. umschwebt hätte: so wären manche große und schöne Bilder ihrer Seele vorübergegangen, die plötzlich und unerwartet die Römerin an ihr Vaterland erinnert hätten. Aber leider ist's auch so von der anderen Seite; in Rom verlernt man das Schreiben. Man ist oder wenigstens ich bin in einem Meere, wo große, zuweilen etwas plumpe Wellen einen umbrausen, prächtig heben und dann unvermutet an eine Klippe werfen, wo man sein Haupt sichern muß. Das älteste, alte, mittlere und neue Rom tritt nicht nur mit seinen Gegenständen in wilder, bunter, dissonanter, oft fataler Verwirrung vor die Seele; sondern indem es Ideen weckt, woher denn dies alles geworden, woher es gekommen, wohin und wozu es gewirkt habe, so erliegt mein armer Kopf ganz und gar, so daß ich Gefahr laufe, aus Rom unwissender zu gehen, als ich hineinkam. Wäre meine Reise nicht so unvermutet gewesen, hätte ich mir vorläufige Notizen nehmen können, wie ich sie jedem anderen würde angeraten, ja selbst von ihm würde gefordert haben, wäre ich endlich jünger und hätte mich nicht im Dienst des Staates, der Kirche und der gelehrten Republik so sehr verlebet, hätte ich endlich Geld und könnte wie ich wollte, ja so lang ich wollte reisen, mit der schönen Aussicht zwanzig Jahre meines Lebens zurück zu haben und sie anwenden zu können wie ich wollte, so wäre es etwas. Aber nun? — jetzt? — Doch ich mag keinen Kalkul ziehen und dränge mir das arme Wozu? so

oft es mir vorkommen will, mit Gewalt weg aus der Seele. Ein sonderbares Schicksal hat mich fortgeführt und ich lasse in mich schreiben, was mir das Schicksal vorzeigt. Verzeihen E. D., daß ich so viel von mir rede; aber ich betrachte mich nur, indem ich das schreibe, als Werkzeug, durch welches ein Partikel vom Weltgeist gewisse Sachen der Vor- und jetzigen Zeit siehet; man muß eine verzweifelt starke Ichheit haben, wenn man sie in diesem Strom der Dinge vorwiegend jeden Augenblick fühlen wollte. Was mich in der Seele dauert, ist, daß E. D. nach Ihrem Römergeist und Römerherzen, nach der Lektüre, die sie in römischen Schriftstellern gemacht, und den Kenntnissen, die Sie sich darin erworben haben (so daß ich, ohne Komplimente zu reden, dagegen ein Kind bin), nicht einen, einen lebendigen Anblick dieser Gegenden haben können. An Genuß denke ich dabei gar nicht, der ist im jetzigen Rom weder zu suchen noch zu finden, aber nur eine Ansicht wünschte ich E. D. und einen unsichtbaren Spaziergang durch diese Gegenstände. Mit Ihnen auf dem Kapitol und seinem Turm, auf dem palatinischen Berge, an der Ecke des Hauses Augusts zu stehen und umherzuschauen, oder im Friedenstempel des Titus, im Kolosseum, im Zirkus, in den Thermen 2c. der Kaiser umherzuwandern; das wäre freilich was Großes! Ach, daß Rom so entfernt liegt, und doch ist's gut, daß es da liegt; denn seit ich Italien kenne, bin ich sehr gern ein Deutscher . . .

Die Nachrichten von der Gesundheit Euer Durchlaucht, die mir meine Frau gibt, erfreuen mich sehr; und die andere Hoffnung, die ich durch einen anderen Kanal erfahren habe, bietet alle Wünsche des Herzens auf, daß sie zu Euer Durchlaucht völligster Freude gedeihen möge. Gott weiß, wie ich Euer Durchlaucht verehre und immer verehren werde; auf dem engen, verworrenen Wege meines Lebens ist das Bild E. D. eine zu große, schöne Erscheinung gewesen, als daß es nicht mit unter die ewigen Gedanken und Empfindungen gehörte, die nur der letzte Strom, durch welchen wir müssen, aus mir tilgen könnte. Wie vieles ich E. D. schuldig bin, habe ich nie sagen können, viel weniger kann ich's schreiben.

Leben E. D. aufs schönste wohl und gedenken zuweilen meiner in Güte. Auch bitte ich, die Gnade zu haben, mich bei dem Herzoge über mein Stillschweigen zu entschuldigen: in dem bisherigem Rumor meiner Seele war mir ein vernünftiges Schreiben unmöglich, und wie sehr mein Inneres ihm für diese jetzige Muße danket, weiß ich, wird ihm selbst sein Inneres sagen. Ich hatte sie verdient, ja vielleicht noch eine bessere als wie sie

mir das Schicksal beschert hat; aber was das Schicksal gibt, ist immer das Beste. Ich küsse E. D. ehrerbietigst die Hände und wünsche Ihnen und allen den Ihren das herzlichste Lebewohl über den Kirchenstaat, die Apeninnen und Alpen hinüber. In tiefster Ehrerbietung beharrend

Euer Herzogl. Durchlaucht

untertänigster

Herder“ [1]).

Die Antwort der Herzogin, vom 28. November 1788 datiert, lautet:

„Ich kann Ihnen nicht sagen, wie angenehm mir Ihr Brief gewesen ist, wie sehr mich Ihr Andenken freut — und halten Sie dieses für Wahrheit und für kein Kompliment. Der Gedanke, Sie auf dem Wege nach Italien zu wissen, war mir lieb; ich habe aber seitdem oft mit dem Schicksal gezürnt, daß es die Reise so seltsam gelenkt hat. Nehmen Sie aber indessen das Gute mit, und vergessen Sie das übrige so gut sie können. Sie wünschen mir, den Anblick von Rom zu genießen, und wie oft und wie sehnlich hab' ich's gewünscht, zugleich mit Ihnen genießen zu können. Nun fühle ich aber, daß dieser Wunsch unbescheiden war; denn der Leichtsinn und die Torheit derjenigen, die größtenteils ganz ohne Kenntnis nach Italien reisen, hat mich in meinen Wünschen bescheiden gemacht; und nun vollends, da Sie sich dazu unvorbereitet finden wollen; wie wohl tut ein jedes, das nichts weiß und kann, wenn es ferne bleibt. Teilen Sie mir mit, wenn Sie wieder bei uns sind, was ich begreifen kann, und ich will froh sein und es mit Dank annehmen.

Der Herzog, der viel Anteil an Ihrer Reise nimmt, und Ihnen viel Gutes wünscht, ärgert sich mit allen Ihren Freunden über den mißratenen, schönen Traum. Mit meiner Gesundheit geht es ziemlich gut; das übrige will ich in Geduld abwarten, und lebe indessen in einer Art von Betäubung . . .“ [2]).

Der nächste Brief Herders aus Rom ist vom 14. März 1789.

„Ich kann nicht anders, gnädigste Herzogin,“ schreibt er,

---

[1]) Der Brief Herders befindet sich ebenso wie die folgenden im Original im Großherzogl. Hausarchiv; er wurde zuerst veröffentlicht im Weimar-Album zur vierten Säkularfeier der Buchdruckerkunst 1840, ebenso der Brief Herders vom 14. März.

[2]) Nach dem Original im Herder-Nachlaß im Besitz der Königl. Bibliothek in Berlin.

„als Ihnen nochmals zu Ihrer bevorstehenden Niederkunft das beste, herzlichste Glück zu wünschen; es ist, als ob mich ein Geist dazu triebe. Vielleicht sind Sie schon, wenn dieser träge Brief ankommt, im mütterlichen, freudigen Besitz Ihres Wunsches, der unser aller Wunsch ist; oder, wenn Sie noch darauf warten, o so gebe Ihnen der Himmel eine glückliche Stunde, und Ihr in sich gescheuchter, stiller Geist werde durch das Gefühl erquickt, daß der Himmel Sie liebe, und Ihnen dies Geschenk gebe, um Ihren guten Mut zu beleben und Ihre edle Brust zu erweitern . . .

Ich kann es Ihnen nicht ausdrücken, gnädigste Herzogin, wie sehr mir die Entfernung Ihr Bild erhoben und erleuchtet hat; in so manchem stillen und reinen Augenblick ist's vor mir mit einer Innigkeit und Wahrheit erschienen, die sich wohl in kein Wort fassen läßt. Vielleicht ist keiner der Sterblichen gewesen, die Sie kennen, der mit so durchdrungener, inniger Teilnehmung wie ich, Ihr innerstes Wesen geliebt, und im eigentlichsten Verstande verehrt hat; es waren Zeiten, da ich wirklich mehr in Ihnen, als in mir selbst lebte. Mit der Zeit schrieb ich Ihnen, warum soll ich es bergen, eine gewisse fürstliche Gleichgültigkeit zu, die mich zuerst traurig machte, dann in mich selbst zurück schreckte, weil ich mir nämlich sagte, daß wo der Unterschied des Standes und der Lebensart zu wenig gleichartige Verhältnisse zuläßt, jede nähere Teilnehmung doch immer Torheit sei und auf unnütze Weise das Gemüt des Teilnehmenden, der immer als Fremdling dasteht, unglücklich mache. Nie habe ich Ihnen, gnädigste Frau, von diesem allem eine Silbe persönlich hervorbringen können. Die Abwesenheit eines halben Jahres und die Entfernung in ein anderes Land, unter andere Menschen hat meine Seele in mehr als einem Betracht so aufgeräumt, daß, indem ich mich selbst und andere klarer zu erkennen glaube, ich auch gar nicht schamrot werde, Ihnen diese meine Schuld, die Folge einer vielleicht übermenschlichen Hochachtung, rein zu gestehen. Mir ist dabei nicht anders im Gemüt geworden als einem, dem sich ein schönes, herrliches Bild entwölkt, das er für Rauch und Nebel lange nicht sehen konnte, und der sich selbst mit Freuden für einen Toren achtet, daß er den Nebel dem Bilde selbst zuschrieb. Wenn meine Reise zu nichts gut ist, so wird sie's hoffentlich dazu sein, daß sie meinen Geist entwölkt, mein Herz freier und, ich kann wohl sagen, auch froher und lauterer gemacht hat. Je mehr Menschen man kennen lernt, desto mehr lernt man Menschen unterscheiden, und wenn man, wie ich, so ganz unvermutet und unvorbereitet aus Verhältnissen, Sitten

und allem gesetzt wird, was jahrelang uns zur Natur geworden war, so ist's sehr natürlich, daß Auge, Herz und Geist klarer gewaschen werden. Mit welcher furchtsamen Freude ich also an die Zeit denke, da ich Euer Durchlaucht wiedersehen und zuweilen ein Wort mit Ihnen sprechen kann, möge Ihnen ein guter Geist, oder vielmehr Ihr holdes, reines, gütiges Herz selbst sagen ...

Meine Kinder geben mir zuweilen vom Prinzen, von Euer Durchlaucht gibt mir meine Frau öfter Nachricht; eine der schönsten wird's für mich sein, wenn ich das lese, wovon der Anfang meines Briefes lautete. Haben Euer Durchlaucht die Gnade, mich dem Herzog aufs beste zu empfehlen; ehe ich vom alten Rom scheide, nehme ich mir noch die Freiheit an ihn zu schreiben. Leben Sie wohl, gnädigste Herzogin, edelste der Frauen, leben Sie tausendmal wohl; der Himmel gebe, daß ich Sie gesund und vergnügt mit dem Morgenstern wieder sehe. Ich verharre mit innigster, reinster Verehrung

Euer Durchlaucht untertänigster

Herder" [1]).

Herders gute Wünsche gingen nicht in Erfüllung. In der Nacht vom 13. April wurde die Herzogin von einem toten Prinzen entbunden. Wie tief sie diese abermalige Vereitelung ihrer Hoffnungen empfand, berichtet Karolinens Brief vom 17. April an Herder [2]).

„So innig tief traurig habe ich die Herzogin noch nie gesehen ... Sie hat mir mit einer Herzlichkeit aufgetragen, Dir für Deinen guten Brief zu danken; sie habe Dir noch antworten wollen; ich soll Dir alles erzählen, Du habest ihr geschrieben, sie solle glauben, daß der liebe Gott sie lieb habe; jetzt könntest Du sehen, ob's so sei. — Sie erschien mir gestern wie ein höheres, überirdisches Wesen. Aber bitter beklagt sie ihr Schicksal; das soll ich Dir sagen, und ob es nicht ein äußerst hartes Schicksal sei? Ich sagte ihr, der liebe Gott sei doch gütig gewesen gegen uns, daß er bei diesen zwei Gefahren uns nur die kleinste zugeschickt hätte. ‚Nein,' antwortete sie, ‚die große ist geschehen, die kleine nicht; es wäre besser, ich wäre am Blutsturz geblieben, damit der Herzog eine andere Frau heiraten könnte.' Dies sind, wie Du siehst, augenblicklich schmerzhafte Empfindungen, die Gott

[1]) Wie der vorhergehende Brief im Original im Großherzogl. Hausarchiv aufbewahrt; zuerst veröffentlicht im Weimar-Album.

[2]) Vergl. Herders Reise nach Italien.

und die Zeit mildern werden. Ich suchte Balsam hervor, wo ich wußte, aber sie ist sehr tief verwundet. Der Herzog beträgt sich sehr gut gegen sie, das sagt sie selbst ... Ich kann Dir nicht genug sagen, wie herzlich sie von Dir sprach, — es war, als ob Du allein sie verständest und alles erklären könntest. Noch nie habe ich sie so weinen sehen. Gewiß, sie ist die Krone und das Edelste von dem, was wir kennen, und ich fühle recht, wie ihr Gemüt im Leiden uns nahe ist und uns liebt."

Tief ergriffen von der neuen, unglücklichen Wendung ihres Geschicks sandte Herder der Fürstin die folgenden Zeilen, die, wenn sie schon nicht den geistlichen Seelsorger erkennen lassen, doch wie ein Anruf erklingen an ihre antik-heroische Gesinnung:

„Rom, den 2. Mai 1789.

Nur ein Lebenszeichen von mir, gnädigste Herzogin, daß ich Ihre heilige Hand ergreife, und Sie aufs innigste bitte, sich auch über den neuen Anfall zu fassen und nicht hoffnungslos zu werden. Sie gehen freilich einen harten, dunklen Weg durchs Leben; aber Geduld, Fröhlichkeit und guter Mut leiten wechselsweise doch Schritt für Schritt weiter und am Ende sind wir alle doch nur Werkzeuge eines verborgenen Schicksals. Jetzt, da Ew. Durchlaucht diesen Brief empfangen, ist ein Teil der trübsten Wolke vorüber: für uns ist der Schmerz gegenwärtig, der für Sie entfernt ist. So spielen Raum und Zeit mit uns, und was ist die Entfernung von Rom nach Weimar und die Zeit eines Briefes gegen unser Dasein!

O fortes peioraque passi — pellite curas! Leben Sie wohl, gnädigste Herzogin, edle Frau mit einem männlichem Mute; ich beuge mich vor Ihrem Schatten und küsse aufs ehrerbietigste Ihre Hände oder den Saum Ihres Kleides. Leben Euer Durchlaucht aufs beste, da es sich tun läßt, wohl, wohl!

Herder" [1]).

Die Herzogin antwortet:

„Weimar, den 22. Mai.

Ich bekam Ihren letzten Brief am Tage meines Ausganges, und just an diesem Tage war er mir tröstlich. Es ist hart, sehr hart, seinen liebsten Wunsch aufzugeben, und ich habe es nie so heftig gefühlt wie jetzt. Überhaupt hat die ganze, unglückliche Be-

[1]) Original im Großherzogl. Hausarchiv befindlich.

gebenheit einen Eindruck auf mich gemacht, für welchen ich keine Worte habe, und der sich nie ganz verlieren wird. Ich soll und kann nicht mehr hoffen, aber wie sehne ich mich nach Ruhe. — Und, lieber Herder, der Gedanke, daß Sie von uns gehen wollen, tut mir auch sehr wehe! wie viel Mühe werde ich haben, mich daran zu gewöhnen. Ich will Ihnen nicht zureden, hier zu bleiben, aber ich darf Sie doch bitten, die Sache genau zu überlegen, und tun Sie nachher, was Ihnen gutdünkt. Wozu Sie sich aber auch entschließen mögen, so seien Sie doch versichert, daß der Herzog es gut und aufrichtig mit Ihnen meint. Im Fall, daß Sie nicht von uns gehen, so sagen Sie aufrichtig, was er tun soll, um Ihnen Ihre Lage angenehmer zu machen, und ich bin überzeugt, daß er alsdann tun wird, was er kann. Sie haben mich in Ihrem Brief vom 14. März von neuem Ihre Freundschaft versichert, und wie sehr hat mich dieses gefreut und gerührt, denn es schmerzt mich sehr, von Ihnen verkannt zu sein. Leben Sie aufs beste wohl, lieber Herder, wo Sie auch sein mögen, bleibe ich ewig Ihre treue Freundin“ [1]).

Dieser letzte Brief leitet zu einer neuen Phase über, die abermalige Berufung Herders nach Göttingen. Die Stellung, die das Fürstenpaar dazu einnimmt, wird trotz des anfänglichen Anscheins ihrer glücklichen Lösung zum Anlaß eines Konfliktes, der wie ein häßlicher Wurm die schöne Frucht dieses hochgestimmten Freundschaftsverhältnisses zerstören sollte. Nicht wie Goethe hatte Herder seine Italienfahrt als eine Befreiung zu neuer tatkräftiger Fortentwicklung empfunden. Wehmütig meinte er vielmehr, auch dabei sei wie so oft in seinem Leben das Gute zu spät gekommen, und der Zauber von Kunst und Natur konnte ihn nur gelegentlich aussöhnen mit seinem äußeren Lebensgeschick, das er auch gerade in manchen unerfreulichen Zufällen dieser Reise wieder bitter als ein verfehltes empfand. Mit den Briefen seiner Lieben war eben auch immer wieder ein Hauch der „eingeengten Atmosphäre hinter der Stadtkirche“ zu ihm herübergeflogen und hatte die Erinnerungen an die Kette geweckt, die ihn an eine verhaßte Aktenarbeit band. Verhältnisse, die er schon daheim

[1]) Original in dem Herderschen Nachlaß, im Besitz der Berliner Königl. Bibliothek.

in Weimar drückend genug empfunden hatte, wurden ihm jetzt, als ihn die erneute Berufung nach Göttingen in Rom erreichte, zu unerträglichen. Als einen Wink des Schicksals faßt er diesen Ruf auf und scheint fest entschlossen, die weimarische Fessel abzustreifen. Während er sich die Zukunft in Göttingen, die Vorteile eines freien, ungehemmten literarischen Schaffens überschwenglich ausmalt, schrumpft ihm seine bisherige Existenz in Weimar mit all dem Guten, das sie geboten, zu einem „abgetragenen Kleid" zusammen. Er sieht am Herzog, an Goethe nur ihre ihm abgewandte Seite, die Güte der am meisten geliebten Herzogin dünkt ihm „unkräftig". Überhaupt findet er sich „des Zusammenlebens mit Fürsten und Fürstinnen müde", in Weimar vereinsamt, und ohne eigentliche Lebenssphäre. Er ist vollständig bereit, sein Zelt dort abzubrechen, und wünscht nur noch „als ein Fremder" für möglichst kurze Zeit dorthin zurückzukehren. Ist dies die Stimmung in Rom, so machen sich bei Karoline, mit der er die Möglichkeiten einer Entscheidung brieflich aufs ausführlichste erwägt, nach ihrer ersten ahnungsvollen Aufnahme dieser „Schicksalsstimme" andere Ansichten geltend. Unterschiedlich von dem Gatten, der in der Entfernung Weimar schon als Vergangenheit empfindet, hat Karoline eben jetzt fester noch als bisher in dem weimarischen Leben Fuß gefaßt. Goethe hatte sich ihr während der Abwesenheit Herders mit wahrhaft freundschaftlichem Vertrauen zugewandt, und die Herzogin trug durch wiederholte freundliche Aufmerksamkeiten Sorge, sie von ihrer Freundschaft zu überzeugen. Nicht genug kann Karoline in den Briefen an den Gatten die Güte der Fürstin rühmen, deren Freundschaft für Herder sie jetzt erst ihrem vollen Gehalt nach erkennt, und nicht minder lebhaft schildert sie den Eindruck, den die Möglichkeit von Herders Weggang in den Gemütern wachgerufen habe. „Ich bin gestern abermals bei der Herzogin gewesen," schreibt sie am 24. April[1]), „sie läßt mich fleißig rufen. Da ich noch allein mit ihr war, sagte ich, daß Du einen Antrag

[1]) Herders Reise in Italien.

nach Göttingen hättest. ‚Unter welchen Bedingungen?‘ frug sie. ‚Unter keinen,‘ antwortete ich, ‚mein Mann soll sie sich selbst machen.‘ — ‚So!‘ rief sie verwundert aus und schwieg eine Weile. ‚Was hat Ihr Mann beschlossen?‘ — Antwort: ‚Er will und muß den Antrag beherzigen; beschließen will er aber nichts, bis er hier ist und mich gesprochen hat.‘ — ‚Weiß es der Herzog?‘ — Antwort: ‚Ich glaube, daß er es weiß.‘ — ‚Ich bin überzeugt, daß der Herzog alles tun wird, um ihn zu behalten.‘“ Und ein andermal: „Von Göttingen können und dürfen wir mit der Herzogin nicht viel reden; es kränkt und schmerzt sie und mich gar sehr. ‚Wenn ich jetzt schreiben könnte,‘ sagte sie, ‚würde ich gewiß an Herder schreiben; ich wollte sehr, daß er hier wäre.‘ — Von dieser Frau uns zu trennen, wird etwas kosten.“

Getreulich übermittelt Karoline dem in der Ferne weilenden Gatten außer der Stimmung des Hofes auch die der Gesellschaft und der Stadt, die sich in dem allgemeinen Wunsche ausdrückt: Herders Bleiben müsse ermöglicht werden. In der Tat scheint das von den Weimarer Freunden eingeleitete Handeln Herders bereits so gut wie gefaßten Entschluß ins Schwanken gebracht zu haben. War sich der Herzog diesmal ohne die Fürsprache seiner Gemahlin bewußt, von welch unersetzlichem Wert der Besitz eines Mannes von Herders Bedeutung für das Ansehen seines Hofes wie seines Landes sei, so muß doch als innere Triebfeder seines großsinnigen Entgegenkommens für Herder nicht Louisens, sondern Goethes Einfluß geltend gemacht werden. Gleich zu Anfang hatte dieser ausgerufen: „Der Herzog darf ihn nicht gehen lassen; er ruiniert sich Weimar und Jena zugleich.“ Doch nicht nur den anerkannten Denker und Forscher suchte Goethe dem Lande zu erhalten, auch persönlich mußte ihm daran liegen, sich in dem Freunde den einzigen ihm kongenialen Geist in seiner momentanen weimarischen Existenz zu erhalten. „Eine meiner vorzüglichsten Sorgen ist nun das Herdersche Schicksal,“ schreibt er dem Herzog und erläutert, in welchem Sinn er die Lösung dieser schwebenden Frage durch den Fürsten herbeigeführt zu

sehen hoffe. Das Schicksal der Seinigen „bequem, mannigfaltig und im großen zu machen", hatte Karl August in der Tat bereits begonnen, als er in liberalstem Entgegenkommen in einem Goethe zur Beförderung mitgeteilten Billett die Punkte aufsetzte, mit denen er Herders noch gar nicht formulierte Ansprüche vorläufig zu befriedigen dachte. Da sie die Grundlage des Übereinkommens bilden, infolgedessen Herder in Weimar blieb, mögen diese sechs Punkte hier aufgezählt werden: 1. Unauffällige Bezahlung der Herderschen Schulden durch den Herzog. 2. Die Ernennung zum Vizekonsistorialpräsidenten. 3. Eine Gehaltserhöhung von 500 Taler inklusive der ihm schon zugelegten 300. 4. Aussicht auf das Kanzleramt der Universität Jena. 5. Zusicherung einer Witwenpension von 200 Talern. 6. Übernimmt der Herzog die Sorge für das Studium von Herders Kindern und deren Unterkommen.

Auf der Rückreise in Bologna fand Herder den Brief Karolinens mit den darin eingeschlossenen Vorschlägen des Herzogs, und seine Antwort an die Gattin läßt erkennen, wie er trotzdem an seinem Vorsatz festhielt: „Nur wäre es, wenn wir aufs neue ins Garn gelockt würden, abermal und zwar für die Lebenszeit — Schicksal, ein hartes Schicksal." Die Versprechungen des Herzogs, „die groß klingen und wenig sagen", vermögen nicht, dies Gefühl der Verbitterung gegen Weimar und seinen dortigen Wirkungskreis zu mildern. Wohl rührt ihn die Herzogin im Innersten, aber in der Übertreibung seines reizbaren Temperamentes verflüchtigt sich ihm der Wert ihrer gegenseitigen Beziehungen und er fragt: „Was kann ich für sie tun? Nichts, nichts, und sie im Grunde auch für mich wenig. Was hilft also das Ängsten." Klingt es so „fort von Weimar" durch alle seine Briefe, so haben doch Karolinens Schilderungen das Bild der Herzogin wieder vor seiner Weimar abgewandten Seele erstehen lassen. Noch hat er ihr Schreiben vom 22. Mai nicht erhalten, als er ihr, der einzigen, die seine Lage zu verstehen im stande sei, über diesen Göttinger Antrag ausführlich schreibt.

„Innsbruck, den 26. Juni 1789.

Durchlauchtigste Herzogin, gnädigste Frau! Vor allen Dingen komme ich zu Euer Durchlaucht, da ich wieder in Deutschland bin, mit meinem treuesten Glückwunsch E. D. allmählich wiederhergestellten und erneuten Gesundheit entgegen. Sie ist doch das Hauptgut und gleichsam das Kapital aller Wünsche, mit denen wir leben, und die aus ihr nun wie Zinsen steigen und ihren Ursprung nehmen. Der Himmel wird mir, wie ich hoffe, bald die glückliche Stunde schenken, E. D. gesund und so fröhlich als es in diesem sterblichen Leben sein kann, wieder zu sehen und mich Ihres geliebten, heiligen Daseins zu erfreuen und zu vergewissern.

Zweitens schreibt mir meine Frau von so unendlich vieler Güte und Gnade, die Euer Durchlaucht bei Gelegenheit des Göttingschen Antrages für meine Person und für das Wohl der Meinen geäußert haben, daß, so wie sie nicht Worte genug hat finden können, die Gnade und Liebe Euer Durchlaucht für unser armes Haus auszudrücken, ich dergleichen noch viel weniger finden kann, Ihnen geliebteste, gnädigste Fürstin dafür zu danken. Von Anfang an trieb mich mein Gewissen, E. D. einzig in dieser Sache zu schreiben, um wenigstens nur jemandem das zu entwickeln, was in meinem Gemüt lag und sich sehr gewaltsam darin umkehrte. Ich sah Italien als die wahre Krise an, wie weit es mit mir im ganzen Resultat meines Lebens gekommen sei (wie ich's nun auch noch ansehe), und da niemand in Weimar ein Ohr für die Disgrazie meiner Lage zu haben schien; so kann ich nicht leugnen, ich fühlte mich meines ganzen Daseins daselbst satt und müde. Jedes Wort schien mir überdrüssig, das ich an Personen täte, die mich zwölf und mehrere Jahre hatten dulden gesehen, und denen der ganze Unfall meiner Reise beinah gleichgültig sein konnte. Euer Durchlaucht wollte ich nicht als der Fürstin des Landes, sondern als der von mir verehrtesten Person in Weimar die Gründe darlegen, die mich zu dem halb verzweifelten Entschluß nötigten, bloß und allein hielten mich die körperlichen Umstände zurück, in denen sich E. D. damals befanden, und die ich auf keine Weise durch Materien der Art verschlimmern wollte.

Sonderbar hat mich also die Teilnehmung getroffen, mit der, meines Stillschweigens ungeachtet, Euer Durchlaucht diese Revolution meines Schicksals haben ansehen wollen; mir war's, als ob unsichtbar mein Geist zu Ihnen geflogen wäre, und Ihnen seinen Kummer entdeckt hätte. Zwar habe ich E. D. gnädigen Brief, den meine Frau nach Venedig geschickt hat, noch nicht

empfangen und weiß von seinem Inhalt nichts; indessen, daß einer da ist, ist für mich genug, um diese ganze Sache, die mir immer ein Fieber macht, wenn ich lange daran gedenke, ruhen zu lassen, bis ich Eure Durchlaucht, den Herzog und die wenigen gesprochen habe, die mein Schicksal interessiert. Des Herzogs huldreiche Anerbietungen habe ich in Bologna empfangen und ich fühle mich gewiß darüber aufs dankbarste gerührt. Da aber auf Reisen, zumal auf Reisen meiner Art, wo mein Gemüt äußerst angegriffen und selbst meine Gesundheit etwas in Unordnung ist, Punkte der Art schwer auszumachen sind, so habe ich selbst den Dank dafür bis zu meiner Ankunft in Weimar aufschieben müssen, und hoffe, Se. Durchlaucht werden's nicht ungünstig aufnehmen. Übereilt ist nichts; zu einer solchen Torheit bin ich zu alt; ich habe an Göttingen nichts weniger als mein Jawort gegeben, sondern alles bis zu meiner Wiederkunft in Weimar verschoben. Dies erforderte Anstand, Dankbarkeit und Überlegung, und so unterdrücke ich auch jetzt jeden Gedanken, der sich hier oder dorthin lenke.

Wie auch die Würfel fallen mögen, so wird das Herz und die Seele, die Euer Durchlaucht in dieser Verlegenheit, der äußersten und entscheidenden meines Lebens, gegen mich und die Meinen erwiesen haben, mir ewig selig und unvergeßlich sein. Ich kann nichts darauf sagen, als Euer Durchlaucht zeigen sich jetzt wie Sie sind, und wofür ich Sie immer gehalten habe; vielleicht bin ich aller der Gnade nicht wert. Die wenigen Tage und Wochen werden ja auch hinrollen, da ich mein windichtes Palatium hinter der Kirche wiedersehe, und höre, was weiter das Schicksal mit mir will. Was ich in Weimar verlöre, weiß ich selbst am besten, ich will und mag es mir aber nicht sagen; weil ich überhaupt an diese bittere Kur meines Lebens nicht mit jugendlichem Leichtsinn denke. — Leben also Euer Durchlaucht so lange aufs beste wohl; ich küsse Ihnen mit einer Empfindung von Dankbarkeit und innerer Wehmut die Hand, die ich mir selbst nicht entwickeln mag. Ich bin und verharre, gütigste Herzogin, mit stummer Verehrung

Euer Durchlaucht untertänigster

Herder" [1]).

So gehalten ablehnend dieser Brief auch klingt, das großmütige Entgegenkommen Karl Augusts hatte Herder immerhin unschlüssig gemacht, und einmal nach Weimar in das „windichte

[1]) Original im Großherzogl. Hausarchiv.

Palatium hinter der Kirche" zurückgekehrt, übten die Umgebung und die alten Verhältnisse ihre Macht. Erinnerungen an weihevolle wie an bedrängte Momente seines Lebens knüpften ihn an diese Stätte und erschwerten das Losreißen. Aber gegen den Willen zum Bleiben rang das bittere Gefühl eines Gebundenseins an eine von ihm längst als unfruchtbar und aufreibend empfundene Amtstätigkeit, das ihm auf Schritt und Tritt niederdrückend entgegenkam. Charakteristisch für diese Stimmung ist der Brief, den der am 9. Juli wieder in Weimar Angelangte am 12. Juli an die Fürstin richtet.

„Durchlauchtigste Herzogin, gnädigste Fürstin! Wie sonderbar ist mir zu Mut, da ich wieder in Weimar diesen ersten Brief an Euer Durchlaucht schreiben kann, hier von einer Stelle, wo ich in so mancherlei Enge des Herzens und des Daseins, in Situationen der Freude und der Betrübnis, in Sorge und Dank zum Himmel, immer aber mit einer Teilnehmung und Verehrung schrieb, die mir jetzt als einem Wiederkehrenden eine sonderbar süße und doch zugleich, ich weiß nicht warum, eine beklommene Rührung wird.

Mein guter Wille ist da, hier zu bleiben; möge nun ein gutes, ein günstiges Schicksal auch alles so einrichten, daß ich mit Freude und Hoffnung hier bleiben kann, und mich dieser gute Wille nie gereuen dürfe. Daß Euer Durchlaucht dazu beitragen werden, was in Ihrer Macht ist, bin ich gewiß; meine Verehrung und Liebe für Euer Durchlaucht ist gewiß grenzenlos und wird bis zu meinen letzten Lebenstagen wachsen. Ich will und mag nicht fordern, sondern will nur die Anerbietungen des Herzogs auf eine nähere Weise zu bestimmen wagen, die mir irgend nur annehmlich und leidlich ist. Ins alte Joch wieder zu treten, in dem ich zwölf Jahre unwürdig verloren habe, ist mir so schauerlich, daß ich statt dessen lieber das Ärgste zu wählen bereit wäre. Es kommt jetzt auf die Gnade und Billigkeit des Herzogs an, wie und wohin die Sache entwickelt werde. Ich will die Punkte aufsetzen und, wenn Euer Durchlaucht es erlauben, sie Ihnen voraus zur Ansicht überreichen. Verzeihen Ew. Durchlaucht mir diese Kühnheit; da es aber ein Schritt fürs Leben und Ew. Durchlaucht sich für mich und die Meinigen in einer so großmütigen, edlen Gestalt aus freiem Entschluß gezeigt haben, so darf ich Verzeihung dieser meiner Kühnheit erwarten. Der Himmel möge alles zum besten wenden!

Hier sind die Kleinigkeiten, die Euer Durchlaucht zu sehen

verlangten; sie sind meistens Geschenke des Andenkens, weil ich auf Sachen dieser Art kein Geld wenden konnte, und mir sind sie um deswegen noch werter. Darf ich's wagen, Euer Durchlaucht beikommende drei italienische Dichter, die drei vornehmsten, die diese Sprache hat, untertänigst zu überreichen, auch als ein kleines Andenken meiner italienischen Reise. Ich habe sie für Euer Durchlaucht mitgebracht; verachten Sie also das arme Geschenk nicht, und gönnen ihm ein Winkelchen unter Ihren Büchern. Es ist eine Handvoll Wasser, die jener Arme dem Persermonarchen reichte und die er gütig aufnahm.

In ewiger Hochachtung, Liebe und Verehrung beharrend,
Euer Herzogl. Durchlaucht
untertänigster
Herder" [1]).

Wahr und herzlich sind die einfach natürlichen Worte ihrer Erwiderung [2]). Sie ihrerseits kennt Herders schwer zu befriedigende Natur, sie will sich seines Bleibens erst freuen, wenn sie gewiß ist, daß er sich in den von ihm selbst zu bedingenden Verhältnissen wohl fühle, daß er gerne bleibe und seinen Entschluß nicht bereue. Könne sie das Geringste zu einer ihn befriedigenden Änderung beitragen, so werde sie es gerne tun. Mit dem vollen Klang ihrer edlen Freundschaft schließt sie: „Leben Sie wohl, lieber Herder, glauben Sie mir, daß mir Ihr Wohl sehr am Herzen liegt, und daß ich mehr Ihre Freundin bin als ich's Ihnen jemals zeigen oder sagen kann."

Überzeugt, daß in Weimar, nicht in Göttingen, sich für Herder die bestmöglichen Lebensbedingungen ergäben, leitete Goethe, der treu bewährte männliche Freund, die mündlichen Unterhandlungen, die sich an die Rückkehr Herders knüpften. Wie vollkommen losgelöst von dem weimarischen Boden sich dieser fühlte, hatten seine Briefe aus Rom erkennen lassen. Mit den Verhältnissen wie mit den Personen seines bisherigen Lebenskreises durchaus vertraut, fällt er von dort aus wiederholt sein scharfes Urteil über beide. Auch die freundschaft-

[1]) Original im Großherzogl. Hausarchiv befindlich.

[2]) Wörtlich abgedruckt bei Suphan, Goethe und Herder von 1789—95. Preußische Jahrbücher Band 43.

lichen Beziehungen zu Goethe erscheinen von seiner Seite aus nur als ein lockeres Band. Er behandelt sie mit ähnlichem Mißtrauen wie die Versprechungen des Herzogs. Wenn trotzdem die Unterhandlungen schließlich mit Herders Entschluß zu bleiben enden, so haben hier Faktoren als ausschlaggebend mitgewirkt, die stark genug waren, seinen tief gewurzelten Groll gegen die weimarische Existenz zurückzudrängen. Indem die realen Vorzüge sich auf seiten Weimars zeigten, war Herders Wunsch nach einer Loslösung von dort zu einem rein persönlichen geworden. Und mit seiner edlen Gesinnung ist es in vollen Einklang zu bringen, daß er nun diesen, nicht mehr durch die Sorge für seine Familie zu motivierenden Wunsch dem Pflichtgefühl zum Opfer brachte. Daß sein Bleiben in Weimar ein solches Opfer war, bestätigt sich, wenn wir Karoline in dem Manuskript der Erinnerungen erzählen hören: „Bei seiner Rückkunft bat die regierende Herzogin ihn selbst auf eine so edle Weise, er möchte in Weimar bleiben. Sie, ihre und Herders Freundin, Frau von Stein, sagten vereint, er dürfe nicht aus Weimar, er sei ja noch allein die moralische Mauer dort." Dies Gefühl, seine Gegenwart bedeute für die von ihm so aufrichtig Verehrte einen Schutz, mußte schwerwiegend in die Wagschale seiner Entschließungen gefallen sein. Es wurde verstärkt durch Goethes Zuruf: „Der regierenden Herzogin zuliebe solltest Du fast allein hier bleiben!" Und so kann Karoline diesen Abschnitt ihrer Erinnerungen mit den Worten schließen: „Der regierenden Herzogin, mir und den Kindern zuliebe ist er in Weimar geblieben."

VII

Urteil der Fürstin über Tasso und Faust, wie über Goethe selbst. Geburt des Prinzen Bernhard. Die gegensätzliche Auffassung der französischen Revolution von seiten der Fürstin und Herders. Lockerung des Freundschaftsverhältnisses zum Herderschen Hause

Das Goethesche Wort: „So selten, daß die Menschen das erhalten, was auch einmal die beglückte Hand ergriff, wir

lassen los, was wir begierig faßten," kann in mehr als einem Sinne die Überschrift für die inneren Erlebnisse abgeben, die sich während der folgenden Jahre innerhalb jenes Kreises abspielen sollten, den die achtziger Jahre durch so enge Beziehungen zueinander verknüpft hatten. Die äußeren wie die inneren Umstände hatten sich gewandelt. In bewußter, männlicher Reife verfolgte jetzt Karl August staatsmännisch-fürstliche Pläne, die ihn auf häufigen Reisen weit über die Grenzen des eigenen Landes hinausführten. In dem militärischen Dienst, der ihn in seinen kriegerischen Aufgaben wie im Garnisonsdienst gleichmäßig fesselte, stählte er seine Manneskräfte; aber es versank auch hinter ihm mehr und mehr das idyllische, goldene Märchenland, das die Dichtkunst dereinst für ihn erträumt hatte. Auch Goethe selbst war als ein anderer aus Italien zurückgekehrt; und wie sich selbst fand er auch die früheren Verhältnisse in Weimar verändert; wie eine abgestreifte Schlangenhaut lagen sie als etwas Abgetanes hinter ihm. Bald nach seiner Rückkehr vollzog sich seine Loslösung von Frau von Stein. Unverändert aber blieb die Freundschaft, die er der Herzogin, „an die er sich in diesem Winter allein halten wollte", entgegenbrachte, und trotz ihrer engen Verbindung mit Frau von Stein wußte Louise jede Beeinflussung gegen Goethe von dieser Seite abzulehnen. Ja, der Dichter, der eben mit der letzten Überarbeitung des Tasso beschäftigt war, fand jetzt einzig bei ihr das reinste Verständnis für diese Dichtung, die er ihr unter blühenden Bäumen beim Gesang der Nachtigallen im Park von Belvedere vorlas, die noch fehlenden Szenen durch seine Erzählung ergänzend, so gut dies möglich war. Und mit welchem Genuß Louise, wohlvertraut mit den in das Stück verwebten feinen, persönlichen Beziehungen, Weimar in Ferrara aufleben sah, bezeugt uns das Urteil, das sie in einem ihrer Briefe über Tasso fällt. Ihren Bruder Christian, dem sie regelmäßig die neuherausgekommenen Werke Goethes übersendet, ersucht sie, sobald er den Band in Händen habe, möge er Tasso, das erste Stück darin, lesen, das ihr erhaben und wie das Beste, was Goethe je geschrieben,

vorkomme, so daß sie sich sehr getäuscht fühlen werde, wenn es ihn nicht befriedige. Nicht minder enthusiastisch wie über Tasso äußert sie sich ein andermal über den Faust, den sie dem Bruder so schnell wie möglich zu lesen empfiehlt, mit der scherzhaften Drohung, wenn er nicht davon entzückt sei, von Sinnen komme, nicht zugebe, daß es ein Meisterwerk seiner Art sei, so werde sie vor Staunen erstarrt, in ihr Nichts zurücksinkend, in Ohnmacht fallen.

Louisens zunehmende geistige Vertiefung hatte sie auch Goethe gegenüber jene Freiheit des Urteils erlangen lassen, die dem Genie seine eigenen Gesetze zugesteht. So hatte sie gelegentlich, von Lavater aufgefordert, Goethe zu charakterisieren, diesem 1787 geschrieben: „Wenn ich mich fähig fühlte, Goethes Charakter zu schildern, so würde ich Ihnen zu Gefallen es gewiß unternehmen. Aber ich vermag's nicht, ein solch außerordentliches Wesen ganz in seiner Größe darzustellen."

Wohl hätte Louisens geistige Reife sie befähigt, in jenen Jahren den Mittelpunkt von Weimars geistiger Welt zu bilden, umsomehr als sie alles Kleinlich-Persönliche aus ihrer Nähe bannte. In solcher Würdigung ihres Wesen bemerkt Knebel einmal: „Unsere Herzogin ist die beste Frau von der Welt; was Gutes bei uns geschehen kann, kommt noch durch sie ans Licht. Sie denkt und sinnt darauf und weiß es anstehen zu lassen, wenn es nicht so kommen will. Es sind verständige, gute Menschen hier, mehr als an irgend einem Orte in Deutschland vielleicht." Allein nicht nur äußere Umstände vereitelten die in dieser Hinsicht auf sie gesetzten Hoffnungen, auch die innere Richtung, in die sie ihr Leben gedrängt sah. Die Wirklichkeit hatte ihr Wunden geschlagen, für die nicht mehr wie einst für die Leiden Lilas der Doktor Verazio-Goethe eine poetische Heilung finden konnte, sie hatte ihr Tränen erpreßt, die sie nicht durch Mitteilung ihres Schmerzes, wie einst in ihrer Jugend an Lavater, erleichtern konnte; sie hatte ihr in heißen Kämpfen das Herz in Bitterkeit zusammengezogen und ihr die Lippen versiegelt auch denen gegenüber, von denen sie

sich verstanden wußte. Die Fürstin selbst bekennt eine solche Wandlung, wenn sie an Herder schreibt: „Meine Freundschaft für Sie ist und bleibt gewiß dieselbe. Ich nehme aber an mir wahr, daß ich immer zurückhaltender und mißtrauischer werde. Ich tadle mich deswegen, aber ich kann nicht Herr über diese schlimme Seite werden." —

So zogen sich allmählich die nordischen Nebel wieder über das von Herder in der Ferne so klar erkannte Bild Louisens, und nur selten verteilen sie sich, um es wieder im alten Glanz hervorleuchten zu lassen. Ein solcher Lichtblick war die Taufe des Prinzen Bernhard, der am 30. Mai 1792 geboren wurde. Welche Wünsche für die Zukunft die Eltern an diesen Sohn knüpften, sollte schon sein Name besagen, den er zu Ehren seines heldenhaften Ahnherrn Bernhard von Weimar trug. „Wenn er sich dieses Namens nicht eines Tages würdig erzeige," so heißt es in einem Briefe, den die Herzogin bald nach der Geburt des Kindes, selbst noch des Schreibens unfähig, Frau von Stein an den Prinzen Christian diktierte, „so werde ich ihn als meinen Sohn verleugnen, wie ihn sein Onkel nicht als Neffe anzuerkennen braucht."

Einen Abglanz der Freude, die Louisens Herz verklärte, spiegelt ein Brief Herders, der bald nach der Taufe des Prinzen zur Heilung eines schweren Gichtleidens nach Aachen abgereist war.

„Das Bild Euer Herzogl. Durchlaucht am Tauftage ist mir so tief und erfreulich in der Seele geblieben, daß es mich längs der Ufer des Rheines begleitet hat und mich in den Aachener Auen noch oft besucht. Nie habe ich, so dünkt es mich wenigstens, Euer Durchlaucht so heiter, unbefangen vergnügt und auf die edelste, rührendste Weise gleichsam außer sich selbst gesehen, als in diesen Minuten. Eine Jugend dünkte mich auf Ihrem holden Gesicht zu blühen, wie ich sie (verzeihen Euer Durchlaucht einer Erinnerung, die mir der frappierende Augenblick gewährte) das erste Mal, da ich vor so vielen, vielen Jahren E. D. in einem Konzert in Darmstadt sah, bemerkte. Dank dem Himmel dafür! und ewig sei diese Jugend, diese Heiterkeit und Freude in der edlen, schönen Seele der würdigsten Fürstin, die ich kenne auf Erden ... Genießen Euer Durchlaucht die Rosenzeit in Weimar

als eine neu aufgeblüte Rose und das holde Dreiblatt Ihrer Kinder sei Ihnen Freude und Stärkung. Meine besten Wünsche umschweben Sie, holde und gnädigste Fürstin"[1]).

Doch ein neuer Ton läßt in der Taufrede für den Prinzen Bernhard sich vernehmen, wenn Herder hier sagt, „der Prinz sei in einer Zeit geboren, die für seinen fürstlichen Stand, für die wahre Ehre und Würde seines Geschlechtes merkwürdig sei und wahrscheinlich bei seinen Lebzeiten noch merkwürdiger sein werde. Im Gegensatz zu einer einstigen Schmeichlerverehrung, die die Fürsten zu Göttern übertrieb, werde ihm jetzt durch die niedrige Leidenschaft des Gegenteils, aufgebrachten Haß, tollkühne Frechheit und scharfen Tadel, Gelegenheit gegeben, durch von ihm zu erlangende und zu bewährende Tugenden seine Berechtigung zu dem Vorrecht seiner Geburt zu erweisen." War das Weimar der achtziger Jahre ein Eden gewesen, ein Arkadien, in dem Dichter und Denker im Ausbau ihrer Ideale mit dem Fürsten gingen, so schleuderte jetzt die beginnende Revolution den Blitzstrahl neuer Wahrheiten in diesen idyllischen Bezirk und trug auch in die edle Freundschaft der Herzogin für Herder einen Mißklang: an ihrer beiderseitigen Auffassung der sich in Frankreich vollziehenden Bewegung schieden sich ihre Anschauungen. Dort, wo der freie Denker den Anbruch einer neuen Morgenröte der Menschheit begrüßt, erblickt der selbständige Geist der Fürstin einen gähnenden Abgrund, in dem die bestehende Weltordnung zu versinken droht.

Schon 1790 spricht sich die Herzogin in einem Brief an Frau von Stein mißbilligend über die „in einer Predigt sonderbarer Art" geäußerte Meinung Herders aus, „die zwar die Notwendigkeit eines Unterschiedes der Stände auf der Welt anerkenne, aber den Personen eines höheren Ranges eine Menge angeborener Vorurteile vorwerfe, von denen sie sich nur mit Mühe frei machen könnten". Und als habe dieser Vorwurf die Fürstin, die so gewissenhaft an ihrer eigenen Er-

[1]) Original im Hausarchiv.

ziehung arbeitete, empfindlich berührt, schließt sie ihr Schreiben mit der Bitte, die Freundin möge doch in Zukunft das „Madame" und das „ganz untertänig" aus ihren Briefen fortlassen. Solchem Tadel stehen vielfache Äußerungen gegenüber, welche zeigen, wie hoch ihr auf anderen Gebieten Herder noch immer stand. So erzählt sie in einem Briefe an ihren Bruder von einer der Sitzungen der kleinen weimarischen Akademie, die die Herzogin Anna Amalie nach ihrer Rückkehr aus Italien gestiftet hatte, und zu denen sie einmal monatlich in Anwesenheit des regierenden Herzogspaares und einer ausgewählten Gesellschaft die Gelehrten und die denkenden Köpfe Weimars zu Vorträgen und Besprechungen bei sich sammelte: „Am letzten Freitag war eine Sitzung der gelehrten Gesellschaft, in der Herder zur Befriedigung aller Zuhörer seinen Aufsatz[1]), ‚Über die menschliche Unsterblichkeit' vorlas, der sehr schön war und sehr gefiel und der ganzen Sitzung, indem er ihr eine anmutige Form gab, ihre Trockenheit nahm."

Doch nicht immer gelang es den Geistern, sich in dieser abgeklärten Atmosphäre zu behaupten. Daß auch die Politik in diesem engen Kreise ihre Spuren zog, geht aus den Billetten der Herzogin an Herder hervor und ebenso zeigt sich daraus, wie es die Fürstin versuchte, die gereizte Stimmung, die sich in solchen politischen Diskussionen der Gemüter bemächtigen mochte, zu besänftigen und vor allem Herder, dessen leicht erregbares Temperament sie kannte, zu schonen und ihm die immer gleich bleibende Vermittlerin zu sein. Bei einer solchen Gelegenheit schreibt sie ihm:

„Ihr Brief, mein lieber Herder, hat mich, wenn ich auch wahr sein soll, in Verwunderung gesetzt, und die neue Art mich anzusehen wirklich betrübt. Als Wieland Ihnen so unhöflich begegnete, fühlte ich's ebensosehr wie Sie, glaubte, es wäre Ihnen angenehmer, ohne ihn in Gesellschaft zu sein, und wurde noch mehr in dieser Vermutung gestärkt, da mir Ihre Frau jüngstens nach einem solchen Tee, wo Sie ohne ihn waren, sagte, es wäre Ihnen lieber gewesen, ohne ihn zu sein. Übrigens bin

[1]) Enthalten in der vierten Sammlung der „Zerstreuten Blätter".

ich durch keinen Menschen in diesem Gefühl bestärkt worden, habe auch keinen um Rat gefragt, noch gesucht dadurch zu gefallen. Und habe mir nicht Vorwürfe zu machen, Sie jemals einem Geschöpfe aufgeopfert zu haben; halten Sie dies für wahr, so tun Sie recht und sind billig. Wenn es Ihnen nicht unmöglich ist und zu sehr zuwider, so kommen Sie doch, Sie werden mich immer unveränderter und immer unpolitischer finden als Sie es glauben. Leben Sie wohl"[1]).

Mehr und mehr spitzten sich dennoch die politischen Gegensätze zu. In ausgesprochen deutscher Gesinnung standen dem Liebäugeln mit französischen Ideen, den Franzosenfreunden im eigenen Vaterland Karl August wie seine Gemahlin gegenüber. Wie der Herzog zu Felde zog, um nach seinen eigenen Worten „fränkische Unmenschlichkeiten vom deutschen Boden zu kehren", so empfand sich auch die Herzogin durchaus als deutsche Fürstin. Diesem Gefühl entsprach es, daß beide den zur Flucht gezwungenen Anhängern des französischen Königtums sich schützend und hilfreich erwiesen, auch wenn diese sie wenig befriedigten. So schreibt Louise 1791 an Herder: „Der Herzog findet auch die emigrierten Franzosen äußerst elend und schlecht; ihre zurückgebliebenen Landsleute mögen ihnen doch mehr oder weniger gleichen; denn sie sind und bleiben die eitelsten und frivolsten Menschen auf dem ganzen Erdball."

Anders als Goethe, der der französischen Revolution gegenüber stets eine ablehnende Haltung bewahrte, brachte Herder ihr besonders in ihren ersten Stadien, dem Kampf für die Sache der Freiheit und Menschenrechte, seine vollsten Sympathien entgegen und feierte den gewaltigen Geist der Zeit, der in kühnem Fortschritt mit dem Überlebten aufräume. Zu solch Überlebtem aber warf er auch das Fürstentum von Gottes Gnaden. Vergleicht er in den „Ideen zur Geschichte der Menschheit" das Amt des Fürsten, der seinen Beruf würdig erkannt habe, „dem Gott unter den Menschen, einem Genius in sterblicher Bildung", und sieht die wenigen, die diesen Ruf verstanden, „wie Sterne glänzen in der unendlichen Wolken-

[1]) Orig. in Herders Nachlaß, im Besitz d. Kgl. Bibliothek in Berlin.

nacht gewöhnlicher Regenten" (in dem der Herzogin einst gehörigen Exemplar dieses Werkes findet sich diese Stelle angezeichnet), so führt er jetzt in der ursprünglichen Gestalt seiner „Humanitätsbriefe" eine ganz andere heftigere Sprache, die sich gegen die bestehende Ordnung der Dinge, auch gegen die „krankende Fürstenheit" wendet. Karoline, seine Kinder teilten diese Freiheitsbegeisterung und machten kein Hehl daraus. Wennschon Herder sich vornahm, „der Herzogin gegenüber nicht mehr mit der Zunge zu sündigen", so konnte doch bei seinem Freimut ihr seine neue Richtung nicht verborgen bleiben. Hatte sie einst Aussprüche, wie die oben angeführten, auf ihr eigenes Ideal vom Fürstenstand und seinen Aufgaben beziehen dürfen, so verletzte sie jetzt Herders Stellungnahme gegen denselben umso tiefer. Nicht nur, daß das Bewußtsein ihres Fürstenwertes mit seinen in der Tradition wurzelnden Rechten und Pflichten scharf genug in der Natur Louisens ausgeprägt war, um eine Grundlage ihrer Individualität zu bilden. Sie mußte in Herders Abwendung auch eine abermalige Bestätigung ihrer zur Überzeugung gewordenen Annahme erblicken, wie vollkommen ihr jede persönliche Einwirkung auf eine andere Existenz versagt sei, und es bitter empfinden, den ihr geistig so Nahestehenden ihr die heilige Treue brechen zu sehen, die auch bei anderer Meinung die verwundbaren Stellen des Freundes schont. Für ihre innere Entwicklung ward diese Erfahrung von weitestgehendem Einfluß; sie fand sich dadurch losgelöst von der einzigen Beeinflussung, die ihre selbständige Natur einem anderen Menschen eingeräumt hatte. Und wenn Herder einst geblieben war, um als „moralische Mauer" die Seele der Fürstin wie eine zarte Blüte vor der rauhen Berührung der Außenwelt zu schützen, so sollte er jetzt gewahr werden, wie diese Pflanze sich trennend von solchem Stützpunkt, gestärkt in sich selbst, in stolzer, stiller Einsamkeit dem kalten Windhauch des Lebens standhielt. Es ist, als ob von nun an im Verkehr der Fürstin mit Herder die liebenswürdigen, menschlich-persönlichen Züge sich verwischten, um die großen Linien ihres Charakters mehr hervortreten zu lassen.

Diesem Gefühl einer Lockerung ihrer freundschaftlichen Beziehungen gibt Herders dichterischer Neujahrsgruß für das Jahr 1795 Ausdruck.

„Füge das neue Jahr, was das Alt-Jahr trennte, zusammen,
Bringe das neue zurück, was uns das alte verscheucht.
Mit dem gestrigen Abend, o sei der Nebel gefallen,
Der auch die reinste Gestalt trübe mit Schatten verwirrt.
Ewig gold'nes Gemüt! Empfang, empfange die Treue
Meiner Seele, die dich nimmer, o nimmer verkennt.
Sei, was du sonst warst, mir. — Und was die Zunge nicht ausspricht,
Gebe dein gütiges Herz, gebe der Genius dir"[1].

Doch lockerte sich gerade in diesem fünfundneunziger Jahre auch der äußere Zusammenhang mit dem Herderschen Hause. Die Beziehungen, die Herder noch im Jahre 1789 in Weimar festgehalten hatten, seine Freundschaft mit Goethe, seine Verehrung für die Herzogin hatten sich in den zwischenliegenden Jahren gewandelt. Einst die ausschlaggebenden Momente dünkten sie jetzt dem durch häufige Krankheit noch reizbarer gewordenen, sich überall verletzt fühlenden Manne wertlos, und in gleichem Maße mußte auch das Opfer, das Herder mit seinem Bleiben ihnen gebracht zu haben glaubte, schwerer und drückender empfunden werden. „In meinem Gemüt bin ich jetzt, ich möchte sagen, unendlich einsam," äußert er 1794 einmal, „fast keine Gestalt mehr dieselbe, fast kein Verhältnis." — Und ebensowenig wie die innerliche befriedigte ihn seine äußere Lage, die durch die Ernennung zum Vizepräsidenten des Oberkonsistoriums wohl geändert, aber nicht eigentlich gebessert worden war, da der Herzog Ersparnisse halber die Stelle eines Konsistorialrates eingezogen hatte, und es die jährlich neu eintretenden Hilfsarbeiter immer von neuem in die oft sehr verwickelten Geschäfte einzuführen galt. Unter diesen vermehrten Pflichten litt Herders Gesundheit und sie lasteten auch umso quälender auf ihm, je mehr er sich durch sie der Möglichkeit zu eigenem, geistigem Schaffen

[1] Original im Großherzogl. Hausarchiv befindlich.

entrückt sah. Zu diesem aber drängte ihn nicht nur sein immer neue Gedankenkreise aufnehmender Geist, auch die häuslichen Verhältnisse, das Heranwachsen seiner sieben Kinder forderten immer dringender eine Vergrößerung seiner Einnahmen durch seine literarische Tätigkeit. Das Handbillett Karl Augusts, in dem er für die Erziehung und das spätere Fortkommen der Herderschen Kinder zu sorgen versprach, war später verloren gegangen, und als die Bedingungen für Herders Bleiben festgesetzt wurden, hatte man hierüber keine besondere Abmachung getroffen; doch hatten es der Herzog und die Herzogin übernommen, einstweilen für drei der Herderschen Söhne jährlich einen Erziehungsbeitrag von je 50 Taler auszuzahlen. Dabei hatte es einstweilen sein Bewenden gehabt, und als Gottfried, der älteste Sohn, zur Universität ging, hatten es Herders aus Zartgefühl verabsäumt, an jene Zusicherung zu erinnern. Erst als im Jahre 1795 auch für die beiden nächsten Söhne eine Lebensbestimmung getroffen werden sollte, wandte sich Karoline, in deren Mutterherzen sich die Sorgen häuften, ohne Herders Vorwissen an Goethe mit der Bitte, ihnen beim Herzog eine Anleihe von 1000 Taler auf acht Jahre zu verschaffen. Da Goethe auf diesen Vorschlag nicht einging, brachte Herder selbst in einem Brief an den Herzog sein Anliegen vor und scheint von diesem abschläglich beschieden worden zu sein. Wir hören aus einem Briefe Karolinens an Frau von Frankenberg, daß sie sich daraufhin schriftlich an die Herzogin gewandt habe mit der Bitte, das Gesuch ihres Mannes beim Herzog zu unterstützen. Noch am nämlichen Tage habe sie darauf die Fürstin zu sich kommen lassen und ihr gesagt: „Sie kennen den Herzog, wenn er einmal etwas abgeschlagen hat, so bleibt er dabei." Indessen habe sie, die Herzogin, ihrem Paten Wilhelm etwas zugedacht und ihr 300 Taler übergeben mit dem Zusatz, wenn Gottfried, der Älteste, promovieren würde, so möchte es ihr mitgeteilt werden.

Inzwischen nun hatte sich unter Herders Papieren das Originalbillett des Herzogs wiedergefunden; Karolinens Ansprüche stiegen demzufolge, wie jener bereits bekannt gegebene

Brief an Frau von Frankenberg[1]) bezeugt. Ihre, wie sie meint, berechtigten Forderungen stellt sie auf den Rat dieser Freundin noch einmal in einem Brief an die Herzogin zusammen, dessen wesentliche Punkte sie abermals Goethe als dem für die Erfüllung des einstigen Kontraktes Verantwortlichen mitteilt. So werden noch einmal die Herzogin und Goethe zu fürsprechenden Vermittlern in der Herderschen Angelegenheit aufgerufen. Aber wie sehr die Linien von einst sich verschoben haben, deckt Goethes späterer Brief an Karoline auf: „Der Schaden liegt viel tiefer. Ich bedaure Sie, daß Sie Beistand von Menschen suchen müssen, die Sie nicht lieben und kaum schätzen, an deren Existenz Sie keine Freude haben und deren Zufriedenheit zu befördern, Sie keinen Beruf fühlen."

Daß sich das Verhältnis aber auf Seite des Herderschen Hauses, nicht auf der der Herzogin, so verschoben hatte, beweist Louisens Aufnahme von Karolinens erstem Briefe. Deckung suchend für die ihr über den Kopf gewachsenen Ausgaben, rechnet Karoline in demselben der Herzogin nicht nur ganz detailliert die Kosten für die Erziehung und die Studien der Söhne vor, sondern weist auch auf Herders schlechte Gesundheit und seine durch des Herzogs Änderung im Konsistorium vermehrte Arbeitslast hin, um mit dem Anruf zu schließen: „Seien Sie uns noch einmal der liebreiche Schutzengel und helfen uns die Hoffnungen realisieren, die uns an Ihnen und in Weimar hielten. Mehr als alle Vorteile würden wir die gütigen Gesinnungen rechnen, die der milde Boden jener Hoffnungen gewesen sind und die schönsten Früchte, die wahrhaft edelsten Verhältnisse hervorbringen." — Die Herzogin, obgleich leidend, versäumte nicht, Karolinens Äußerungen dem Herzog mitzuteilen, der „zwar keine bestimmte Antwort" gegeben habe; sie aber zweifle nicht einen Augenblick, „daß alles gut gehen werde". In alter Herzlichkeit endet sie ihre Zeilen

[1]) Veröffentlicht in dem Aufsatz Suphans, Goethe und Herder. Preußische Jahrbücher Band 50.

mit dem gewohnten „Leben Sie wohl und behalten beide mich lieb".

Karl August, als Fürst und Landesvater aufgefordert, „das Schicksal der Seinen zu machen", zeigte sich bereit, es nach seiner Auffassung zu gestalten. Daß er Karolinens Wünschen eine gewisse Berechtigung zuerkannte und sich ihnen nicht von vornherein ablehnend gegenüberstellte, beweist Karolinens eigene Äußerung: „Wenige Tage nach meinem Brief an die Herzogin vom 21. September 1795 setzte der Herzog einen permanenten Regierungsrat ins Konsistorium mit 200 Taler jährlichem Gehalt." Hatte sein Gerechtigkeitssinn dies Zugeständnis an Herders gemacht, so konnte er doch kaum darauf eingehen, die Ausgaben einer kostspieligen Erziehung nach dem Gutdünken der Eltern jetzt nachträglich auf sich zu nehmen; vielmehr macht er nun seinerseits Vorschläge, die — wie die Herzogin selbst Karolinen mitteilt — seinem praktischen Sinn gemäß darauf ausgingen, wie sich ihm momentan eine kostenlose Gelegenheit bot, die Söhne unterzubringen, ohne freilich ihre persönliche Berufswahl und bisherige Ausbildung besonders zu berücksichtigen. Hierin sah Karoline einen Eingriff in die väterlichen Rechte Herders, der es „als den einzigen Zweck seiner Erziehung betrachte, seine Kinder zu brauchbaren Menschen zu erziehen, und nach seiner Wissenschaft die besten Mittel dazu erwähle". Des Herzogs vorgeschlagenes Eingreifen, das die Söhne aus den ihnen angemessenen Bahnen herauszureißen drohte, mußte sie umso tiefer kränken, als es für die Unkosten, in die sie sich den Kindern zuliebe eingelassen hatte, keinen Ausgleich bot. Ohne Herder Mitteilung davon zu machen, lehnt Karoline diese Vorschläge ab und verlangt nun ihrerseits von der Herzogin, an die sie ein von ihrer heftigen Erregung zeugendes Schreiben richtet, daß diese ihr auf Grund des einstigen Kontraktes eine größere Summe als rückgeltende Zahlung für Gottfrieds Studien auswirken möge. Gleichzeitig übersandte sie einen nicht weniger erregten Brief an Goethe mit der beigefügten Abschrift des ersteren und der Mahnung, diesem vermeintlichen Vertragsbruche gegen-

über „sei es seine, Goethes Pflicht, des Herzogs Ehre und Moralität wie seine eigene Ehre zu retten".

An diesen Forderungen ihrer eifernden Mutterliebe scheiterte Karolinens langjährige Freundschaft mit Goethe, der sie dereinst im Darmstädter Bunde der schönen Seelen zur Eifersucht Herders gefeiert hatte, für immer.

Verhandlungen solcher Art, auf den Grundton „Geld" gestimmt, berühren selten harmonisch. Auf das Gemüt der Fürstin, die sich bewußt war, mit reicherer Gabe als Karoline ahnte, mit stets offener Hand ihre Freundschaft bewährt zu haben, müssen sie geradezu wie eine grelle Dissonanz gewirkt haben. Im Sturme der Erregung war der für das Beste ihrer Kinder eintretenden Karoline eben auch mit den idealen Freundschaftsbeziehungen von einst ihr Zartgefühl versunken. Wenn sie jetzt keinen Anstand nahm, Klatschereien und Verleumdungen als Ursache der veränderten Haltung Louisens gegen sie anzuführen, so geht aus den Briefen der Herzogin, wiewohl auch sie die einzelnen Punkte ausführlich erörtert, jener Adel der Gesinnung hervor, der ein Hereinziehen jedes persönlichen Elementes vermeidet.

Karoline fühlte denn auch heraus, daß einzig in der einst „unkräftig" gescholtenen Güte der Herzogin jetzt noch die Möglichkeit liege, den Riß, den sie in bester Absicht gewaltsam herbeigeführt hatte, durch einen für beide Teile annehmbaren Abschluß wieder einigermaßen zu überbrücken. Von Goethe als Vermittler will sie nichts mehr wissen.

Zu scharf hatte sich dieser mit ihr auseinandergesetzt, um wieder in das frühere, freundschaftliche Geleise einlenken zu können; so sehen wir Knebel an seine Stelle als Vermittler treten. Er ist es, der, von Goethes gutem Willen gegen die Herdersche Familie überzeugt, ihr dessen Bereitwilligkeit mitteilt, ihnen eine von Herders zu bestimmende Summe als Ausgleich vom Herzog zu verschaffen. Schon im Januar schreibt darauf Karl August an Goethe, daß er 600 Taler für Herder aus seiner Privatkasse angewiesen habe. Die gleiche Summe gelangt im Laufe des Sommers nochmals zur

Auszahlung, und der Briefwechsel zwischen Karl August und Goethe bezeugt die Bereitwilligkeit des ersteren, mit ganz ansehnlichen Summen auch fernerhin für die weitere Ausbildung der Herderschen Söhne einzutreten. Karoline stellt zehn Jahre später (1806) eine Berechnung auf, aus der sich im ganzen ergibt, daß zwei ihrer Söhne vier Jahre lang eine Summe von je 200 Taler erhielten, außerdem der älteste 600 Taler und der jüngste 200 Taler jährlich. Um aus der Zeit heraus einen Maßstab für den Wert dieser Summen zu erlangen, sei an das Fixum von 200 Taler erinnert, das der Herzog Schiller als außerordentlichem Professor in Jena aussetzte, woraufhin dieser heiratete. Ferner ergibt sich aus Goethes Briefen an Schuckmann, daß die ersten Stellen des Ländchens mit etwa 1400 Taler, die doch zur Bestreitung eines anständigen Lebensaufwandes ausreichen mußten, besoldet waren.

Beweisen die oben genannten Zahlen, daß Karl August sein Fürstenwort erfüllt hat, so behält für die Herdersche Auffassung von der schließlichen Lösung des Konfliktes das Wort seine Geltung, das Goethe zur Sache gesprochen hat: „Man danke dem das Mögliche nicht, von dem man das Unmögliche gefordert habe."

Einst, in der Blütezeit ihrer Freundschaft mit Herder, hatte die Herzogin wehmütig geäußert: „Bei uns sind sich die besten Menschen wenig", ohne zu ahnen, wie sich dies Wort an ihr selbst erfüllen sollte. Daß diese Besten trotz des gegenseitigen Gefühls ihres Wertes, auf einem kleinen Raum miteinander fortlebend, sich nur noch wenig sein konnten, wirkt noch heute schmerzlich ergreifend. Die erhalten gebliebenen Blätter an Herder und Karoline aus dieser späteren Zeit zeigen die Herzogin nach wie vor als gütige Vermittlerin, teilnehmende Freundin, aber jene „unsichtbare Wirkung", der feine Blütenstaub gegenseitiger Beziehungen war verloren gegangen.

Durch die oben dargelegten Vorgänge des Jahres 1795/96 war auch der durch die Verschiedenartigkeit ihrer Naturen und ihrer Verhältnisse lange vorbereitete Bruch zwischen Goethe und Herder beschleunigt und vertieft worden. „Der Alte auf

dem Töpferberge", zu dem Herder bald geworden war, stand dem geistigen Leben, das eben um diese Zeit in dem Bunde Goethe-Schiller neue, herrliche Blüten trieb, fern und empfand dies um so bitterer, als er auch in Schiller, der sich ihm einst zur Zeit von Goethes Abwesenheit in Italien und später noch freundschaftlich und literarisch genähert hatte, einen Abtrünnigen zu sehen glaubte.

VIII

Schiller in Weimar. Sein erstes Urteil über die Herzogin. Durch Frau von Stein angeknüpfte persönliche Beziehungen zwischen der Fürstin und Schiller. Ihre Anerkennung Schillers als Dichter. Der literarische Kreis in Weimar; Jean Paul; Amalie von Imhof. Letzte Berührungen mit Herder und seiner Familie. Das Urteil des Fürstenpaares über Tell. Schillers Tod. Louisens Einfluß auf das geistige Leben ihrer Zeit

Schiller war als eine neuen geistigen Aufschwung verheißende Kraft in das literarische Leben Weimars eingetreten. Doch stand dieses in jenen neunziger Jahren längst nicht mehr in dem unmittelbaren persönlichen Zusammenhang mit dem weimarischen Hofe, wie es in den siebziger und zu Beginn der achtziger Jahre der Fall gewesen war. Und so mußte sich auch Schillers Stellung zu dem Fürstenpaare, in dessen persönlichen Umgangskreis er sich allmählich hineingezogen fand, von der bevorzugten Position, die Goethe behauptete, von der von Herder einst eingenommenen, in jeder Beziehung scharf unterscheiden. Diese beiden waren, von den sich herausbildenden Weimarer Verhältnissen beeinflußt, mit dem herzoglichen Paare gemeinsam Werdende gewesen. Eine gleiche gemeinsame Vergangenheit, in der Goethes Freundschaft zu Karl August, Herders Verehrung für Louise wurzelte, gab ihrem Verkehr jene intimere, persönliche Färbung, die die später zwischen dem fürstlichen Paare und den Gestalten des weimarischen Dichterkreises angeknüpften Beziehungen nicht aufweisen können. Wenn allenfalls für Knebel und Wieland noch ähnliche äußere Be-

dingungen geltend gemacht werden könnten wie für diese beiden, so drängte doch ersteren seine Abneigung gegen das Hofleben, auch der von ihm so aufrichtig verehrten Herzogin gegenüber, in die Rolle eines feinsinnigen und verstehenden Beobachters zurück. Wieland aber gehörte so ausschließlich dem Kreise Anna Amaliens an, daß eigentlich erst deren Tod Louisen für persönliche Beweise ihrer Schätzung des greisen Dichters Raum ließ. Mehr und mehr sehen wir die abschließende Natur Louisens sich auf sich selbst zurückziehen. Die Gebundenheit, die ihr Gewohnheit geworden war, und das gesteigerte Mißtrauen in ihr Vermögen, persönliche Beziehungen zwischen sich und anderen herzustellen, hinderte sie, neue Elemente, selbst ihr zusagende, in ihre Lebenskreise hineinzuziehen. Auch für die sich allmählich entwickelnden Beziehungen der Fürstin zu Schiller erscheint dieser Gesichtspunkt maßgebend. Sie, die Freundin der tragischen Muse, die unermüdliche Leserin geschichtlicher Werke, unter denen sie Memoiren vor allem bevorzugte, mußte Schillers dichterische und historische Richtung anziehen, während der sittliche Ernst seiner philosophisch-ästhetischen Gedankenwelt in manchem Punkte mit ihrer eigenen, auf ein unbeugsames Pflichtgesetz gegründeten Lebensauffassung übereinstimmte. Allein diese geistigen Sympathien blieben latent und sollten sich erst durch das Zusammentreffen äußerer Umstände in eine persönliche Würdigung des Dichters und des Menschen umsetzen.

Schon als Schiller im Sommer 1787 das erste Mal nach Weimar gekommen war, hatte er sich im Gegensatz zu der Herzogin Anna Amalie, deren Kunstinteresse er eine sinnliche Färbung vorwarf, auf die Bekanntschaft mit der jungen Herzogin gefreut, „die seine eifrige Patronin und seinen Arbeiten vorzüglich gut sei". In den Briefen Louisens aus jener Zeit findet sich allerdings keine Bemerkung über Schiller oder seine Werke, die diese wohl auf mündlichen Äußerungen beruhende Annahme bestätigen könnte. Und auch zu dem persönlichen Kennenlernen sollte es damals noch nicht kommen. Schiller fühlte sich von dem Zeremoniell, das mit seiner Vorstellung

bei Hofe unvermeidlich verbunden war, abgeschreckt. Doch blieb die Persönlichkeit der Fürstin, der er auf seinen Spaziergängen im Stern begegnet war, nicht ohne Eindruck auf ihn. „Als eine schöne und edle Figur" schildert er sie Körner, „aber viel Stolz und Fürstlichkeit im Gange"; von Gesicht erschien sie ihm dann bei einer späteren Begegnung gar nicht schön, und das hergebrachte Urteil, „man sage, daß sie ein edles Geschöpf sei, aber kalt, und viele halten sie für stolz", trübt seinen eigenen, unbefangenen Eindruck.

Zwischen der Herzogin und dem in seine Gedankenwelt und seine Arbeiten vertieften Dichter, der dem eigentlichen Hofkreise fern blieb, fehlte es an persönlichen Berührungspunkten. Doch berichtet Karoline von Beulwitz, die mit Lotte von Lengefeld gemeinsam im Winter 1789 in Weimar weilte, die Herzogin habe für ihre gewöhnliche Kälte mit vielem Interesse von Schiller und mit Sinn von seinen Schriften gesprochen und fügt, jedenfalls in befriedigter Zustimmung zu dem Urteil der Fürstin, hinzu: „Sie ist immer ein sehr wohltönendes, weibliches Wesen." Eine gesteigerte Anteilnahme für Schiller und seine Lage mußten Frau von Steins Bemühungen, ihm zur Begründung seines häuslichen Glückes zu verhelfen, bei Louise hervorrufen. Als mütterliche Freundin Lotte von Lengefelds war Frau von Stein die Vertraute von Schillers und Lottens Liebe geworden und hatte sich beim Herzog für die Schillers Heirat ermöglichende Pension verwandt. Mochte auch die Fürstin Frau von Steins Achtung für Schillers Charakter und sein Talent teilen, ihr stark ausgebildetes Standesgefühl ließ sie doch an seiner Verheiratung mit Fräulein von Lengefeld, die wie ihre Schwester die Gunst des weimarischen Hofes gewonnen hatte, Anstoß nehmen. Sie fand es schade, „daß ein so anziehendes und hübsches Mädchen Schiller, der jetzt Professor in Jena sei, heirate". In dem freundschaftlichen Verkehr mit dem Schillerschen Ehepaare erwuchsen auch Frau von Stein wieder Blumen an ihrem verdunkelten Lebenswege. Ihr lebhaftes Bedürfnis nach geistiger Anregung fand reichstes Genüge in Schillers mündlicher Mit-

teilung wie in seinen Prosawerken und Dichtungen, und sie ihrerseits trug Sorge, die Herzogin mit den Produkten der Schillerschen Muse bekanntzumachen. So las sie dieser den Dreißigjährigen Krieg, den Louise schon kannte, zu ihrer beiderseitigen Freude noch einmal vor, und die Hefte der Thalia und der Horen wanderten ebenso wie der jeweilige Musenalmanach mit Schillers neuesten Gedichten als begehrte Lektüre von Frau von Stein zur Herzogin oder von dieser zu Charlotte. Und ebenso eifrig ließ es sich diese angelegen sein, die Persönlichkeit Schillers der Fürstin näher zu bringen, sie zu überzeugen, daß diese Ehe trotz der Verschiedenheit des Standes, trotz des bescheidenen äußeren Zuschnittes einen hohen idealen Gehalt barg, der in scharfem Gegensatz zu Goethes häuslichen Verhältnissen stand. Trat auch die Herzogin nicht in so direkte Beziehungen zu der Schillerschen Familie wie einst zu dem Herderschen Hause, so bewies sie doch ebenso wie der Herzog bei wiederholten Gelegenheiten, wie hoch sie Schiller als Dichter wie als Menschen schätzte. Ja sie bezeigte ihren herzlichen Anteil an seinem Familienglück lebhaft genug, um ihn zu veranlassen, aus der alten Heimat Schwaben die Bitte um Übernahme einer Patenstelle bei seinem ersten Sohn an sie zu richten. Und wie sie einst mit Freuden dies Amt bei Lavaters Tochter, bei Herders Sohn übernommen hatte, so erwiderte sie auch jetzt Schillers leider nicht erhalten gebliebenen Brief:

„Weimar, den 30. September 1793.

Sehr werter Herr Hofrat!

Mit vielem Vergnügen habe ich die gute Nachricht von der glücklichen Entbindung Ihrer Frau aus Ihrem Briefe erfahren, und zugleich, daß Sie mich zur Patin Ihres Sohnes bestimmt haben. Seien Sie versichert, daß ich dieses gütige Anerbieten mit Freude und Dank annehme als einen Beweis Ihres Zutrauens und gütiger Gesinnungen für mich, die ich gewiß zu schätzen weiß. Ich wünsche einst im stande zu sein, Ihnen ausgezeichnete Beweise meiner Wertschätzung und der aufrichtigen Teilnahme an allem, was Sie und Ihre Frau betrifft, geben zu können. Ebensosehr wünsche ich, daß Sie mit neuer Gesundheit aus Ihrem Vaterlande zurückkehren mögen. Leben Sie indessen

recht wohl und erhalten Ihre freundschaftlichen Gesinnungen Ihrer sehr wohlwollenden Freundin

Louise, H. z. S.-W.

Grüßen Sie Ihre Frau in meinem Namen aufs allerbeste“ [1]).

Schiller empfand eben damals seine Beziehungen zu dem Herzog und zur Herzogin als so gute, daß ihm der Gedanke auftauchte, sich um den Posten des leitenden Erziehers des heranwachsenden Erbprinzen bewerben zu wollen. Mit der Oberaufsicht über die Erziehung Karl Friedrichs war schon früher Herder von den fürstlichen Eltern betraut worden. Schwierigkeiten, die die Persönlichkeit des Erziehers verursachte, ließen es begreiflich erscheinen, daß man auch von seiten des Hofes mit der fortschreitenden Entwicklung des Erbprinzen einen Personenwechsel ins Auge faßte. Indessen hatte Schiller schon von vornherein seine schwankende Gesundheit als ein Hindernis für die Verwirklichung der von ihm gegen Körner geäußerten Idee angeführt, und als Frau von Stein, wohl auf Lottens Wunsch hin, diese Möglichkeit der Herzogin gegenüber zur Sprache brachte, machte diese, trotz der warmen Teilnahme, die sie für Schiller bezeigte, das gleiche Bedenken geltend.

Die ästhetisch-philosophische Richtung, in der sich in dieser zweiten Hälfte der neunziger Jahre der Gedankenaustausch Schillers und Goethes bewegte, bot wenig Gemeinsames mit dem Interessenkreis des fürstlichen Paares, das sich durch den Gang der Ereignisse mehr und mehr auf politisches Gebiet verwiesen fand. Erst Schillers neubelebtes dramatisches Schaffen, das ihn auch in den Augen des Fürstenpaares Weimars Geistesgrößen ebenbürtig einreihte, sollte die Grundlage für die weiteren Beziehungen zwischen Karl August und Louise zu dem Dichter abgeben. Schon der Prolog zum Wallenstein und das Lager als Eröffnungsvorstellung des neuen weimarischen Theaters aufgeführt, weckten die Erwartung auf eine dichterische Großtat; der Geburtstag der Herzogin wurde diesmal (30. Januar 1799) durch die erste Vor-

[1]) Original im Schiller-Goethe-Archiv befindlich.

stellung der Piccolomini gefeiert, bis endlich die Aufführung von Wallensteins Tod (am 20. April 1799) Schiller auf dem Höhepunkt seines dramatischen Schaffens zeigte. Daß man bei Hofe trotz gelegentlicher Ausstellungen den hohen Wert dieser Dichtung zu würdigen wußte, erhellt aus der Tatsache, daß der Wallenstein bei Gelegenheit eines Besuches des preußischen Königspaares, das in Berlin keiner Vorstellung desselben beigewohnt hatte, in Weimar aufgeführt wurde. Mit besonderer Freude erfüllte Schiller die Anerkennung, die die Herzogin Louise seiner Dichtung zu teil werden ließ, und der sie durch das ansehnliche Präsent eines sehr prächtigen silbernen Kaffeeservices an die Gattin des Dichters Ausdruck gab. Anmutig äußert Schiller über diese feinsinnige Aufmerksamkeit der Fürstin: „Poeten sollten immer nur durch Geschenke belohnt, nicht besoldet werden; es ist eine Verwandtschaft zwischen den glücklichen Gedanken und den Gaben des Glückes, beide fallen vom Himmel."

Die Aufführungen Schillerscher Stücke bilden von nun an Ereignisse des Weimarer Lebens und an der sich daran knüpfenden Beurteilung nahm auch das Fürstenpaar lebhaften Anteil. Der Herzogin, der Freundin Shakespeares, gewährte die Aufführung Macbeths in der Schillerschen Übersetzung einen besonderen Genuß, ja sie eiferte gegen die, welche sich über das Stück aufhalten und es gegen Mahomet stellen wollten. Eingehendere Äußerungen Louisens über die einzelnen Schillerschen Dramen sind uns nicht überliefert worden; umso bezeichnender ist es, aus einem Bericht Lottens zu ersehen, wie liebenswürdig die Fürstin sich mit einer ihrer gehaltenen Natur so wenig gemäßen Dichtung wie die Räuber abzufinden wußte. „Die Herzogin Louise war darinnen," schreibt diese nach einer Aufführung dieses Werkes dem abwesenden Dichter, „ich sagte ihr, wenn Du wüßtest, daß sie die Räuber wieder hörte, so würde es Dir ängstlich sein. Da lobte sie das Stück und freute sich darüber." Ein andermal sehen wir die Fürstin, hier wohl allerdings nicht unbeeinflußt von persönlichen Motiven, in einem Streit um die Besetzung

der Rolle der Thekla, Schillers Partei für die Vohs nicht nur gegen die Jagemann, auch gegen Goethe nehmen. Die Übersiedelung Schillers nach Weimar gab endlich auch Gelegenheit zu näherem persönlichem Verkehr. Wie die Fürstin immer bereit war, den unermüdlichen Leser mit Memoiren und Reisebeschreibungen zu versehen, so nahm sie auch gelegentlich seine Vermittlung bei neuen Ankäufen für ihre Bücherſammlung in Anspruch. Überhaupt zog sie das Schillersche Paar mit Vorliebe in ihre kleineren Zirkel. Der allem Kleinlichen abgewandte Sinn, der im Schillerschen Hause herrschte, konnte ihr, der still Beobachtenden, nicht entgangen sein und mußte auch dem hohen Maßstab ihrer Anforderungen Genüge tun. Ihre einstige Äußerung, daß schon der bloße Anblick eines Guten sie beglücken, sie die ganze Würde der Menschheit fühlen lassen könne, berechtigt uns, ihre von Frau von Stein übermittelten Worte, der Ausdruck von Lolochens Gesicht täte ihr im Innern wohl, in diesem tieferen Sinne zu deuten. Auch der Herzog bewies Schiller wiederholt im Rahmen seiner immerhin beschränkten pekuniären Mittel eine wohlwollende Gesinnung. Aber nicht nur innerhalb Weimars hatte Schillers Genius, hatte sein Charakter ihm die Wertschätzung und Achtung der Besten erworben, aus allen Teilen Deutschlands brachte man seinem Schaffen Anteil und Enthusiasmus entgegen, die Weimar von neuem in den Mittelpunkt des literarischen Lebens stellten. Einzelne Persönlichkeiten aus diesen literarisch-gelehrten Kreisen traten, wie die Brüder Humboldt, wohl auch in Verkehr mit der Herzogin, die für diese beiden bis an ihr Lebensende eine aufrichtige Hochschätzung bewahrte. Jean Paul, der auch seinen Wohnsitz für eine Zeitlang in Weimar genommen hatte, berichtet nicht ohne Selbstgefälligkeit (13. Juli 1799), daß die regierende Herzogin ihn, als er im Park an ihr vorbeigeschossen sei, nicht nur laut und mehrmals zurückgerufen habe, sondern auch höchst freundlich angeredet und über den Titan ausgeholt habe.

Die Fürstin selbst liebte es, gelegentlich sich über das Vorwiegen gelehrter und dichterischer Elemente an ihrem Hofe

lustig zu machen, besonders scherzte sie darüber, daß nun auch eine ihrer Hofdamen, Amalie von Imhof, unter die belesprits gegangen sei und die Modenalmanache mit ihren Versen fülle, doch enthielt sie der größeren Dichtung Amaliens, „Die Schwestern von Lesbos", ihren Beifall nicht vor. In ähnlichem Sinn macht sie ihrem Bruder, der geäußert hatte, nicht mehr nach Weimar kommen zu können, weil es dort zu viele gelehrte Leute gebe, und man es selber sein müsse, um dort Beifall zu finden, spaßhafte Vorwürfe über einen solchen Mangel an Selbstschätzung, der ihr ganz ferne liege.

Indessen hatten doch in jener Periode die Beziehungen des Fürstenpaares zu den Vertretern der Literatur den gemeinschaftlichen Boden verloren. Auch zu dem einstigen Gefährten einer gemeinsamen Vergangenheit sollte sich der frühere reine Ton nicht wiederherstellen.

Die Stellung Herders zum Herzog war gerade in diesen Jahren immer schroffer geworden. Wie er sich amtlich nur selten mit ihm in Übereinstimmung fand, so berührten sie sich auch menschlich nur selten harmonisch. Auch die Nichtbeachtung seines durch des Grafen Görtz' Vermittlung von Bayern erworbenen Adels von seiten Karl Augusts hatte Herder tief verletzt. „Nach solch großen Mißklängen war es," wie Karoline, die längst eingesehen, wie unrecht sie der Fürstin einst getan hatte, in den „Erinnerungen" schreibt, „wiederum die edle Herzogin, die Herder wieder zu versöhnen, wieder zu gewinnen suchte." Sie veranstaltete ihm mehrmals Gesellschaften. Handbillette, in denen sie das Herdersche Ehepaar freundschaftlich wie immer ins römische Haus mit Wieland und seiner Freundin, Frau von Laroche, zum Tee einlädt oder ein andermal sie mit Schillers zu sich bittet, sind erhalten geblieben. „Aber Herder, so sehr er sich zusammennahm, brachte doch nicht mehr die alte, unbefangene Seele dahin. Des Herzogs Betragen war und blieb der große Fels zwischen ihnen. Und doch war er ihr so herzlich gut. Er zeigte ihr bei realen Gelegenheiten, z. B. bei der Konfirmation des Erbprinzen, seine unveränderte Treue. Nur für diesen Beweis seiner treuesten Dienste

hätte der Herzog ihm seine Gnade wieder exklatant zuwenden sollen. Aber fürstliche Personen haben kein Gemüt."

Die Niederschläge innerer Erlebnisse mochten den Glanz des Bildes getrübt haben, das Herder einst auf der Italienfahrt in reiner, schweigender Hoheit wie eine Transfiguration der Fürstin mit dem Auge seines Geistes geschaut hatte. Und doch, wie Staub und Rauch ein wertvolles Gemälde verdunkelt haben mögen, ein verloren darüber hingleitender Lichtstrahl, und seine Schönheit ersteht. So erwacht am Abend seines Lebens, als ein neues Jahrhundert den früh Gealterten zum Rückblick in die Vergangenheit aufforderte, noch einmal in Herders Seele ein deutliches Gefühl für das, was die Fürstin ihm in einer langen Reihe von Jahren gewesen war, und noch einmal verlieh er ihm Worte. Am 31. Dezember 1800 schreibt er der Herzogin:

„Erlauben Euer Herzogl. Durchlaucht einem Ihrer treuesten Verehrer das alte Jahr und Jahrhundert mit tiefgefühltem Dank zu beschließen. Nicht bloß für das große Geschenk, das Euer Durchlaucht mir so unverdient und gewiß unerwartet mit Swift gemacht haben, es hat mich sehr beschämt und ich werde es lange mit der Verwirrung ansehen, die solchen Geschenken gebührt, sondern noch viel, viel mehr für alle die Gütigkeiten, die ich im vorübergegangenen Aon, von 1776 an, fast also ein Vierteljahrhundert, selbst, hier und von wem mehr als von Euer Durchlaucht? genossen habe. Ganze Jahre haben Sie, gnädigste Fürstin, mir versüßt, Ihr edles Zutrauen erhob mich über mich selbst und wird in der Erinnerung der Vergangenheit mir immer eins der heiligsten Andenken sein, in das sich die Dankbarkeit meines ganzes Hauses mit einschließt. Möge die Zeitperiode, die wir antreten, in die ich den Rest meiner Jahre trage, Euer Durchlaucht Leben, Verdienst und Charakter mit allem dem Guten, mit allen den Erfolgen lohnen, die die Zunge kaum ausspricht, da sie in den Händen der Vorsehung ruhen. Mit stillen und treuen Wünschen dafür gehe ich, gehen die Meinigen ins neue Zeitmaß über.

Euer Herzoglicher Durchlaucht untertänigster

Herder" [1]).

[1]) Das Original des Briefes befindet sich im Großherzogl. Hausarchiv.

Hierauf antwortet die Herzogin:

„Es hat mich sehr gefreut, lieber Herder, daß Sie meiner beim Anfang des neuen Jahrhunderts mit so vieler Güte gedenken. War eine Zeit, wo es mir gelang, Sie zu überzeugen, daß ich es herzlich gut mit Ihnen meinte, so wünsche ich, daß dieses Vertrauen, dieser Glaube an mich sich wieder erneuern könnte, denn gewiß und wahr ist es, daß ich immerfort recht teilnehmend bin für alles, was Sie angeht. Ich schmeichle mir, daß das Geschenk von Swifts Werken, das ich gewagt habe, Ihnen zu geben, keinen unangenehmen Eindruck auf Sie gemacht haben wird. Sie erzeigen mir einen großen Gefallen, indem Sie es annehmen, denn es fehlt mir gar sehr an Platz, um meine Bücher aufzuheben, und dieses ist in der Tat ganz wahr. Leben Sie, lieber Herder, so wohl und zufrieden, wie ich es Ihnen von ganzem Herzen wünsche“ [1]).

„Es war der Lichtstrahl der Vergangenheit, von dem die Gegenwart dieser letzten Jahre lebte,“ so erzählt Karoline weiter in den „Erinnerungen“. „Als Herder (1803) aus Dresden, wo man ihm aufs anerkennendste entgegengekommen war, nach Weimar zurückkehrte, war seine Seele so rein und gut gestimmt zur Herzogin, daß, als er ihr aufgewartet hatte, er sehr vergnügt nach Hause kam und sagte, die Herzogin war so gut und ungeniert mit mir, wie in den alten Zeiten, die ich mir auf einmal so lebhaft erinnerte.“

Herder war in den letzten Jahren vielfach leidend gewesen, und mit nimmermüdem Anteil pflegte sich die Herzogin in solchen Zeiten in freundlichen Zeilen bei ihm selbst oder bei Karoline nach seinem Ergehen zu erkundigen. Als er im Herbst 1803 abermals schwer erkrankte, erregte sein Zustand ernste Befürchtungen. „Wie sehr ich beklage,“ schreibt sie an Karoline, „daß die Gesundheit Ihres Mannes noch immer schwankend ist, kann ich Ihnen, liebe Herdern, nicht ausdrücken. Sie werden aber doch ohne dies davon überzeugt sein. Der Herzog, der auch einen recht aufrichtigen Anteil daran nimmt, läßt Ihnen sagen, daß er durch ein Reskript

[1]) Original im Herder-Nachlaß, im Besitz der Kgl. Bibliothek in Berlin.

dem Herzogl. Konsistorium wird bekanntmachen, daß er Herdern Urlaub bis auf Ostern gegeben hat, und an ihn selbst wird er auch darum schreiben [1]). Seien Sie meiner herzlichsten Wünsche für seine baldige Wiederherstellung versichert und meiner ganzen Teilnahme an Ihnen beiden.

L. H. z. S.-W." [2]).

Am 18. Dezember 1803 entschlief Herder. Auf seinem Arbeitstisch hatte für eine Arbeit in dem zehnten Stück der „Adrastea" die Predigt gelegen, in der er so tiefsinnig die Probleme des Werdens und Vergehens mit einer höheren, ewigen Bestimmung verknüpft. Wie tief sein Verlust die Herzogin bewegte, deuten die Worte an, in denen sie einen Monat später dem Prinzen Christian davon Mitteilung macht: „Der Monat Dezember ist sehr trauervoll für uns gewesen; wir haben den armen Herder verloren und ich vermag nicht das alles auszusprechen, was mich dieser Tod empfinden ließ, wie sehr mich der Verlust noch schmerzt und mir immer schmerzlich bleiben wird. Bei einem Wiedersehen werde ich Ihnen das erklären." An Karoline schrieb sie sogleich, nachdem sie die Nachricht von dem Hinscheiden Herders erhalten hatte:

„Es ist mir unmöglich, liebe Herdern, Ihnen alle Gefühle und Erinnerungen, welche die Krankheit und jetzt der Tod Ihres Mannes mir wieder erneuert hat, zu beschreiben. Sie werden mir aber gewiß zutrauen, daß ich seinen Verlust schmerzlich fühle, und daß sein Andenken mir immer teuer sein und bleiben wird, und seien Sie mit Ihren Kindern meiner wahrsten und innigsten Teilnahme versichert" [3]).

„Alles dasjenige, was von Ihrem seligen Manne herrührt oder auch Bezug auf ihn hat," schreibt sie kurz darauf, „macht mir einen unnennbaren Eindruck, und mit dieser Empfindung habe ich denn auch den zehnten Teil der ‚Adrastea' von Ihnen erhalten, für deren Übersendung ich Ihnen sehr verbunden bin.

---

[1]) Karl Augusts Billett vom 19. November im Herder-Album abgedruckt.

[2]) Original im Herder-Nachlaß der Kgl. Bibliothek Berlin.

[3]) Dieses und die beiden folgenden Billette befinden sich im Original in dem Herder-Nachlaß der Kgl. Bibliothek Berlin.

Möge die Zeit Ihren Schmerz lindern, und von meiner Teilnahme seien Sie, liebe Herdern, auf immer versichert.

L. H. z. S.-W."

Auf die von Karoline ihr dargebrachten Wünsche erwidert, wohl im Jahre 1804, die Herzogin:

„Ich danke Ihnen, liebe Herdern, für Ihre Teilnahme am gestrigen, unbedeutenden Tag, der mir zwar auch gute und traurige Erinnerungen ins Gemüt zurückgeführt hat. Der Besuch, den ich Ihnen machte, und dessen Sie so gütig erwähnen, war mir in mancherlei Rücksicht recht schmerzlich, und indem ich das, was ich so tief fühlte, zu unterdrücken strebte, konnte ich keine Worte hervorbringen, und ich fürchte, Ihnen dadurch unteilnehmend vorgekommen zu sein; um desto mehr ist mir bange dafür, da es von jeher mein Los gewesen ist, verkannt zu sein; denn ich habe nicht die Gabe, dasjenige, was ich im Innersten meines Herzens fühle, darzubringen wie ich es wünsche. Leben Sie wohl, liebe Herdern, so wohl als ich es Ihnen von ganzem Herzen wünsche.

L. H. z. S.-W."

Noch im Jahre 1809 kann Karoline der Fürstin, als „der edlen Teilnehmerin und Leiterin unseres Daseins in Weimar von den ersten Zeiten bis zu den letzten und bis übers Grab hinaus" danken. „Die innigste Ergebenheit und das Bestreben, Euer Durchlaucht und dem herzoglichen Hause treue Dienste zu leisten, die den Seligen so viele Jahre hindurch bis ans Grab belebt haben, können für Euer Durchlaucht nicht den Wert haben wie für mich, indem sie mir das trostvolle Bewußtsein geben, daß seine Witwe und Kinder der Großmut und Gnade Euer beider herzoglichen Durchlauchten nicht ganz unwürdig sind"[1]). — Mit diesem harmonischen Ausklang mögen hier die persönlichen Beziehungen des Herderschen Hauses zur Herzogin Louise ihren Abschluß finden.

Die Lücke, die Herders Scheiden gerissen, war für Weimar nicht zu ersetzen; ein zweiter nicht minder unersetzlicher Verlust sollte nur zu bald folgen. In der Klage um Herders

[1]) Aus einem im Großherzogl. Hausarchiv aufbewahrten Brief Karolinens.

und Schillers Ableben klingt Weimars Dichterzeit aus. Wie der weitreichenden Bedeutung von Herders Tode, so war sich das Fürstenpaar auch der von Schillers Verluste schmerzlich bewußt. Zwar waren Karl August und Louise durch ihre von der französischen Klassizität stark beeinflußte Kunstanschauung gehindert worden an der uneingeschränkten Anerkennung der Schillerschen Dramen. Wie groß die trennende Kluft dieses Vorurteils war, bezeugen bisher nicht bekannte Äußerungen Karl Augusts, wie seiner Gemahlin und seiner Mutter in ihren Briefen an Madame de Staël. Greifen sie auch über den Rahmen der bloßen Beziehungen der Herzogin Louise zu Schiller hinaus, so beleuchten diese Auszüge doch ihre literarische Stellungnahme zu einem der bedeutendsten Schillerschen Dramen in so lebendiger Art, daß ihre Wiedergabe an dieser Stelle gerechtfertigt erscheint.

Am 17. März 1804 wurde der Tell im Beisein des Hofes zum ersten Male in Weimar gegeben. Die Herzogin Louise, der jedes literarische Aburteilen fern lag, berichtet darüber in kurzen Worten: „Quand à moi, je trouve que Schiller nous traite parfois impitoyablement, car la pièce dura cinq bonnes heures et les beautés ne firent pas oublier les défauts.“ In ähnlichem Sinn äußert sich Anna Amalie: „Wilhelm Tell a paru enfin sur notre théâtre. Commes dans toutes les pièces de Schiller il s'y trouve beaucoup de beautés mais aussi quantité d'hors d'oeuvres et d'autres choses à redire.“

Überaus charakteristisch erscheint Karl Augusts ausführliche Auseinandersetzung über die Schönheiten und Fehler des Stückes; er schreibt:

„Schiller vient de nous farcir avec une pièce bien ‚selbstständig‘ à l'allemande, car il y paraît que l'auteur s'y promène seul, y ayant fait assembler un public nombreux dont il use pour ses menus plaisirs; M. Benjamin y a fourni sa quote-part encore, il a transpiré depuis cinque heures et demie jusqu'à dix et demie, et il a partagé notre étonnement sur la manière aisée avec laquelle nos auteurs dramatiques se jouent du goût, de la patience et du temps commun des auditeurs. Il est inconcevable que Schiller, n'estimant guère le public, ne conserva du moins

assez d'estime pour sa propre composition, en y menageant la continuité du fil de sa trâme, mais il interrompt dans Guillaume Tell, les scènes les plus intéressantes par des accessoires absolument inutiles, vous amène un vieux homme, superflu à la pièce, que vous voyez mourir de marasme dans sa chaise, et fait reparaître tout d'un long Tell, qui se prépare à l'assassinat de Gessler par un monologue froid et rempli de répétitions, pendant qu'avant le décès du bon vieux homme, dont il est question la-haut, le héros de la pièce venait immédiatement de se sauver de sa captivité, moment où l'on s'attendait à voir agir Tell avec ce feu que l'injustice du Landvoigt devait lui avoir inspiré. Une foule d'enfantillages de l'imagination gâtent extrêmement l'ouvrage de Schiller, il n'a pu se défendre d'y faire paraître quelques échantillons de choeur, quelques influences du sort, déesse favorite de nos poètes, un peu de catholicisme, moins de lyrisme qu'à son ordinaire, mais une infinité de décorations, de musique, et d'entrées qui ne seraient permises qu'au ballet ou à un opéra ennuyant auquel l'auteur aurait voulu ajouter de l'intérêt en stimulant le goût plastique des spectateurs. Les trois premiers actes de la pièce renferment une infinité de beautés poétiques et possèdent même du mérite solide et réel, autant que ce genre dramatique diffus peut en avoir, mais le 4ième acte me paraît très-médiocre, mal inventé, mal ordonné, et le 5ième est positivement tout à fait mauvais et un hors d'oeuvre de la pièce, par dessus le marché! Un officier Russe, que l'Empereur de Russie m'a envoyé pour m'annoncer les fiançailles de mon fils, c'est beaucoup amusé à la pièce de Schiller; la cohue plaît infiniment à ces Sarmates, et notre auteur en avait énormement assemblés, car la liste des acteurs en G. Tell requiert près de 80 combattants . . ."

Erschien Schiller Karl Augusts abgeschlossenem Kunsturteil in manchem Betracht als rücksichtsloser Neurer, so stand neben diesem eine Generation, die als die werdende dem Dichter die dankbarste Empfänglichkeit entgegenbrachte: die für Schillers Werke begeisterte Tochter des Fürstenpaares, Prinzeß Karoline, ebenso wie die kaiserliche Schwiegertochter, die Schillers Huldigung der Künste als erster Gruß aus diesem Geisterreich auf dem idealen Boden Weimars heimisch gemacht hatte.

Und wenn die Herzogin Louise dem Dichter nicht voll

gerecht geworden war, dem Eindruck des Schillerschen Genius im höchsten menschlichen Sinne, wie er sich in seiner Wesenheit offenbarte, vermochte sie sich nicht zu entziehen, auch sie hat den Hauch seines Geistes gespürt, wie er, dem Gemeinen abgewandt, unermüdlich für die höchsten Güter des Lebens eintrat. Aus den schlichten Worten, mit denen sie an Schillers Tod anknüpfend sich über seinen Wert äußert: „Ich vermisse ihn aufrichtig, denn ohne sein Genie und sein Talent zu zählen, machten ihn sein edles Herz und sein erhabener Sinn zu einem vortrefflichen Menschen," klingt ein leiser Ton jenes stolzen Schmerzakkords, zu dem Goethe Weimars Klage um den Verlust zusammenfaßt.

Den Beziehungen zu den Denkern und Dichtern ihrer Zeit, wie wir sie in diesen Blättern sich in den mannigfaltigsten Schattierungen entfalten sahen, dankte Louise neben der Weite ihres geistigen Horizontes und der vertieften Erfassung ihrer Fürstenaufgabe auch die objektive Denkart, die ein Gegengewicht bildete zu den Aufgaben ihres persönlichen Geschicks. Der im Verfolg ihrer geistigen Entwicklung zu Tage tretende Zusammenhang zwischen dieser und der literarischen Bewegung ihrer Epoche stellt uns zum Schluß vor die Frage, welchen Einfluß eine Persönlichkeit wie die ihrige trotz ihrer so wenig hervortretenden Stellung auf die sie umflutende Strömung des geistigen Lebens ausgeübt haben könne.

Die äußeren Umrisse ihrer Wirkenssphäre deutet der Kanzler von Müller an, wenn er die Herzogin zeichnet, wie sie „die alte Hofsitte repräsentierend, den oft zudringlichen Anforderungen wandernder, in der Genieherberge Weimars fleißig einkehrender Dichter und Dichtergenossen den Damm des Hofgebrauches entgegengestellt habe". Eine ähnliche, durch ihre bloße Gegenwart unwillkürlich hervorgerufene Wirkung illustriert Schillers Bedenken, der Fürstin seinen „Handschuh" vorzulesen, da sie an der Schlußstrophe Anstoß nehmen könne. Indessen gerade der Nachsatz seines Briefes, in dem er Frau von Stein gegenüber seine Freude über den schönen Anteil der Herzogin an dem von ihm Vorgetragenen äußert und sich von der Fort-

dauer und Folge seines Zusammenkommens mit der Fürstin eine günstige Wirkung auf seine dichterische Produktion verspricht, zeigt, daß er die von ihr verlangte Beobachtung äußerer Schicklichkeit als Ausdruck eines Grundgesetzes ihrer innersten Natur erkannte. Den endgültigen Beweis dafür, daß es eben dieser zu einer sittlichen Forderung vertiefte Grundzug ihrer Persönlichkeit war, durch den sich die Herzogin in einer im stillen betätigten Mitwirkung einen bleibenden Einfluß auf das geistige Eigentum der Nation gewinnen sollte, erbringt uns Goethe, der Dichter, wenn wir uns in seinen Werken eingehender in die Züge jener Gestalten vertiefen, in die er das Bild Louisens dichterisch hineinzuverweben suchte.

Die Frauengestalten von Goethes vorweimarischen Dichtungen spiegeln beinahe alle, wenn auch in freier, dichterischer Umgestaltung, die Frauen und Mädchen seiner damaligen Lebenssphäre wieder. Allein schon in der ersten Zeit Goetheschen Schaffens in Weimar tritt unvermittelt ein ganz anders gearteter Typus der Weiblichkeit zu Tage: die reine Hoheit einer gegen ihr Geschick ankämpfenden Frauenseele hebt er auf den Kothurn; bald als Abkömmlingin der Götter, bald als Königs-, als Fürstentochter, steht sie, eine Fremdlingin, in der sie umgebenden Welt, von seinen bisherigen Zeichnungen der Weiblichkeit durch eine Kluft getrennt, und wo diese Gestalt sich über die bloße dichterische Ausmalung der Situation erhebt, da wird sie zu einer Verkünderin der edelsten Menschheitsideale des Dichters. Noch immer hatte auf den jungen Goethe jede Weiblichkeit, mit der er in Berührung kam, reflektiert; kein Wunder, daß es ihn jetzt reizen mußte, eine dichterische Lösung zu suchen für das Problem dieser Frauenseele, die ihm unbefriedigt von ihrem sie einsam lassenden Geschick in ein schattenhaftes Alltagsleben verbannt als die Gemahlin Karl Augusts entgegentrat. Ging der Dichter in Lila darauf aus, die aktuelle Lage der Fürstin dichterisch zu deuten, so mochte ihm ein Nachhall von jenem heitern Jugendleben, von dem umgeben er einst Louise erblickt hatte, durch die Seele ziehen, wenn er in Proserpina die Göttertochter aus dem Olymp

durch den symbolischen Genuß des Granatapfels sich Königin der Schatten finden ließ.

Nicht umsonst hatte Goethe „in Louisens Seele gelesen". Es mußte ihn locken, ein umgekehrter Pygmalion, den Eindruck ihrer individuellen Persönlichkeit, wie er sich auch in dem Urteil der Zeitgenossen über die Herzogin wiederspiegelt, — „einer reinen Vestale nach Aussehen und Wesen und dabei voll Empfindung und Verstand" verglich sie F. L. von Stolberg — zur plastischen Größe eines antiken Marmorbildes zu steigern. In der ersten Prosafassung der Iphigenie findet sich in der Konzeption der hehren Priesterin aus Tantalusgeschlecht, an deren hoheitsvoller Gelassenheit die Wogen irrer Leidenschaft sich brechen, hie und da eine Übereinstimmung mit der Persönlichkeit Louisens. Aber über diese hinaus hat er hier ihrem Wesen sein innerstes Geheimnis abgelauscht. Auch ihr galt es als das Höchste, sich die Reinheit der Seele unbefleckt zu bewahren; auch ihre unerschütterliche Wahrhaftigkeit verabscheute die vom praktischen Menschenverstand gebotenen, krummen Wege, und wie Iphigenie fand sich Louise durch die religiös-sittliche Vertiefung, die sie den Forderungen des Natürlich-Menschlichen gegenüberstellte, von der Welt um sie her getrennt. Aus dieser Erkenntnis weiblichen Unvermögens, hohe innere Werte in eine Wirklichkeit umzusetzen, erwächst ihre bittere Klage um das enggebundene Geschick ihres Geschlechtes. Lieh Goethe die herbe Jungfräulichkeit der Priesterin für die Gestalt Iphigeniens von der Herzogin, so ist hingegen wohl die von dieser ausgehende Wirkung der entsühnenden Schwesterliebe, die idealste Erfassung der Macht reiner Weiblichkeit, als Frau von Steins Anteil an dem hohen Gehalt dieser Dichtung anzusprechen.

In einer anderen Schöpfung aber nimmt Goethe seiner dichterischen Umgestaltung das Unbelebte, Blutlose der Antike — in der Prinzessin im Tasso lebt Louise. Und hinter dem Schleier wehmütiger, weltabgewandter Resignation, mit dem sich Leonore von Este verhüllt, bergen sich die ernstsinnenden Züge von Weimars „der Hoffnung fremd gewordener" Fürstin.

Wie eng ihm ihre Persönlichkeit mit dieser Dichtung verwachsen war, verrät ein um ein Jahrzehnt später entstandenes Distichon, das die Überschrift „L. W." (Louise Weimar) der Herzogin zueignet:

„Schwänden dem inneren Auge die Bilder sämtlicher Blumen,
Eleonore, dein Bild brächte das Herz sich hervor."

In abgetönten Farben schildert der Dichter in der Prinzessin die ganze Hoheit eines feingestimmten, weiblichen Empfindens, und wie dort Iphigenie Hüterin des Götterbildes war, so offenbart sich Eleonore Este in der Zurückweisung von Tassos ungestümem: Erlaubt ist, was gefällt, als Hüterin der Sittlichkeit. Sie, die in der Schicklichkeit die sichere Mauer erkennt, „die dies zarte, leicht verletzliche Geschlecht" schützend umgibt, redet aus der Seele Louisens. Dies Element edelster Weiblichkeit war es, das die Herzogin am Dichterhofe Weimars repräsentierte, das sie hineinleuchten ließ in die Lebensauffassung der größten Dichter unseres deutschen Volkes, das von alters her gewohnt war, in der Frau die Trägerin des sittlichen Gedankens zu verehren.

Der alternde Goethe bezeichnet die Frauen einmal als das einzige Gefäß, das dem neueren Dichter geblieben sei, um seine Idealität hineinzugießen. Nun, die geläuterte Idealität, die Goethe auf der Höhe seines Schaffens in jenen dichterischen Gebilden verherrlicht, verknüpft die Wirkungen von Louisens Wesen und Walten für alle Zeiten mit jenem höchsten Weiblichkeitsbegriff, von dem der Dichter bekennt: das Ewig-Weibliche zieht uns hinan.

Dritter Abschnitt

Die Herzogin in engerem und weiterem Kreise

I

Die Korrespondenz der Fürstin als Quelle für ihre Beurteilung. Die Persönlichkeit des Bruders der Herzogin, des Landgrafen Christian von Hessen. Die Ehe Karl Augusts und Louisens. Emilie Gore, Karoline Jagemann

In den mannigfaltigsten Strahlenbrechungen haben wir das Bild der Herzogin sich in den Aufzeichnungen der weimarischen Geistesgrößen wiederspiegeln sehen, und die menschlich-natürlichen Beziehungen, die sie mit einzelnen dieses Kreises verknüpfen, lassen wie helle Lichtstrahlen manche jener Hüllen, die sie von ihrer Gegenwart zu trennen schienen, durchsichtig werden. Auch die Frage, wie sich das lebensvolle, beinahe übermütige Antlitz, mit dem die Prinzeß Louise einst ins Leben blickte, in die hoheitsvolle Erscheinung wandelte, „deren ruhige Züge eine Ahndung tiefen Seelenleids ausdrücken", findet in den Mitteilungen der Zeitgenossen ihre indirekte Antwort, ja, sie erfährt eine beinahe individuelle Lösung durch die allgemein und ohne Beziehung auf die Fürstin gesprochene Bemerkung einer geistvollen Frau: daß der Verlust der Hoffnung den Menschen innerlich wie äußerlich zu einem anderen mache.

Allein zur Klarstellung von Louisens Individualität gilt es schließlich, von innen heraus eine Vorstellung der Fürstin innerhalb ihrer eigenen Lebenssphäre zu gewinnen. Einen solchen Einblick in die ihr Leben bestimmenden Verhältnisse vermögen

nur ihre intimeren Korrespondenzen zu gewähren. Die Hauptquelle zu ihrer Beurteilung bilden die Briefe an ihren Lieblingsbruder, den Landgrafen Christian von Hessen. Diese übermitteln für einen Zeitraum von beinahe sechzig Jahren — die ersten dieser Hunderte von Briefen und Billetten sind noch von der russischen Reise und vor ihrer Vermählung in Karlsruhe an ihn gerichtet — ein treues Abbild der jeweiligen Stimmung der Schreiberin. Und nicht nur ihre eigene Persönlichkeit zeichnet sich hier; wir erfahren auch, namentlich aus den Mitteilungen späterer Epochen, manche wertvolle Einzelheit zur Beurteilung historischer Ereignisse. Bemerkenswert erscheint vor allem, wie überhaupt dieser Briefwechsel, obwohl den Anforderungen ihrer Jugendzeit entsprechend französisch geführt, alle die feineren Färbungen ihres Temperaments hervortreten läßt, ihre gebundene Zurückhaltung. Die Scheu, sich über persönliche Beziehungen zu äußern, gibt ihren Briefen aus dem ersten Jahrzehnt ein beinahe konventionelles Gepräge und läßt sie es geflissentlich vermeiden, von Weimar, den Persönlichkeiten des Hofes und ihres Umgangskreises zu reden oder ein Urteil über sie zu fällen. Es berührt eigentümlich und bezeugt die anfängliche Abgeschlossenheit ihrer Sphäre, in diesen Schriftstücken, recht eigentlich aus dem Weimar der Dichterzeit, lange Jahre hindurch keinen Nachhall dieser schwingenden Saite zu finden. Staatskunst und Politik, denen ihr klarer Geist schon früh ein ungewöhnliches Interesse entgegenbrachte, bilden den hauptsächlichen Gegenstand ihrer schriftlichen Unterhaltungen mit dem Bruder; selten nur fließt ihr eine Erwähnung der französischen Literatur oder etwa ein Racinesches Zitat aus der Feder.

Erst in der Mitte der achtziger Jahre löst sich das Eis und sie beginnt von Goethe, nicht dem Menschen aber dem Schriftsteller, zu reden, um, wie wir bereits gesehen haben, in der liebenswürdigsten und anerkennendsten Weise zur Vermittlerin seines dichterischen Wertes dem Bruder gegenüber zu werden; auch bei ihrem geheimen Vorhaben, das Herder eine Erleichterung gewähren soll, wendet sie sich mit ihrem

Vertrauen an ihn. So gelangt sie allmählich, je mehr die geistige Reife des Bruders den Altersunterschied zwischen ihnen ausgleicht, zu einer immer freieren Aussprache, bis endlich ihre Briefe aus den neunziger Jahren den ganzen Reiz individuell gefärbter, sich rückhaltslos aussprechender Meinungen erhalten. Doch nicht nur die Person des Schreibenden, auch die des Empfängers spiegelt sich in diesen Briefen. Aus diesem Grund dürfte es geboten erscheinen, hier die Züge, in denen sich nach den Briefen Louisens das Wesen dieses Bruders zeichnet, gleichsam zu einem Schattenriß zusammenzufassen.

In dem Landgrafen Christian von Hessen-Darmstadt, dem jüngsten Sohn der großen Landgräfin, dem um sechs Jahre jüngeren Bruder der Herzogin, tritt uns eine jener anziehenden Naturen entgegen, wie sie eben nur das achtzehnte Jahrhundert bei einer hervortretenden geistigen Veranlagung innerhalb eingeschränkter äußerer Verhältnisse hervorzubringen vermochte. Der jüngere Sproß eines kleinen Fürstenhauses war Prinz Christian, von der Schwester scherzend „Prince de tous les Chrétiens“ oder „Prince de l'Allemagne“ angeredet, schon früh in Kriegsdienste beim holländischen Statthalter getreten und nahm später als Oberst des Infanterieregiments Hessen-Darmstadt teil an dem Kampf gegen die Franzosen. Mit dem Phlegma, das die Herzogin ihn, den ungern Schreibenden, wieder und wieder neckend beschwören läßt, „seine schönen Finger nicht so zu schonen“ und das ihr wiederholt den scherzhaften Vorwurf auspreßt: „Le prince dort, oh, le prince dort!“, mischte sich auf dem Schlachtfeld der todesverachtende Mut, den sie als das Erbteil ihres alten deutschen Geschlechts preist. Zur Einsamkeit neigend, ein wenig Sonderling, der es z. B. liebte, um jedem Abschiednehmen zu entgehen, unvermutet abzureisen, glänzte der Prinz als ebenso liebenswürdiger wie witziger Gesellschafter, überall gern gesehen. Als Ritter des Templerordens (Freimaurer), fühlte er sich von alten Formeln, geheimnisvollen Bräuchen angezogen und ein gewisser spiritistischer Hang ließ ihn sich im Alter trotz seiner vielseitigen wissenschaftlichen Bildung ganz ernstlich in ein

Studium des Geisterglaubens vertiefen. Literarischen Interessen zugänglich, von der Herzogin zur Bewunderung Goethes hingeführt, zeigte er sich doch vor allem als ein Liebhaber französischen Esprits. Seine Vorliebe für geistreiche Pointen, zweideutige Geschichten machten ihn zu einem Schwager nach dem Herzen Karl Augusts. Auch der Gunst Anna Amaliens erfreute er sich. Längere und kürzere Besuche am weimarischen Hofe hatten ihn bald mit den Persönlichkeiten dieses Kreises und allen ihren feinen Beziehungen vertraut werden lassen. Mehr als alle die anderen Glieder ihrer Familie, von denen sie dem Anschein nach nur noch mit der Erbprinzessin Amalie von Baden ein enges Herzensverhältnis verband, in das Leben der Herzogin hineingezogen, brachte dieser Bruder ihr ein feinfühliges Verständnis ihrer Eigenart und ihrer Lage entgegen, das sie ihm mit immer wachsendem Vertrauen dankte. So dürfen ihre Mitteilungen an ihn als eine wahrheitsgetreue Darstellung der sie umgebenden Verhältnisse gelten, in ihnen spinnen sich jene Fäden fort, die der vorhergehende Abschnitt gestreift hatte. Sie lassen uns in ihr Leben hineinsehen und spiegeln ihre eigene Auffassung nicht nur in Bezug auf politische Ereignisse oder Vorgänge, die mit dem weimarischen Hofe im Zusammenhang stehen, wieder, sondern sie charakterisieren auch aufs wertvollste ihre Beziehungen zu ihrem Gemahl und zu ihren Kindern.

Die Äußerungen der Herzogin in manchen ihrer Briefe an Herder, die von Karoline mitgeteilte Bemerkung, sie habe es gelegentlich ihrer eigenen körperlichen Schwäche als die beste Lösung bezeichnet, wenn ihr Tod Karl August eine andere Gemahlin heimzuführen gestatte, werfen ein grelles Streiflicht auf die Erfahrungen ihrer Ehe, zeichnen den Schmerz ihres Lebens. Es sind bittere Worte, wie sie sich wohl in Momenten, in denen das innerste Empfinden nach einer Aussprache ringt, über sonst verschlossene Lippen drängen, bittere Worte aus einem Herzen, das sich in seinen Gefühlen wie in seinen Äußerungen keine Unwahrhaftigkeit gestattete. Gewiß, der Hoffnung auf ein persönliches Glück fremd geworden, mochte Louise

so empfinden, daß ihre Existenz für sie selbst, vielleicht auch für den Gatten von geringem Werte sei. Aber das Leben mit seinen Pflichten, mit seinen Ansprüchen, mochte es auch zuweilen drückend wie jene vergoldeten Bleimäntel Dantes auf ihrer Seele lasten, blieb als eine unausweichbare Wirklichkeit für sie bestehen. Diese Wirklichkeit auf sich zu nehmen, die Kränkungen der Gattin als Fürstin zu tragen, erkannte sie als die ihr vom Geschick zuerteilte Aufgabe. Selbständige Naturen wie die ihrige müssen solche Lasten aus eigener Kraft bewältigen.

Wenn die Zeitgenossen wohl die Aufgabe zeichnen, die für eine Natur wie die der Herzogin in der Ehe mit Karl August lag, wenn sie auch ihre Rückwirkung in der Entwicklung von Louisens Individualität verfolgen, so bleibt dennoch die Frage offen, wie sich diese selbst im Rahmen ihres täglichen Lebens zu ihr stellte. Nur aus ihren eigenen, persönlichen Äußerungen kann diese einigermaßen beantwortet werden, und in dem Aufschluß, den ihre Briefe an den Bruder bieten, ist uns der einzige Maßstab gegeben, wie sie, die Gemahlin Karl Augusts, sich zu den Passionen des Herzogs stellte, die, trotz seines Ausspruches an Knebel, „daß er erstaunlich wehren müsse, seinem Herzen und den Leidenschaften nicht den Zügel zu lassen", oft genug den Sieg über ihn davontrugen.

Es begreift sich, daß die ältere Schwester, ohnedies zurückhaltend in der Mitteilung persönlicher Angelegenheiten, dem jüngeren Bruder gegenüber jede direkte Aussprache über ihre Ehe vermeidet. Dennoch gewährt der vollkommen unbefangene Ton ihrer Briefe, das selbstverständliche Hereinziehen der Person Karl Augusts einen intimen Einblick in das gegenseitige Verhältnis der Gatten. Schon die ersten Jahre ihres Zusammenlebens hatten, wie wir sahen, die Gegensätze ihrer Naturen schroff hervortreten lassen, und bald sollte Louise, die sich ebensowenig wie über sich selbst über die ihr Nahe- und Nächststehenden irgendwelchen Illusionen hingab, erfahren, wie wenig eheliche Fesseln für eine Natur wie die Karl Augusts bedeuteten. Mit tiefer Bitterkeit erfüllte sie diese Erkenntnis,

und geneigt, Wahrheiten zu sagen, machte sie, wie auch ihre Briefe an Frau von Stein bezeugen, dem Gatten gegenüber aus dieser berechtigten Mißstimmung kein Hehl. Auch in denen an den Bruder kommt sie zum Ausdruck, so schreibt sie während des Krieges in Holland, als sie den Bruder in der Nähe des Herzogs wußte, diesem als Resultat von allerlei Sorgen, die ihr der Herzog gemacht hat: „En un mot, c'est un mauvais sujet, vous pouvez lui dire cela."

Schärfer äußert sie sich in einem anderen Briefe vom 28. Juni 1790:

„A propos de lui, j'ai cru il y a quelque temps par les lettres, que vous lui aviez écrites, qu'il vous avait fait part des succès brillants, qu'il emporte dans la carrière, qu'il court depuis quelques années avec tant de gloire. En attendant je m'égosille à prêcher Morale, continence et chasteté, mais c'est bien comme si je parlai à des sourds que de parler à vous autres, tout comme si je jetai, mes paroles au vent, mes perles aux cochons. Pardonnez cette expression, qui vient de m'échapper, qui, quoique peu délicat ne laisse pas d'être très-énergique. Quant à la raison pourquoi la guerre se ferait soustraire si elle aura lieu, c'est, Prince de l'Allemagne, une chose, que je vous expliquerai, lorsque j'aurai le plaisir de vous voir. En attendant contentez-vous d'ouïr que le duc n'a pas du tout contribué à la déclaration de guerre, et que c'est une chose qui me regarde personellement. D'ailleurs daignez vous resouvenir, que j'ai quelquefois une teinte de hypochondrie et un grand talent de voir les choses pesamment et lourdement . . ."

Allein, und das ist das wichtige Moment, das sich aus der Lektüre dieser Briefe im ganzen und großen ergibt, die Herzogin hielt es für ihre Pflicht, gegen diese Bitterkeit anzukämpfen und ihr das Übergewicht in ihrer Seele wenigstens nie dauernd einzuräumen. Während Frau von Stein sich so sehr über das Verhältnis Goethes zu Christiane entrüstete, beweist die Herzogin ihm unverändert das frühere Wohlwollen. Bei der innerlichen Sittenstrenge ihrer so leicht verletzbaren Natur bezeugt ihre Haltung, welch hohen und weiten Standpunkt sie schwere eigene Seelenkämpfe und bittere Erfahrungen hatten erringen lassen. Ihrer auf das Geregelte gerichteten

Gemütsart fehlte der Raum für Leidenschaft, und dies mochte ihr das Zurücktreten, auch von berechtigten Ansprüchen erleichtern. Auch ihr klares Urteil kam ihr zu Hilfe, wenn sie die Gewohnheiten anderer Fürsten mit denen ihres Gemahls verglich. Ja, erinnerte sie sich des Verhältnisses ihrer Mutter zu ihrem Gatten, betrachtete sie die Ehe ihrer Schwester mit Friedrich Wilhelm II., so durfte sie ihr Los kein ungewöhnliches finden.

Konnte sie das übermütige Treiben mit den „Misels", zu dem die unruhige Lebensweise des Herzogs ihm häufig Gelegenheit gab, vornehm übersehen, so empfand sie in ihren jüngeren Jahren die von Karl August den Frauen ihres Gesellschaftskreises dargebrachten Huldigungen um so verstimmender. Seiner Leidenschaft für die schöne Gräfin Werthern war Ende der achtziger Jahre eine Neigung für Emilie Gore gefolgt. Der Herzog hatte diese englische Familie bei einem Aufenthalt in Pyrmont kennen gelernt, und während seiner Abwesenheit im Herbst 1787 traf Mr. Gore mit seinen beiden Töchtern in Weimar ein. Für den jede geistige Anregung so dankbar begrüßenden Hofkreis schienen die feinsinnigen, durch ihre auf weiten Reisen gesammelten Kenntnisse in Kunst und Literatur anziehenden Töchter einen sehr willkommenen Zuwachs zu bedeuten. Wie die Herzogin Anna Amalie, so ließ ihnen auch Louise volle Anerkennung zu teil werden. Das in ihren Briefen an Karl August, der damals in Mainz weilte, übermittelte Lob Emiliens befriedigte diesen ungemein. Er entwirft, darauf Bezug nehmend, in einem Brief an Knebel das Bild einer durch die Anwesenheit der jungen Engländerin bereicherten Zukunft. Für seine Auffassung der Art und Weise seiner Gemahlin sehr charakteristisch gibt seine Äußerung zugleich Aufschluß über das, was er in Louisens Natur vermißte und für sie befürchtete. „Meine Frau, da sie kein Talent hat, welches ihr Wesen einölte und biegsam erhielte, wird steif und verliert zugleich das Bewußtsein von einer gewissen Lieblichkeit, die so nötig ist. Da ich mich dem Dienste unseres allgemeinen Vaterlandes habe verpflichten müssen, kann ich

nicht meiner Frau die Gesellschaft sein, die sie braucht, und bloßer Umgang mit Männern ist Weibern nicht zuträglich; sie verlieren das schöne Weibliche und werden im Charakter Hermaphroditen, welches ich nie liebenswert finden konnte."

Die Herzogin stand damals auf dem Höhepunkt ihres Gedankenaustausches mit Herder. In Frau von Stein und Karoline Herder besaß sie Freundinnen, welche, fand sie Karl August gleich „zu häuslich, zu wenig à leur aise und zu leicht, um den Ansprüchen seiner Gemahlin auf die Dauer zu genügen", doch augenblicklich vollkommen ihrem Bedürfnis nach weiblichem Umgang entsprachen. So begreift es sich, daß sie sich in ihrer ganzen Gradheit gegen diese ihr oktroyierte Freundschaft zu der vom Herzog sehr ausgezeichneten Emilie auflehnte. Ihre Briefe an Frau von Stein verraten, wie schwer sie darunter litt, den Gemahl hier bei einem feingebildeten, weiblich und vornehm gesinnten Wesen Eigenschaften bewundern zu sehen, die er bei seiner Gemahlin wenig schätzte. „Stellen Sie sich vor," schreibt sie im Sommer 1788 einmal der Freundin, „daß die Gores bis zum 16. August hier bleiben. Aber ich versichere Ihnen, daß ich mich so darein ergeben habe, daß ich sogleich meine Veranstaltungen traf. Der Herzog ist mir aber doch unbegreiflich, er hat mir auf seine Ehre versichert, daß ich entzückt von ihnen sei und daß sie noch lange hier bleiben. Seine Stimmung ist etwas besser als vorher." Und „diese Leute haben mich unendlich abgekühlt", bemerkt sie ein Jahr später. Trotz solcher ungeduldigen Äußerungen blieb ihr kleinliche Eifersucht fern, konnte sie doch ungefähr gleichzeitig dem Bruder schreiben, der Herzog sei in die Jüngste dieser Engländerinnen stark verliebt gewesen, aber man müsse zugeben, daß ihm das Ehre mache, denn sie sei gleich reizend durch ihren Charakter wie durch ihre äußere Erscheinung. 1791 kehrten die Gores nach einiger Abwesenheit zu einem dauernden Aufenthalt nach Weimar zurück, und wenn auch die Herzogin hin und wieder zu Frau von Stein mit einiger Schärfe bemerkt, was ihr an Emiliens Art und Weise miß-

falle, so sollte doch in den weiteren, langen Jahren ihres Zusammenlebens das Verhältnis zur „guten Emilie", die sie gelegentlich nach Wilhelmsthal einlädt, um die Schönheit der dortigen Natur mit ihr zu genießen, jenen freundschaftlichen Charakter annehmen, den Karl August einst vorausgesehen hatte.

Je kränklicher und leidender sich die Herzogin mit den Jahren fühlte, umso natürlicher erschien es, da die Geburt eines zweiten Prinzen die dynastischen Ansprüche der Thronfolge sicher gestellt hatte, daß ihr gleichaltriger Gemahl seine sinnlich kräftige Natur zu entschädigen suchte für das, was sie ihm nicht mehr gewähren konnte. Diese Resignation Louisens klingt andeutend durch die Zeilen, in denen sie dem Bruder vom Bau des „Römischen Hauses" im Weimarer Park berichtet, das Gebäude erhebe sich zum Teil auf jenem Felsen mit der Inschrift (das Goethesche Distichon mit dem Anruf an die belebte Natur: Und dem Liebenden gönnt, daß ihm begegne sein Glück!) und werde eine sehr hübsche Gesamtwirkung geben, wenngleich sie sich nicht enthalten könne, es mit Mißvergnügen zu betrachten, da es der Herzog für sich allein einrichte.

Das in dieser Äußerung angeschlagene Thema leitet, wenn auch zeitlich vorgreifend, zu dem Ende der neunziger Jahre angeknüpften Verhältnis Karl Augusts mit Karoline Jagemann hinüber, das hier insoweit nur in Betracht kommt, als es gilt, mit Hilfe der wenigen vorhandenen Anhaltspunkte einen Begriff von der Stellungnahme der Herzogin dazu zu gewinnen. Ihre gleichzeitigen Briefe an den Bruder tun der Sache keinerlei Erwähnung. Von der äußerlichen Haltung der Fürstin, die es sich zur Aufgabe machte, um jeden Eklat in der Gesellschaft zu vermeiden, dies längst öffentlich gewordene Verhältnis zu ignorieren, berichtet Frau von Stein an ihren Sohn Fritz im Jahre 1802, der Zeit, als die Jagemann ihre volle Wirkung auf den Herzog ausübte: „Es war Cour, die Jagemann sang und wie sie geendet hatte, machte ihr die Herzogin ein sehr bemerkbares Kompliment." In

Situationen solcher Art so vollkommen die Haltung der Fürstin zu bewahren, äußerlich wie innerlich die Darüberstehende zu bleiben, half Louise mehr noch als ihr stark ausgeprägtes Gefühl für fürstliche Würde ihr gefesteter, moralischer Wille. Er war es, der ihr die Kraft gab, in stetem Kampf mit sich selbst über solche Abgründe an ihrem Lebensweg hinwegzuschreiten. Rühmt doch Knebel, daß er nichts Verehrungswürdigeres kenne, als dies nicht nachlassende Streben der Herzogin, durch eine ihren Grundsätzen entsprechende stete Selbstbeherrschung an ihrer Vervollkommnung zu arbeiten. Ihrer Natur fehlte, und das mochte auch Karl August als jene „weibliche Lieblichkeit" vermissen, die für spezifisch weiblich geltende Tugend, die Fehler des Nächsten mit ausgleichender Liebe zuzudecken und zu tragen; im Gegenteil ließ ihre schonungslose Wahrheitsliebe sie oft schroff ihre Ansichten äußern. Diesen Mangel an Weichheit wog die antike Größe ihrer Gesinnung auf, die, eigene Kränkung stolz in ihrer Brust verschließend, die aufgedrungene Notwendigkeit in ihren Willen aufnahm und ihren hohen Prinzipien gemäß sich mit ihr abzufinden suchte. Wohl hatten zwanzig Jahre des Zusammenlebens mit Karl August ihr Verständnis für seine Natur gereift, so daß sie nachsah, was sie nicht billigen konnte, aber ihr ausgesprochenes Gefühl für das Geregelte, ihr strenger Gerechtigkeitssinn ließ sie danach trachten, diesem Verhältnis, das, indem es zu einem dauernden wurde, seiner Neigung für erotische Abenteuer ein Ziel zu setzen versprach, einen gewissen gefesteten Boden zu geben. So nur wird erklärlich, daß, wie es heißt, erst ein Brief der Herzogin die Jagemann, die aus einer geachteten Familie stammte, einen künstlerischen Ruf besaß und Karl August durch ihre Originalität wie ihre Schönheit fesselte, bewogen habe, die Stellung einzunehmen, die sie als Frau von Heygendorf mit dem Herzog verband. Spätere Briefe an den Prinzen Christian bezeugen jedenfalls ihre Billigung der vom Herzog in dieser Hinsicht getroffenen Anordnungen. Viel später noch (1817) schreibt sie dem Bruder nach Darmstadt:

„Vous verrez arriver un de ces jours un jeune Heygendorff, l'aîné de la progéniture gauche du Duc, votre beau-frère, qu'il envoye en Suisse et qui doit vous être présenté."

Und als der Bruder sein Staunen an den Tag gelegt zu haben scheint, ergänzt sie ihre darauf bezügliche Mitteilung im nächsten Brief des weiteren:

„Vous vous étonnez et ébahissez du nom de Heygendorff, qui n'est pourtant ni frappant ni extraordinaire; je vous donne de la part du Duc, votre beau-frère, des élaircissements et renseignements là-dessus. Le nom de Heygendorff est celui d'une terre près de Allstedt, qui appartenait à une famille de Geusau, et qui est retombée au Duc à la mort du dernier propriétaire. Celui l'a donnée à la Jagemann et à ses enfants et a fort bien fait, car il y a devoir et justice d'avoir soin de sa progéniture. Je suppose que le prince sera content de cette explication."

Für ihre eigene Stellung zu dem Gemahl bedeutet ihre mit der Tat bewiesene Auffassung dieses Verhältnisses eine entscheidende Wendung. Jedenfalls fand von jener Zeit an Louise von seiten Karl Augusts immer steigende Würdigung.

Karl August und Louise besaßen beide eine über den Durchschnitt hinausragende Summe von Werten. Die Erkenntnis derselben aber versagte ihnen gegenseitig mehr oder weniger in ihrer ehelichen Gemeinschaft; erst in einer Reihe von schweren Tagen, als eines die Größe des anderen sich bewähren sah, knüpfte das Geschick einen Bund zwischen ihnen, der sich auf die Erkenntnis des Besten in zwei Ausnahmenaturen gründen sollte. Diese Umgestaltung jedoch konnte sich nicht plötzlich vollziehen, und es gilt, wie es Carlyle ausdrückt, die „organischen Filamente" aufzusuchen, aus denen sie allmählich herauswuchs; sie führen weit zurück, und der Glanz der weimarischen Dichterzeit hielt sie lange dem Blicke verborgen.

II

Gemeinsame politische Interessen. Louisens Teilname an den kriegerischen Erlebnissen Karl Augusts. Ihr Aufenthalt im Feldlager in Frankfurt. Die Rückkehr des Herzogs. Mitteilung der Tagesereignisse in ihren Briefen an den Bruder

Es war ein Verdienst Karl Augusts, daß er seiner Gemahlin vor Beginn ihrer Ehe innerhalb seiner fürstlichen Interessensphäre die Stellung einräumte, zu der sie ihr klarer Verstand, ihr feines Urteil, wie ihre sichere Weltkenntnis berechtigte. Überall da, wo sein regsamer Geist sich betätigte, wo es sich um politische oder landesväterliche Entschließungen handelte, zog er sie in sein Vertrauen. Wie die Herzogin damals in den Plan der Berufung Herders nach Weimar eingeweiht war, so beteiligte sie sich an seinen industriellen Unternehmungen, einerlei, ob sie die Hebung des Bergbaus in Ilmenau oder den Versuch, den Landeswaren in Nordamerika eine Abnahmequelle zu eröffnen, bezweckten, vor allem aber war es das Gebiet der Politik, dem sich ihre beiderseitigen Interessen zuwandten.

In der Tat bot eben die letzte Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts mit ihren unberechenbaren, politischen Möglichkeiten dem Fürsten eines noch so kleinen Staates, besaß er selbst nur einen staatsmännischen Geist, manche Gelegenheit, sich selbst und seinem Lande eine achtunggebietende Stellung innerhalb des so locker verbundenen Staatskörpers des römisch-deutschen Reiches zu verschaffen, und die Grenzen waren einem solchen fürstlichen Ehrgeiz nicht eng gesteckt. Als Karl August nach dem Sturm und Drang der Jugendjahre weiteren politischen Zielen sich zuwandte, in seinem selbständigen und energischen Eintreten für die Ideen des Fürstenbundes seine eigene politische Begabung bekundete, mußte die Herzogin dies umsomehr mit Freuden begrüßen, da sie selbst gewohnt war, politischen Vorgängen eingehende Beobachtung zu widmen. Auch hier hielt sie ihr feiner Takt von jedem unweiblichen Parteiergreifen oder eigenmächtiger Einmengung in Staats-

angelegenheiten zurück, aber sie war dem Gemahl jederzeit die vielleicht nicht immer in ihrer Auffassung mit ihm übereinstimmende, weil immer selbständig urteilende, in der Politik bewanderte Gefährtin. Wie lebhaft sie politische Angelegenheiten beschäftigten und wie anmutig sie solche zu behandeln wußte, veranschaulicht einer ihrer Briefe an den Bruder, zu dem ihr der Tod Kaiser Josephs den Anlaß gab.

„Weimar, ce 5 Mars 1790.

Permettez, très-cher Seigneur, que je me rappelle à votre patient souvenir, que je demande de vos nouvelles et que je vous écrive un traité de moral et de politique. L'empereur est donc mort, le chef mais pas le maître de l'ancien et antique Empire Germanique! Qu'en dites-vous? Sa mort ne vous a-t-elle pas parue cruelle? Pour moi j'avoue, qu'elle m'a fait une impression douloureuse, parceque je ne trouve rien de si cruel, que de mourir avec la certitude de voir tous ses plans dérangés, son ouvrage, qui n'était surtout pas le meilleur, mais qu'il croyait tel, détruit. Je voudrais pouvoir vous dire encore mille jolies choses là-dessus, mais ma verve est à sa fin, et tout ce que je sais encore, c'est que je ne mourrai pas ainsi, parce que je ne fais jamais des plans. Secondement, cher et bien aimé prince, que dîtes-vous du trouble de la France? Croyez-vous que tout cela ira bien, et qu'elle fera banqueroute ou non? Etes-vous enthousiasmé pour la soi-disante liberté, pour le despotisme démocratique, pour l'enlèvement des propriétés et pour tout ce qui s'ensuit? Pour moi, je ne saurai nier que j'en ai jusque pardessus les oreilles de ces éternels jappements de liberté et en général de tous ces soi-disant grands sentiments, qui par la plupart ne consistent qu'en mots et belles phrases et peu d'effet. Les hommes de tous les siècles étaient les mêmes, avaient les mêmes passions et se laissaient guider par elles, et malgré tous nos philosophes et cultivation ils resteront les mêmes . . ."

Daß Karl August ihrem Urteil Wert beimaß, geht aus seinen Anweisungen an Knebel hervor, als dieser ihn auf wichtigen Reisen in Angelegenheiten des Fürstenbundes begleitet hatte, „seiner Frau, die von allem unterrichtet sei", Mitteilung zu machen von seinen Plänen, die für die Außenwelt tiefstes Geheimnis bleiben mußten. Dies begreift sich umsomehr, als Herkunft und Verwandtschaft der Herzogin mit

den hier in Frage kommenden süddeutschen Höfen ihr eine nicht zu unterschätzende Personalkenntnis gaben. Louise selbst erwähnt in diesen Jahren eine „Darstellung des Fürstenbundes" (wohl die erste Ausgabe der darauf bezüglichen Abhandlung Johannes von Müllers) als ein sehr beachtenswertes Buch.

Sehr bedauerlich bleibt es, daß trotzdem ihre Briefe keinen eigentlichen Einblick in Karl Augusts politische Tätigkeit gewähren, nicht einmal Anhaltspunkte bieten, die erkennen lassen, inwieweit sie selbst mit den einzelnen Schritten ihres Gemahls, z. B. seinem Eintritt in die preußische Armee, seiner freiwilligen Beteiligung an dem Feldzug in den Niederlanden einverstanden war. Die militärische Rolle des Herzogs hielt ihn bald in seiner öden Garnison Aschersleben, bald bei den „brillanten Szenen" der Manöver und Inspektionen seiner Residenz fern. In Aschersleben besuchte ihn die Herzogin in Begleitung Goethes einmal, damit eine von ihr schon lange gewünschte Reise in den Harz verbindend. Sie berichtet über diesen Ausflug am 9. Oktober 1789 in einem ihrer liebenswürdigen Briefe an Frau von Stein:

„Erst gestern bin ich von Aschersleben zurückgekommen. Bei meiner Ankunft fand ich Ihren Brief, der mir Freude und Schmerz gemacht hat. Bin ich denn so nachlässig und unbeständig, daß Sie mich einer Veränderung gegen Sie fähig halten können? Entfernen Sie diese Vorstellung aus Ihrem Herzen; denn ich habe sie nicht verdient. Sie lieben mich, meine teure Stein, gewiß so sehr, wie ich Sie stets geliebt habe. Goethe hat deshalb allein die Reise mit mir gemacht, weil der Herzog es wollte, und weil für eine größere Gesellschaft in Aschersleben kein Raum war. Ich könnte nicht sagen, daß ich mich dort unendlich vergnügt hätte; denn eine Garnison ist nicht die angenehmste Unterhaltung, und das Wetter war meist so schlecht, daß ich nicht viel aus dem Hause kommen konnte. Aber ich habe doch den Zweck meiner Reise erreicht, den Roßtrapp zu besuchen, einen der erhabensten und außerordentlichsten und von dem übrigen Menschengeschlecht entfernten Winkel der Gegend ..."

Wenn „seine Stellung in der preußischen Armee, der Fürstenbund dem Herzog Gelegenheit gaben, persönliche Werte

zu äußern", so sah die Herzogin doch nicht immer mit wohlwollendem Auge auf die mit seiner militärischen Karriere verbundenen langen Abwesenheiten. Ja, sie trat wohl auch mit entschiedener Mißbilligung der allzu strengen Handhabung militärischer Ordnung entgegen. So berichtet Schiller an Körner, sie habe einmal, als ein Major eines höchst unbedeutenden Fehltritts wegen einen Husaren durch fünfundsiebenzig Prügel mit der Klinge zu Schanden richten ließ, sich geweigert, in der Begleitung dieses Mannes dem Herzog entgegenzufahren. Allein die Gefahren, denen ihn seine kriegerischen Expeditionen aussetzten, brachten doch ihrerseits eine Anteilnahme an den ihn betreffenden Erlebnissen zu stande, wie sie diese den mutwilligen Abenteuern gegenüber, durch die Karl August in den Jahren des Sturmes und Dranges sein Leben zu gefährden liebte, nie hatte empfinden können. Und ihre persönliche Sorge um ihn wurde vertieft durch die Teilnahme, mit der sie ihre Umgebung, das ganze Land in solchen Zeiten die Gestalt seines Fürsten umgeben sah.

Im Sommer des Jahres 1792 zog der Herzog, dem Goethe später nachfolgte, als preußischer General mit seinem Regiment an den Rhein, um an den Feldzügen gegen das Heer der französischen Republik teilzunehmen. Diesmal ergriff er das Schwert für eine Sache, die Louisens vollste Sympathien besaß. Stand sie doch von vornherein, im Widerspruch zu manchen der großen Geister Weimars, die wie Wieland, Herder und Knebel die Revolution als eine Befreiungstat menschlicher Vernunft feierten, auf der Seite des Legitimitätsprinzipes. Ihre Auffassung kommt in den während des Verlaufes dieses Sommers an Frau von Stein gerichteten Briefen zu einem lebhaften Ausdruck. Am 3. September 1792 schreibt sie ihr: „Fischenich sprach mit vielem Sinn und Verstand über die französische Revolution, aber Knebel würde gewiß mit seinem Urteil sehr unzufrieden gewesen sein und gefunden haben, daß er beschränkt urteilte. Herder (der eben aus Aachen zurückgekehrt war) hat mich eben verlassen. Er schien übler Laune zu sein und noch Groll besonders gegen die Könige zu haben. Er

behauptet, das Manifest des Herzogs von Braunschweig habe zum Teil die schrecklichen Szenen in Paris veranlaßt, aber hierin, wie auch oft in anderen Dingen, täuscht er sich. . . . Ich habe noch keine Briefe vom Herzog, auf die ich mit Ungeduld warte. Nach der gestrigen Zeitung ist nichts Bedeutendes bei unseren Freunden und in Paris geschehen." Eine Woche später fährt sie nach Mitteilung der Empörung, die die Siege der vereinigten Armeen bei Thionville und Verdun in der Nationalversammlung hervorgerufen habe, fort: „Ich habe noch keine Nachricht vom Herzog und weiß von nichts, ich fange an mich zu beunruhigen und fürchte, daß er krank ist; wenn doch nur Goethe schriebe, der jetzt bei ihm sein muß. . . . Ich finde es sehr recht von Ihrem Pfarrer, daß er für die königliche Familie von Frankreich betet. Herder würde es nicht tun." Am 17. September kann sie der Freundin endlich vom Empfang eines Briefes des Herzogs berichten, der sich wohl befinde und zufrieden scheine. Karl Augusts Schreiben mag ihr den Verlauf seiner ersten, siegreichen Waffentat, des Gefechtes bei Fontoy geschildert haben; sie teilt Einzelheiten desselben mit und bemerkt dann überaus charakteristisch: „Der Herzog berichtet mir, daß die Franzosen so schlecht verteidigt gewesen, daß sie ihm Mitleid erregt, und er sechs bis acht von ihnen, welche die Husaren töten wollten, gerettet und gefangengenommen habe. Das macht mir Vergnügen und beweist mir von neuem, daß er von Natur nicht hart ist und sich nur zwingt, es zu sein." Die nach Weimar gelangenden Nachrichten vom Kriegsschauplatz werden ihre Besorgnisse um den Herzog noch gesteigert haben.

Die anschauliche Schilderung eines Augenzeugen mochte der im Dezember zurückkehrende Goethe der Herzogin von der miterlebten Kampagne gemacht haben. Allein sie selbst sollte im folgenden Winter den Mittelpunkt des Kriegstheaters mit eigenen Augen sehen. Karl August, der sich gegen seinen Wunsch nicht von dem Schauplatz der militärischen Operationen entfernen konnte, machte ihr, als er im Dezember 1792 in Frankfurt, wo sich die fürstlichen Heerführer sammelten,

sein Winterquartier bezogen hatte, den Vorschlag, sich dorthin zu begeben, um einige Wochen vereint mit ihm zu verbringen. „Ich denke, sie wird bald anlangen, ich freue mich sehr auf sie," schrieb er Goethe, als er ihm von diesem Plan erzählte.

In der Tat verbrachte die Herzogin Louise einige Wochen von Mitte Januar bis Anfang März 1793 im Hauptquartier der Verbündeten, wo sie trotz der Winterreise glücklich anlangte, und Karl August fand sie „zu seinem großen Troste, viel gesünder, munterer und stärker als er es hoffen durfte". Während ihres Aufenthaltes hatte sie Gelegenheit, da der König von Preußen, die preußischen Prinzen und andere Fürstlichkeiten den Winter über in Frankfurt weilten, die leitenden Persönlichkeiten dieser Kriegsepoche zu begrüßen und sich ein Urteil über sie zu bilden. Nach diesem Winterlager, dem die in der Ferne hin und wieder hörbar werdenden Kanonenschüsse ein kriegerisches Gepräge gaben, entbietet Louise den in der Nähe garnisonierenden Bruder, um, wie sie scherzhaft meint, seine Schwester, die Herzogin von Sachsen, „die Frau eines Offiziers spielen zu sehen".

Indessen ging diese Rolle wohl bald in dem geselligen Treiben, dessen Mittelpunkt die Fürstin bildete, verloren. Karl August selbst empfand ihre Gegenwart „höchst nötig für sich", sie versüßte ihm nicht nur die äußerst bittere Zeit, die er da zubrachte, „sie gab ihm auch Gelegenheit, die merkwürdigsten Leute seiner Welt auf eine anständige Art um sich zu versammeln und so durch nützliche Gespräche die Lähmung seiner Existenz zu mindern", als die er die damaligen politischen und militärischen Verhältnisse empfand.

Für Louise selbst bedeutete diese Reise ins Kriegslager aber zugleich eine Rückkehr zu heimatlichen Gefilden, ein Wiederaufleben naher verwandtschaftlicher Beziehungen. War das Verhältnis zu ihrem Vater immer gleich kühl geblieben, so daß sie seinen 1790 erfolgten Tod nur als ein langerwartetes Ereignis bezeichnet, so fand sie nun bei ihrem Besuch in Darmstadt ihren älteren Bruder, Ludwig, an seine Stelle getreten. In Mannheim hatte sie eine Zusammenkunft mit ihrer

Schwester Amalie, der Erbprinzessin von Baden, und in Homburg suchte sie ihre älteste Schwester auf, die dort in sehr glücklicher Ehe mit zahlreichen, blühenden Kindern lebte. Der Landgraf, ihr Schwager „le vieux de la montagne", wie er sich selbst zu nennen pflegte und unter dieser Bezeichnung auch in ihren Briefen häufig Erwähnung findet, war Louise mit seinen geistigen Interessen, seinem amüsanten Humor und seiner liebenswürdigen Art sich zu geben eine sehr sympathische Persönlichkeit. So konnte sie, nach dem Wiedersehen mit den Gliedern ihrer Familie nach Weimar an ihren häuslichen Herd zurückgekehrt, dem Bruder voller Befriedigung schreiben, „sie denke noch mit Vergnügen an den Aufenthalt in Frankfurt und im Schoße ihrer Familie, wenn auch," wie sie neckend hinzufügt, „ein gewisser Jemand sich nur sehr langsam beeilt habe, sie aufzusuchen."

Mit erneutem persönlichen Interesse verfolgt sie nun in ihren Briefen die Vorgänge auf dem Kriegstheater und die militärischen Erlebnisse ihres Gemahls, der sich in seiner Karriere durch eine ihm vom Könige zugefügte Zurücksetzung mit Recht tief gekränkt fühlte. Und noch eine andere Wirkung läßt dieser Aufenthalt erkennen, wie Karl August damals an Knebel schrieb: „Wer diese Nation der Franzosen in der Nähe sieht, muß einen wahren Ekel für sie fassen; sie sind alle sehr unterrichtet, aber jede Spur eines moralischen Gefühls ist bei ihnen ausgelöscht," so mag auch die Herzogin einen ähnlichen Eindruck dort im Verkehr mit den bei der Armee weilenden Vertretern dieser Nation empfangen haben. Ein tiefer, mitunter flammender Haß, der sich durch die Ereignisse im Verlaufe der letzten Jahre, vor allem durch die Hinrichtung der Königin bis zum Abscheu steigern sollte, atmet aus allen ihren Briefen. Trotz der Freude aber an den Erfolgen der Verbündeten preßt ihr die Sorge um die Ihrigen — Gemahl, Schwager, zwei ihrer Brüder standen bei den verschiedenen Abteilungen der Armee dem Feinde gegenüber — den Wunsch aus, ein Friedensengel möge auf die Erde kommen, um dem Kampf ein Ende zu machen. Und aus der sie umgebenden friedlichen

Frühlingsstimmung heraus wünscht sie einmal den Herzog und ihren Lieblingsbruder zu sich, damit sie sich mit ihr an dem Garten, der jetzt in seiner größten Schönheit sei, erfreuen könnten.

Schmerzlich noch sollte sie gerade im Verlaufe dieses Sommers erfahren, „was für ein übles Ding der Krieg sei"; Gefechte und Überfälle, die sich an die Belagerung von Mainz knüpften, führten den Herzog, der sich als ebenso umsichtiger wie kühner Militär erwies, mit seinem Regiment wiederholt ins Feuer. Goethe, der die Belagerung von Mainz an der Seite Karl Augusts erlebte, mag der Herzogin seine Eindrücke von diesem Kriegshandwerke geschildert haben. Louise antwortete ihm am 23. Juli 1793: „Es war mir sehr angenehm, einen Brief von Ihnen zu erhalten, denn Ihr Andenken ist mir immer wert. Ich beneide Ihnen den traurigen Anblick nicht, den Sie bei der Belagerung von Mainz vor Augen haben. Auch Ihretwegen wünsche ich eine baldige Übergabe der Stadt, denn dieser Anblick, wie Sie selbst bemerken, muß einem bloßen Zuschauer noch entsetzlicher sein, als jedem anderen, der bei dem Vorgang etwas zu tun und zu wirken hat . . ."

Nach der Einnahme der Stadt nahm dann Karl August, dem Herzog von Braunschweig zugeteilt, an den Kämpfen von Pirmasens und Landau tätigen Anteil. Blieb er auch persönlich wohlbehalten, so wirkte doch die Weiterentwicklung der politischen und militärischen Verhältnisse tief verstimmend auf ihn ein. Indessen die harte Wirklichkeit des Krieges und seiner Gefahren sollte der Fürstin noch näher treten. Als Anfang September der einzige Bruder des Herzogs, Prinz Konstantin, zu Wiebelskirchen im Hauptquartier des Generals von Kalckreuth einem typhösen Fieber erlag, fiel Louisen die Aufgabe zu, die Trauerkunde der Herzogin Anna Amalie mitzuteilen. Als treuer Freund stand ihr auch diesmal wieder Goethe zur Seite, dem es Karl August in schönem Kindesgefühl ans Herz legt: „alle Kräfte anzuspannen, um seine Mutter zu unterstützen". —

„Dieser Tod hat uns alle tief erschüttert," schreibt die Herzogin dem Bruder; habe sich doch eigentlich niemand Gedanken um den Prinzen gemacht, da alle Wünsche und Sorgen dem Herzog galten; man habe von seiner Krankheit bis zur plötzlichen Todesnachricht nichts gewußt. Auch ihm, dem Prinzen Christian, werde es um den armen Jungen leid tun. „Gott wolle nur den Bruder bewahren und dem Krieg ein Ziel setzen und damit auch meiner Sorge um ihn und um Euch ein Ende machen," schließt sie bekümmert.

Auch in Holland, wo sich Landgraf Christian befand, kam es zu heftigen Kämpfen; in der Schlacht bei Hondscote am 6. September erhielt dieser einen Schuß durch den Arm, und in dem Brief, der ihm Louisens Teilnahme an seiner Verwundung ausspricht, teilt sie ihm mit, daß der Herzog bei Pirmasens einem der heißesten Gefechte beigewohnt habe. Und nicht minder rühmlich kann sie von ihrem anderen Bruder an Frau von Stein berichten: „Ich habe endlich Nachricht über meinen Bruder Friedrich erhalten. Er hat sich während des Aufstandes wacker gehalten. Er war es, der mit einer Kompanie seines Regiments das Zimmer des Stadthauses verteidigte, in welchem die Urkunden liegen und es rettete." Ließen solche Waffentaten die Herzogin mit berechtigtem Stolz auf die Ihrigen blicken, so mehrten sie aber auch ihre Sorge. Vor allem teilte sie die Verstimmung des Gemahls, der dem König von Preußen sein Abschiedsgesuch eingereicht hatte und für einige Zeit in sein Land zurückkehren zu können hoffte. Erst die glückliche Rückkehr Karl Augusts — er traf am 16. Dezember, nur von seiner Gemahlin erwartet, wieder in Weimar ein — löste die Spannung ihrer Besorgnisse. Um einen festlichen Empfang zu vermeiden, hatte er die Zeit seiner Rückkehr geheim gehalten. Doch ließ es sich die Bürgerschaft nicht nehmen, nachträglich ihre Freude darüber, den Fürsten wohlbehalten wieder in ihrer Mitte zu sehen, durch festliche Veranstaltungen zu bezeigen. Noch war indes Karl August nicht endgültig aus seinem preußischen Militärverhältnis ausgeschieden und schien, wie aus dem untenstehenden Brief der

Herzogin hervorgeht, auch nicht gesonnen, auf eine weitere Teilnahme an den politisch-kriegerischen Aktionen zu verzichten. Sie schreibt am 4. Januar 1794 in einem Brief, dem zugleich der darin enthaltene launige Bericht über den Aufenthalt der Prinzessin Louise, die als Braut zu ihrer Hochzeit nach Berlin reiste, noch ein besonderes Interesse verleiht:

„Le duc est arrivé il y a à peu près trois semaines sain et sauf. Vous sentez bien que son arrivée a fait générale sensation, qu'il fut reçu à bras ouvert, couvert d'applaudissements et de félicitations. Mais ne vous imaginez pas, qu'il compte rester ici; point du tout il veut cueillir de nouveaux lauriers et en être couvert jusqu'au bout du nez. Vous sentez bien que lorsqu'on voit qu'on a pris son parti il vaut mieux se taire, et ne point jeter ses paroles au vent ni fatiguer sa langue. L'année a humblement fini, Dieu veuille, qu'elle commence mieux . . . Le Roi des Prussiens écrit une lettre très-jolie et très-flatteuse à son Général-Major et voilà tout, point d'avancement. Je me suis acquittée de votre commission pour le Duc, qui vous donne l'accolade pour trois fois et que je forcerai à vous écrire au premier jour. Vous sentez bien, que tout comme les autres je serai bien affligée de le voir repartir à la fin de février et d'avoir de nouvelles inquiétudes.

Le 6 (fortgesetzt). Ma lettre n'étant point partie j'y ajouterai quelques mots. Les Princesses de Mecklenbourg avec leur Grand-mère, père et frère ont passé, il y a à peu près trois semaines, chez nous en allant à Berlin et ont pris un déjeûner dînatoire dans la grande Salle entourées d'une cour nombreuse et à la vue d'un peuple immense rassemblé sur la galerie pour jouir de ce beau et imposant coup d'oeil. La princesse Louise m'a parue très-jolie, la soeur beaucoup moins, leur père était d'assez mauvaise humeur, mais leur mère-grande rayonnait comme un soleil. Les nouvelles de l'armée ne sont pas consolantes. Dieu veuille enfin vaincre ses Sans-Culottes et avoir pitié des honnêtes gens! Qu'il est malheureux de ne plus pouvoir compter sur des miracles dans ce monde. Le Ciel sait ce qui sera encore de nous si les choses continuent ainsi. Le duc très-affecté aussi de tout ceci me charge de vous dire, qu'il est de trop mauvaise humeur pour pouvoir vous écrire."

Die Befürchtungen der Herzogin, den Gemahl aufs neue in den Krieg ziehen zu sehen, sollten sich nicht verwirklichen.

Er hatte in einem seine Leistungen anerkennenden Handschreiben vom 5. Februar vom König von Preußen die Annahme seines Entlassungsgesuches erhalten. Gleichwohl blieb doch ihr Interesse ebenso wie das Karl Augusts unausgesetzt den Vorgängen im Westen Deutschlands zugewandt, vor allem dem holländischen Kriegsschauplatz. Dort kämpfte der Landgraf Christian bis zum Ende der Statthalterschaft auf Seite der Oranier und begleitete diese Familie dann nach England, als der Baseler Friedensschluß zwischen Frankreich und Preußen Holland der Republik überließ. Über die politische Lage schrieb ihm die Herzogin damals in scharfsichtiger Beurteilung der momentanen Ereignisse und ihrer Folgen (25. April 1795):

„Je ne vous dirai rien des malheurs du temps, dont vous avez aussi votre part. Voilà donc la paix faite entre la France et la Prusse. Il faudra voir si l'Allemagne se trouvera bien dans cette Alliance et s'il ne s'en suive pas une surprise dans l'empire, qui y amènera de nouvelles confusions. Je ne peux encore me rejouir, mais bien craindre de nouveaux embaras. Peut-être que je me trompe et Dieu le veuille . . ."

Doch nicht immer ist der Ton ihrer Briefe so düster gestimmt; sogar die „gehaßte Republik der Narren" mit ihren Institutionen wird dem Bruder gegenüber, der sich neckend als Freigeist aufgespielt haben mochte, zum Gegenstand ihres Spottes.

„Weimar, ce 12ième Septembre 1792. L'an quatrième de la liberté!
Charmant homme libre, commencez par jeter les yeux sur le cachet avec lequel j'ai fermé cette lettre; faites le signe de la croix et entendez son histoire. Vous vous rappelez, qu'il y a quelques mois que vous me conseillâtes (j'ignore si le terme est bon et juste) de changer mes armes, que vous trouviez trop gothique. Je fus frappée de cette remarque, me cassai la tête à force d'y chercher une idée neuve et libre pour un cachet et en parlant un jour en société, la Duchesse (Anna Amalie), qui y était me dit, qu'elle voulait vous en faire graver un et vous en faire la galanterie. Donc le cachet avec lequel j'ai fermé cette lettre vous appartient et je le ferai partir avec le premier chariot de poste. La Duchesse vous en fait cadeau, espérant que vous l'acceptez avec bonté, ce que je

lui ai déjà assuré en avance. Regardez le bien et avouez, qu'il est ingénieux ce bonnet de la liberté avec sa cocarde placée le plus légèrement et lestement du monde sur la corne de cette chimère, qui est telle que les Anciens ou les Vieux la représentaient. A présent il ne vous reste autre chose à faire que de vous jeter dans votre fauteuil prendre la plume à la main et d'écrire la plus jolie lettre du monde à la Duchesse. Mais avant cela remarquez encore que l'ouvrage de ce cachet est réellement beau, et qui hausse son prix est qu'il est fait par un de nos jeunes artistes . . . Est-il donc bien vrai que l'homme libre est devenu Husard? Je ne peux le croire, car il n'est pas assez vif et trop grand, n'a pas la jambe assez belle et trop peu de barbe pour avoir une moustache, donc il ne sera pas un Husard dans toute la force du terme . . ."

Im Sommer 1794 hatte das herzogliche Paar einen längeren Aufenthalt in Wilhelmsthal genommen, wo der Verkehr mit den zahlreichen franzöſiſchen Emigranten, die ſich in dem benachbarten Eiſenach niedergelaſſen hatten, manche Anregung bot. Soll doch, wie ein ſpäterer Artikel[1]) im Moniteur andeutet, Karl Auguſt ſein Herz an eine der emigrierten Franzöſinnen verloren haben.

Der indiskrete Moniteur fügt ſeiner Angabe hinzu, die Emigrierten hätten, von dieſer ſchwachen Stelle des Herzogs Vorteil ziehend, Eiſenach und Weimar derartig überſchwemmt, daß infolgedeſſen die Preiſe der Lebensmittel geſtiegen ſeien, und, habe nun der Patriotismus des Herzogs den Sieg über ſeine Leidenſchaft davon getragen oder ſei dieſe ſelbſt erloſchen, man habe nun die Mehrzahl der Emigranten zurückgewieſen.

Wie dem auch ſei, das ſommerliche Landleben in Wilhelmsthal übte einen großen Zauber auf das Herzogspaar aus. Die Herzogin, die ſchon in Weimar auf einen Beſuch ihres Lieblingsbruders gehofft und es nicht hatte erwarten können, „ihn mit der Pfeife im Munde an des Herzogs Kamin oder im Park von ſeinen Erlebniſſen und den Neuigkeiten des Tages reden zu hören", lud ihn ebenſo dringend für den Sommer 1795 nach Wilhelmsthal ein.

---

[1]) 5 Thermidor l'an 6 de la République.

Auch dieser schwesterlichen Einladung widerstand der Prinz. Und nun ließ das herzogliche Paar gemeinsam einen Brief an ihn ergehen, in dem sich ihre Persönlichkeiten, lebensvoll wie auf einem Momentbild, von dem Hintergrund ihres idyllischen Stillebens abheben. Man meint die Fürstin vor sich zu sehen, wie sie in einem einfachen Zimmer des Waldschlosses an ihrem Schreibtisch sitzend ihre neckende Anklage gegen den Bruder schleudert:

„Wilhelmsthal, 23 Août 1795. Je suis en colère, mais furieusement en colère parceque vous me traitez comme la dernière des Chiffons de l'Allemagne."

Jetzt nimmt der dazugekommene Gemahl ihr die Feder aus der Hand, um seinerseits seiner Entrüstung in mehr als burschikos-derben Versen Ausdruck zu verleihen:

„Sacre dieu, vilain coquin, si je n'écoutais que mon bouillant courage, chez tes chiens de Bataves, j'irai faire tapage! et mettant promptement tout en dessus-dessous . . . à ces lourds maraboux. Mais non! à mon honneur ce serait une tâche, je me tourne vers toi, qui te tiens comme un lâche dans ces eaux irresolvantes, bon pour un . . . entouré de fripons . . . de gueux, oubliant d'enjamber ce chemin enchanteur, qui menera monsieur au parterre de fleurs joncher sa negligence près d'une bonne dame, qui jouit du bonheur de s'appeler ma femme."

Von der Hand der Herzogin:

„Comment vous plaît cette jolie tirade? au moins la trouvez-vous énergique? J'y ajouterai que son auteur m'a encore chargé de vous dire que vous lui envoyiez 1000 Louis, qu'il en décomptera ce que vous lui devez, et qu'il gardera le reste aussi, parce que tout le monde pillant les Hollandais il voudra avoir sa part de même que les autres. Au lieu de vous enfermer dans ce bain de soufre vous aurez bien mieux fait de venir dans la vallée de Guillaume et de vous y servir des bains de la Ruhl, qui vous auraient fortifié d'une manière à étonner tout le genre humain."

Von der Hand Karl Augusts:

„. . . venez une bonne fois ici, à vos manières on vous croirait ou nouveau marié ou . . . Je veux que vous ne soyez

ni l'un ni l'autre, mais que vous veniez une bonne fois ici baisser l'ergot du Seigneur de ce bois."

Von der Hand der Herzogin:

„Cette lettre est en vérité fort drôle et un galimathias parfait. On m'a dit, que vous rêviez un nouveau réglement pour la nouvelle expédition vers la Hollande, que le Ciel fasse réussir ce projet, c'est tout ce que je désire et qu'en fin de toutes événements, qui sont très-manqués, il en aie du moins un qui réussisse. En vérité on est bien découragé, quand on pense à tout ce qui est arrivé depuis six ans ... Eisenach est plein d'Emigrés Français, dont la société est très-agréable; les pauvres gens, je crains bien, qu'ils ne retourneront jamais dans leur patrie. L'archevêque de Rheims, qui est un de ces émigrés, est un bien digne et respectable homme, qu'on estime d'avantage plus qu'on apprend à le connaître."

III

Gegenſatz der politiſchen Intereſſen des Fürſtenpaares zu dem literariſchen Weimar. Fortgeſetzte Freundſchaft mit Frau von Stein. Louiſens Verhältnis zu ihren Kindern. Herders Anteil an der Erziehung des Erbprinzen. Prinzeß Karoline. Prinz Bernhard

Es iſt für den Zurückſchauenden, der das Weimar des achtzehnten Jahrhunderts immer im Strahlenkranz ſeiner literariſchen Bedeutung erblickt, eine befremdende Erfahrung, aus den Briefen Louiſens herauszuleſen, wie weit gerade in den neunziger Jahren, die man als Höhepunkt dieſer Periode bezeichnen darf, dieſe literariſche Bedeutung ihren politiſchen Intereſſen gegenüber zurückſtand; doch ſah das Fürſtenpaar begreiflicherweiſe dieſe als ſein Lebenselement an. Über die Grenzen ihres kleinen Landes hinaus hielten Karl Auguſt und Louiſe den Blick auf die Vorgänge der Weltbühne gerichtet, um mit ſteigender Spannung die Fortſchritte der von Frankreich ausgehenden Bewegung zu beobachten, deren ſtrudelnde Wellen bereits die feſten Dämme anderer Länder zu unterſpülen begannen.

Die Frage, ob ſich Deutſchland der ſo ſtürmiſch vordringenden franzöſiſchen Nation gegenüber werde behaupten

können, bildet während der ganzen neunziger Jahre den Grundton der politischen Betrachtungen der Herzogin — Karl August wird nicht anders gedacht haben. Mit der Deutschlands aber stand für sie die eigene Existenz auf dem Spiel, und ihr Deutschtum, gerade um ihrer vertieften, persönlichen Auffassung von den hohen Aufgaben des Fürstenberufes willen' in allen Adern mit seiner deutschen Vergangenheit verwachsen und verwurzelt, konnte sich nicht mit dem geistigen Weltbürgertum abfinden, das in veränderten Kulturbedingungen über jede nationale Abgrenzung hinaus einen Fortschritt der Menschheit feierte.

Liegen hier die Elemente, die das Fürstenpaar einander näher bringen sollten, so bezeichnet diese vaterländische Gesinnung, die Ablehnung der von Frankreich ausgehenden Freiheits- und Gleichheitstheorien doch auch eine feine Trennungslinie, die den Hof jetzt eine andere Stellung zu den Vertretern der Geisteswelt um sie her einnehmen ließ als in den siebziger und achtziger Jahren. Die beiderseitigen Interessenkreise, die sich damals mehr oder weniger deckten, hatten jetzt aufgehört dieselben zu sein. Dem Fürstenpaar am nächsten stand auch jetzt Goethe; seine politisch inspirierten, dichterischen Werke dieser Jahre lassen in der Behandlung des Revolutionsgedankens erkennen, wie nahe seine Auffassung mit der Karl Augusts und Louisens übereinstimmte. Doch gerade aus seinen Briefen erhellt der Kontrast des Einst und Jetzt am deutlichsten. Einst spiegelten sie jedes innere und äußere Erlebnis des Hofes wieder, jetzt äußert sich der in der Welt der Wissenschaften Lebende in ihnen um vieles zeremonieller und objektiver dem fürstlichen Freunde gegenüber.

Mit welcher Bitterkeit, die auch ihr Gerechtigkeitssinn nicht ganz ausgleichen konnte, Herders Parteinahme für die Revolution die Herzogin erfüllte, haben wir oben gesehen. Um ihr in den Briefen an Frau von Stein geäußertes, auch in denen an den Bruder sich wiederholendes, hartes Urteil über die von den Weimarer Schöngeistern vertretenen politischen Ansichten zu verstehen, ist eben ihre andersartige, von

ihrer Stellung als Fürstin ausgehende, trefflich geschulte politische Bildung in Betracht zu ziehen. „Es war nicht etwa die Anhänglichkeit an das Konventionelle, welche die Herzogin von dieser Glanzphrase und prahlerischen Verkündigung abwendete," so urteilt der Kanzler von Müller in seinem Nekrolog der Fürstin, „sondern ein sicherer Takt und politische Divinationsgabe, es könne da, wo die Grundsuppe aufgerührt werde, nur Schmutz und Blut aufschäumen."

Je mehr politische Parteinahme die Geister sich entfremden ließ, um so wärmer hielt die Herzogin an der mit Frau von Stein geschlossenen Freundschaft fest. Ein schönes Zeugnis dafür bilden die zu Anfang der neunziger Jahre an sie gerichteten Briefe, in denen sich die Herzogin von einer, bei ihr selten zur Aussprache kommenden Wärme des Gefühls erweist. So schreibt sie ihr unter anderem am 5. August 1793: „Nennen Sie mir ein Mittel, daß ich Sie weniger liebe; denn vor närrischer Liebe quäle und beunruhige ich Sie. Ich weiß, daß ich Ihnen oft wunderlich und seltsam erscheinen muß, aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß dieses sich ändern wird, und daß, wenn mit Ihrer Ankunft (aus Kochberg) mein Mißtrauen verschwunden ist, ich mich gegen Sie ausgesprochen und ich Ihnen einmal alles, was ich auf dem Herzen habe, gesagt habe, ich ganz geheilt sein werde. Unterdessen entschuldigen Sie meine Griesgrämigkeit mit der Freundschaft zu Ihnen; denn liebte ich Sie nicht so wie ich's tue, dann wäre es mir gleichgültig, ob Sie mich liebten oder nicht. Sie sind mir die liebste meiner Freundinnen, nie habe ich jemand so geliebt wie Sie, noch werde ich es tun."

Wie herzlich weiß sie ein andermal (19. August 1793) Frau von Steins Hinweis auf die Verschiedenheit ihres Alters als Hinderungsgrund ihrer Freundschaft zu entkräften: „... Sie sprechen in Ihrem letzten Briefe wieder von der Verschiedenheit unseres Alters, aber diese ist doch nicht so groß, daß sie ein Hindernis der Freundschaft sein könnte. Wäre ich noch mißtrauisch, was ich nicht mehr bin, so würde ich glauben, dies sei nur ein Vorwand, dessen Sie sich bedienen, um mich nicht

mehr zu lieben; denn es scheint mir, daß, wenn man wahrhaft liebt, weder Alter noch Gesundheit ein Hindernis der Freundschaft sei. Dies ist wenigstens meine Vorstellung davon. Der Moniteur kommt nicht mehr und ich fange an zu glauben, daß wir ihn gar nicht mehr erhalten werden. Man kann nur glauben, daß die Königin hingerichtet ist, da sie durch das revolutionäre Gericht verurteilt werden mußte. Unsere schönen Geister finden es übel, daß man die Klubisten in Mainz angeklagt hat und sie bestrafen will. Als ob diese Schufte das Vorrecht hätten, ungestraft Verbrechen zu begehen . . ."

Ein Andenken dieser Freundschaft bildet das schöne, heute im Besitz der gräflich Henckelschen Familie (Nachkommen von Frau von Stein) befindliche Porträt der Herzogin, das sie bei Tischbein für diese, ihre beste Freundin malen ließ. „Der Herzogin ihr Porträt ziert nun mein Kabinett," schreibt diese an ihren Sohn Fritz, „aber der allzu prächtige Rahmen daran schlägt meine übrigen Möbel tot."

Indes auch dies schöne Freundschaftsverhältnis, das sich aus allen konventionellen Hüllen heraus zu einer Blüte rein menschlicher Beziehungen entwickelt hatte, sollte ein Mißklang trüben. Fritz von Stein war vom Herzog und der Herzogin, unter deren Augen er aufgewachsen war, mit einem den Wünschen des begabten jungen Mannes in jeder Richtung entgegenkommenden Wohlwollen in seiner Ausbildung für den von ihm eingeschlagenen Lebensweg gefördert worden. Es schien natürlich, daß sie in ihm, der sich die höhere Beamtenkarriere erwählt hatte und den sie durch geplante gemeinschaftliche Reisen dem heranwachsenden Thronerben zu attachieren suchten, einen späteren Diener des weimarischen Staates zu erblicken wünschten. Allein Fritz von Stein fühlte sich bald von einem weiteren Wirkungskreis, als ihn der kleine Staat zu bieten vermochte, angezogen und suchte durch die Fürsprache seiner Mutter, durch die Vermittlung Goethes vom Herzog die Erlaubnis zum Austritt aus weimarischem Staatsdienst zu erlangen, um als preußischer Beamter einen seinen Neigungen entsprechende Anstellung zu erhalten. Karl August vermochte

nicht, ihn gegen seinen Willen zu halten und ließ ihn, obwohl erzürnt, ziehen. Auch Louise mißbilligte dies Verhalten des Sohnes ihrer Freundin, und ihre Verstimmung mußte noch steigen, da sie aus seiner Handlungsweise herausfühlte, er sei in preußische Dienste gegangen, weil er es nicht der Mühe wert halte, einem so kleinen Herrn, als es der Herzog von Weimar sei, zu dienen[1]). Ihr Wahrheitsgefühl, das sich hin und wieder in schonungsloser Aussprache äußerte, führte eine solche Aussprache Frau von Stein gegenüber herauf und ließ sie ihr heftige Vorwürfe über das Betragen des Sohnes machen. Indessen rühmt Frau von Stein selber, es sei schön von der Herzogin, daß sie es nicht nachtrage, wenn man ihr unrecht gebe; bald stellte sich denn auch das frühere herzliche Freundschaftsverhältnis wieder her und wir sehen die Herzogin Frau von Stein bei allen Gelegenheiten die Stelle der ihr nahestehenden Vertrauten einräumen. Besonders aber auch, wo es sich um Besuche ihrer fürstlichen Verwandten handelte, die sie zu feierlicher Visite oder zum behaglichen Tee unter dem Birnbaum vor ihrem Haus zu ihr zu bringen liebte.

Barg ihr Eheleben schwere innere Kämpfe, so stellt uns eine andere Seite ihres Familienlebens Widersprüchen innerhalb ihrer eigenen Individualität gegenüber, die sich, im letzten Grunde auf den unendlich feinen Nüancen des Aufeinanderwirkens der Naturen beruhend, der Erklärung und Auflösung entziehen. Es ist dies das Verhältnis der Fürstin zu ihren Kindern.

Von der Geburt ihrer Kinder erhoffte Louise in den ersten Jahren ihrer Ehe das Glück und Heil ihres Lebens, und es hatte den Anschein, als ob die Erfüllung jenes Wunsches eine neue beglückende Kraft in ihr Leben hineintragen müsse. Ein trübes Geschick ließ sie nur drei von ihren sieben Kindern aufwachsen sehen. Hätte man nicht eben darum erwarten dürfen, der ganze, in so mancher Beziehung zurückgestaute Strom ihrer Liebesfähigkeit werde sich nun auf diese übertragen, ihr

[1]) Vergl. Goethe-Jahrbuch Bd. IX S. 156 u. ff. A. Stern, Briefwechsel von Friedrich von Stein und A. Zerrleder.

Herz, nicht ihre Pflicht, müsse das Verhältnis zu ihnen regeln? Allein eigentümlicherweise treten ihre Kinder in ihrem Leben nur wenig hervor. Louisens Briefe atmen nirgends das befriedigte Mutterglück, das die der Königin Louise ausstrahlen. Und wenn sie auch den Kleinen im persönlichen Verkehr vielleicht dieselbe Zärtlichkeit angedeihen lassen mochte, die sie später ihren Enkelkindern entgegenbrachte, so finden sich doch in ihren Briefen nur selten Bemerkungen über sie. Es ist, als mische sich in ihr Mutterempfinden schon frühe ein bedrückendes Gefühl ihrer fürstlichen Verantwortlichkeit für die spätere Entwicklung ihrer Kinder. So liegt gewiß das Hauptmoment dieses Verhältnisses weniger auf der Gefühlsseite als in dem Pflichtbegriff, der die Richtschnur für die Maßnahmen ihrer Erziehung bildete. Dazu kommt auch für ihre Familienbeziehungen jene so überaus charakteristische Seite der Herzogin: das klare, scharfe Urteil, das ihr für ihre Angehörigen niemals eine rosig färbende Brille gestattet. So steht sie auch ihren Kindern schon bald mit Anforderungen und mit Kritik gegenüber.

Von vornherein war selbstverständlich die Erziehung des Sohnes während der ersten Lebensjahre ihren mütterlichen Händen anvertraut; überdies ließen gerade während jener Zeit Karl Augusts längere Abwesenheiten ihren Einfluß in den Vordergrund treten. In diesem Sinne ist Karl Friedrich, den man des öfteren als ihren vorgezogenen Liebling hingestellt hat, als das Kind zu bezeichnen, an dessen Erziehung sie den hervorragendsten Anteil genommen hat. Daß die Fürstin in allen ihren darauf bezüglichen Maßnahmen im vollsten Einverständnis mit ihrem Gemahl handelte, bedarf keiner Erwähnung. Nicht nur das herzogliche Elternpaar wandte der Ausbildung des Prinzen Karl Friedrich seine größte Sorgfalt zu, auch Goethe und Herder fanden sich in diese Aufgabe hineingezogen. Die Erziehung des Sohnes Karl Augusts und Louisens unter der Mitwirkung dieser beiden Männer darf wohl ein besonderes Interesse beanspruchen, bildet sie doch den Versuch, die erzieherischen Theorien, mit denen sich Goethe wie Herder eingehend beschäftigt hatten, in eine Wirklichkeit

umzusetzen, auch mußte sich ja für sie an die Gestalt des dereinstigen Thronerben die Hoffnung knüpfen, den geistigen Besitz der Gegenwart einem Geschlecht der Zukunft zu übermitteln.

Die Natur Karl Friedrichs ließ schon früh einen unverkennbaren Gegensatz zu den geistes- und willensstarken Individualitäten seiner Eltern erkennen. Er neigte nach Herders Zeugnis zu einem träumerischen, sich in Einbildungen verlierenden Wesen, und zeigte ebensowenig Verständnis für die Wirklichkeit, wie Kraft für energische Willensbetätigung. Diesem Hang zum Abschweifen entgegenzuarbeiten, ihm das Verständnis der Wirklichkeit zu erschließen und ihm zu helfen, eine für seine spätere Stellung doppelt hinderliche Schüchternheit und Scheu vor Menschen abzulegen, mußten Hauptaufgaben seiner Erziehung sein.

Leider bieten die Mitteilungen Goethes nur knappe Anhaltspunkte für die von ihm doch sicherlich den Eltern gegenüber ausgesprochenen erzieherischen Grundsätze, die sich für ihn wie für Herder aus der Natur des Prinzen ergaben. Wenn er den kleinen Prinzen gern auf Ausflügen nach Jena oder einmal mit August Herder nach Wilhelmsthal mit sich nahm, und, „weil es der Kleine zu wünschen schien", eine Zeitlang mit ihm nach Belvedere zog, so lassen die in seinen Briefen ausgesprochenen Beobachtungen erkennen, wie er bei solchen Gelegenheiten darauf ausging, in dem Kinde nach allen Richtungen hin den Sinn für die Wirklichkeit zu wecken. Eine Aufgabe anderer Art war Herder zugewiesen, den das herzogliche Paar mit der Oberaufsicht über die Ausbildung Karl Friedrichs betraut hatte. Schon vor seiner Abreise nach Italien hatte Herder den damals Fünfjährigen geprüft und die Grundlinien für seinen Lernplan aufgestellt.

In einer Reihe von Briefen, die sich auf die Jahre 1788—99, den Zeitpunkt der Konfirmation des Prinzen, verteilen, berichtet Herder der Herzogin über die bei der Erziehung des Prinzen zu berücksichtigenden Gesichtspunkte, über die in Bezug auf die Person der Lehrenden und die Wahl der ein-

zelnen Lehrfächer zu treffenden Entscheidungen. Diese uns erhaltenen Schreiben liefern in ihren eingehenden pädagogischen Erwägungen einen wertvollen Beitrag für die Beurteilung Herders als Erzieher. Sie bilden zugleich ein schönes Zeugnis für den pflichtbewußten Sinn, in dem die fürstlichen Eltern, vor allem aber die Mutter, die geistige wie die Charakterentwicklung ihres Sohnes zu fördern und zu festigen suchten, indem sie, so weit es angängig, Herders aufrichtiger, durch keine Schmeichelei verzerrter Meinung Rücksicht trugen. Welche Ansprüche man an die Lernkraft des kleinen Prinzen stellte, erhellt aus Herders erstem, vom 4. August 1788 datierten, im Großherzoglichen Hausarchiv befindlichen Brief.

„Durchlauchtigste Herzogin, gnädigste Fürstin!

Euer Herzogl. Durchlaucht machten mir den gnädigsten Auftrag, die Stunden des Prinzen fernerhin zu regulieren. Ich habe ihn also vorigen Sonnabend besucht und durch alle Arbeiten, die Schäfer (einer der Gymnasiallehrer, der, wie es scheint, auf Empfehlung Herders den Unterricht des Prinzen in einzelnen Fächern übernommen hatte) mit ihm hat, ein kleines Verhör angestellt, wovon ich jetzt Euer Durchlaucht treue und wahre Rechenschaft ablegen, und sodann hinzufügen will, was mir für die Folge gut und nötig scheint. Allgemein habe ich das bestätigt gefunden, was E. D. schon voraus wußten, nämlich, daß die gute Seele des Prinzen an Schäfer einen so guten Menschen gefunden hat, daß ich dies wirklich für ein Glück seines Lebens erkenne. Es ist eine Freude, die gute Methode zu sehen, die er mit ihm hat, und die zarte Art, wie er mit dem Prinzen umgeht. Auch hat dieser in seinen Stunden unglaublich viel gelernt. Er liest sehr gut, obwohl hie und da etwas flüchtig; ich habe aus den Fischeridyllen mit lateinischen Buchstaben ihn eine Geschichte lesen lassen, in der die schwersten Worte vorkommen, die er alle sehr gut zu trennen weiß und immer doch im Verstand des Stückes bleibt. Er hat ein zartes, schönes Organ im Lesen, was mich sehr freut, und einen leichten Überblick der Sachen und Worte. Da seine Einbildungskraft lebhaft und etwas umherschweifend ist, habe ich Schäfern angeraten, künftig kleine Geschichten, Biographien u. s. w. mit ihm zu lesen, und den Prinzen nachher erzählen zu lassen, was er gelesen habe. Er hat neulich eine hübsche Probe gemacht, weil er aber gerne herumvagiert und anders erzählt als er's weiß, weil ihm eben etwas anderes einfällt, so wird es gut sein,

wenn er allmählich etwas mehr die Willkür seiner Phantasie einschränken lernt. In der Geographie weiß er schon recht viel, weil er aber bei den Landkarten keine Intuition hat, liebt er diese Arbeit nicht so wie die anderen. Ich habe also die Ordnung gemacht, daß die Geographie seltener genommen werde, da es hier und überall keines Übereilens bedarf. Aus der Naturgeschichte weiß er recht viel, wie überhaupt allenthalben, wo Bilder und Gegenstände vor ihm liegen und Geschichte ist; sein Lieblingsbuch unter allen ist die Chronik mit den Bildern, an der er so sehr hängt, daß er nicht davon kommen kann und mehr zu erzählen bittet. Schäfer wird darin fortfahren, weil den Prinzen die Sache und Methode so sehr vergnügt, und wenn er durch ist, sie sodann in einiger Weise in Ordnung zu bringen suchen, weil im kleinen Köpfchen natürlich noch alles durcheinander geht. Mit der biblischen Geschichte, die doch einmal genommen werden muß, weil der Prinz schon vieles davon weiß und öfter danach fragt, wird, wenn es dahin kommt, die beste Methode gewählt werden. Sie wird nicht als eine eigene Sache, sondern als eine Geschichte erzählt werden, was für ein Kind taugt, nicht nach der Reihe der Begebenheiten, weil gerade die ersten Geschichten von der Weltentstehung ꝛc. schwer zu erzählen sind, sondern mit Auswahl, und E. D. können versichert sein, daß dieser Lehrer auch hierin ein seltener Lehrer sein wird ... Auf den Prinzen richtet er dreifach seinen Fleiß und seine Liebe, weil er, wie er immer sagt, ein so gutes Kind ist. Da der Prinz mechanische Sachen so sehr liebt, wird Schäfer auch hiermit abwechseln, und insonderheit halte ich's für nötig, daß er bei ihm auch die Geometrie anfange und lerne. Bei Burkhard, sehe ich, wird daraus nichts, und dem Prinzen ist schlechterdings eine so mechanische Arbeit nötig, wo er der Einbildungskraft nicht nachgeben kann, sondern Gesetze lernen und sie selbst mit einiger Genauigkeit befolgen muß. Hierum habe ich nun Schäfer inständigst gebeten, weil mit diesem einzigen Schritt, wenn er gelingt, für die allmähliche Gewöhnung zu einer regelmäßigen Tätigkeit viel getan ist. Linien, Winkel, Triangel und Zirkel sind sinnliche Spiele für ein Kind, wo sie immer sehen, daß an einer kleinen Veränderung alles liegt ... So hoffe ich hierbei gegen die zwei Feinde des Prinzen, nämlich, daß er nicht gern Hand anlegt, zwar sehen und hören, aber nicht selbst versuchen will, und dann, daß er der Phantasie und Willkür gern nachgibt, ganz unvermerkt einen kleinen Sukkurs zu erhalten. Für Burkhard bleibt, der ersten Einrichtung nach, das Schreiben und Zeichnen, und ich wünsche, daß es mit dem Schreiben nun etwas fortrücken möchte,

damit die Phantasie und das Gedächtnis nicht so allein gelassen werden. Übrigens wird nichts übertrieben und die Seele des Prinzen nicht beschwert, er muß eher zurückgehalten werden, weil er in allem, wo er was Neues erfährt, und selbst nichts tun darf, unersättlich ist. Allmählich also diese Tätigkeit zu wecken und der Phantasie die Flügel zu beschneiden, scheint mir der Punkt zu sein, worauf alles ankommt: denn Fähigkeit, Gutmütigkeit und Wißbegierde sind und äußern sich bei ihm im höchsten Grade.

Dies also, gnädigste Herzogin, ist mein treuer Bericht, den ich mit Freude über das Vergangene und mit guter Hoffnung auf die Zukunft abstatten kann ... Glück und Segen sei mit Ihnen, gnädigste Herzogin, und von Jahr zu Jahr neue Freude an Ihrem liebenswürdigen, guten, guten Kinde."

Wie aufmerksam die Mutter der Entwicklung des Sohnes folgte, wie sie nicht ohne Ehrgeiz den Verlauf seiner Studien beobachtete, lassen einzelne Bemerkungen in ihren Briefen an Frau von Stein erkennen. „Herder hat vorgestern Karl geprüft," schreibt ihr die Herzogin, „mein Herz schlug mir, weil es mir schien, Herder sei nicht wohlgesinnt; aber alles ging gut; die Prüfung dauerte beinahe drei Stunden. Herder war zufrieden und versicherte, daß seine Erwartungen übertroffen worden. Verzeihen Sie, daß ich Ihnen davon spreche, aber es macht mir große Freude und gereicht mir zur Befriedigung, daß diejenigen, welche bisher eine geringe Meinung von Karl hatten, die Überzeugung gewannen, daß es ihm nicht an Fassungskraft fehle." Sie, die Herzogin, die Freundin römischer Sprache und Gesinnung, war es auch, die, wie ein Brief Goethes an Herder berichtet, die Aufnahme der lateinischen Sprache in den Lehrplan des Prinzen wünschte, und Herder versichert ihr in späteren Briefen an sie über den Unterricht, daß sie mit den lateinischen Kenntnissen des Sohnes zufrieden sein könne. Schien die Erziehung des Prinzen und sein Unterricht anfänglich aufs beste eingegleist, so sollten doch bald auf diesem Gebiet allerlei Schwierigkeiten erwachsen, die sich aus der Disharmonie der Persönlichkeiten des als Erzieher berufenen Ridel und des von Herder empfohlenen Lehrers Schäfer ergaben, und die Annahme, als hätten die veränderten

Verhältnisse, die in den neunziger Jahren „die besten dieser kleinen Welt" einander fremd werden ließen, auch diese Angelegenheit empfindlich beeinflußt, erscheint nicht unberechtigt.

Bald schon entstanden Reibungen, die sich naturgemäß umsomehr steigern mußten, je mehr Herder und Goethe, in denen doch dort Schäfer, hier Ridel ihren Stützpunkt erkannten, sich gegenseitig fremder wurden. Herders spätere Anklagen gegen Ridel machen diesem vor allem ein für das Naturell des Prinzen durchaus ungeeignetes „Treiben und Übertreiben in allen Arbeiten" zum Vorwurf, „das dem Prinzen die Luft und Liebe zu innerer Anwendung und Anstrengung der Seelenkräfte benommen und ihm alles verleidet habe, so daß es kein Wunder sei, daß manches in ihm nicht erweckt worden, was hätte erweckt werden können und müssen."

Daß Ridels Auffassung seiner Stellung auch die Herzogin nicht immer befriedigte, bezeugen die Äußerungen Frau von Steins, die die Fürstin wiederholt wegen der Schwierigkeiten beklagt, die ihr die Persönlichkeit des Erziehers bereite, und ihre öfters ausgesprochene Befürchtung, ihr Sohn Fritz könne auf die eine oder die andere Weise mit der Leitung der weiteren Erziehung und Ausbildung des Prinzen betraut werden, läßt erkennen, daß Ridels Stellung von vornherein nicht als eine selbständige aufgefaßt worden war. Aber nicht nur Fritz Stein, auch Schiller sahen wir gelegentlich einmal für dies Amt in Frage kommen. Indes blieb Ridel bis zu der Konfirmation bei dem Prinzen, der auch später dem einstigen Erzieher ein freundliches Andenken bewahrte.

Das „außerordentliche Gefühl für das Individuelle", das Knebel an Herder rühmt, äußert sich gerade in dem Verhältnis, das Herder sowohl als den die Konfirmation vorbereitenden Geistlichen wie als Erzieher im höchsten Sinn des Wortes mit Karl Friedrich verknüpfte. Dies Gefühl war es auch, das ihn gegen eine von Karl August geplante Maßnahme Einspruch erheben ließ. Schon früher hatte dieser gewünscht, dem Prinzen in der Person eines jungen Grafen Dumanoir, dem Sohn eines französischen Emigranten, einen

gleichaltrigen Gefährten zu geben. Nun brachte ihn Mouniers Gründung einer Erziehungsanstalt für junge Ausländer in Belvedere auf den Gedanken, den Erbprinzen durch Mounier unterrichten zu lassen, damit er die auch von einem so deutsch-patriotisch gesinnten Fürsten wie Karl August für unerläßlich erachtete Gewandtheit in der französischen Sprache erlange. Herder scheint diese ihm mündlich mitgeteilte Absicht des Herzogs mißverständlich dahin gedeutet zu haben, der Prinz solle sich an dem allgemeinen Unterricht in der Anstalt beteiligen, und tritt in einem Brief vom 16. Dezember Karl Augusts Absicht aus pädagogischen Gründen, die er aus dem Naturell des Prinzen ableitet, aufs schärfste entgegen. Es berührt eigen wehmütig, zu sehen, wie Herder, vereinsamt, verbittert, mit der zartesten Rücksicht über der Seele dieses jungen Fürstenkindes wacht. Er, den die Hinneigung zur französischen Republik dem Hofe hatte fremd werden lassen, trägt Bedenken, den jungen Prinzen den Neckereien junger Ausländer auszusetzen: eine besondere Mühewaltung, einen deutschen Prinzen zu bilden, traue er (Herder) Mounier nicht zu; und der Prinz, der in diesem internationalen Institut gleichsam ins öffentliche Leben eintrete, sei doch eine öffentliche Persönlichkeit, und seine Erscheinung in der Welt daher vorzubereiten und zu leiten; das Gemüt und der Ruf eines Prinzen, der künftig einem Lande vorstehen solle, aber seien zarte Blüten.

Wie Louise sich zu dieser Absicht des Gemahls stellte, ist nicht zu ersehen. Doch scheint ihr Mounier, der „als Republikaner nichts von den Göttern anderer Sterblicher halte", kein rechtes Zutrauen eingeflößt zu haben. Der Plan des Herzogs unterblieb dem Anschein nach; nur im Prospekt seiner Anstalt wurde Mounier gestattet, den Prinzen aufzuführen.

Noch einen anderen Punkt, der Karl August schwer auf dem Herzen lag, wie nämlich der zum Jüngling heranwachsende Prinz der beständigen Kinderstubenluft zu entziehen und in die Gesellschaft von erwachsenen Männern zu bringen sei, zieht Herder in ausführliche Erwägung in seinen Briefen an die fürstliche Mutter, um seine Ansichten, wenn sie ihre Billigung

fänden, dem Herzoge zu unterbreiten. Nicht auf Reisen, wie der Fürst vorgeschlagen haben mochte, will er ihn geschleppt sehen, denn das Reisen hält er für Karl Friedrich wie für die meisten jungen Prinzen für sehr verderblich; die Einbildungskraft würde auf diese Weise mit Gegenständen überfüllt, die er noch nicht verdauen könne. „Wie aber," fährt er fort, „wenn der Prinz irgendwo als Privatperson lebte, und gewöhnte sich an den Umgang mit Fremden, ohne zu repräsentieren oder figurieren zu dürfen. Hiemit träte er in eine lebendige Welt und bildete sich unvermerkt zu dem, was allein der lebendige Umgang, Gespräch, Rede geben kann, Umgang."

Der Einfluß, den Herder auf solche Art direkt und indirekt auf die Erziehung des Erbprinzen ausgeübt hatte, mußte in dem Konfirmationsunterricht seinen Höhepunkt erreichen. Die vorbereitenden Besprechungen, die Konfirmation selbst, die er am 20. März 1799 vollzog, gaben ihm Gelegenheit, persönlich die edelste Saat in die Seele des jungen Fürsten zu streuen. Die Katechese, die er bei der Feier selbst statt der üblichen Verlesung des selbst verfaßten Glaubensbekenntnisses mit dem Prinzen vornahm, war recht eigentlich bestimmt, indem sie auf moral-philosophischer Grundlage wahrhaft religiös-christliche Lehrsätze entwickelte, das Bewußtsein für die rein menschlichen Pflichten wie für die seines künftigen Berufes in dem jungen Fürstensohn zu kräftigen. Und noch einmal in seiner Schlußansprache der Hinweis auf den Anteil der Mutter an seiner Erziehung, der Mutter, die „auch Jugendfehler dem Sohne nicht verschwiegen, sondern teilnehmend in ihm lebend, ein Schutzgeist, ihn aufgemuntert und geleitet habe".

Herders oben angeführte Ratschläge einer Entfernung des Prinzen vom Hofe scheinen übrigens nicht die Billigung der fürstlichen Eltern gefunden zu haben. Vielmehr hegte die Herzogin den Wunsch, nach der vollzogenen Konfirmation den Sohn selbst, gelegentlich einer gemeinschaftlichen Reise nach dem südwestlichen Deutschland, an den Höfen ihrer Verwandtschaft vorzustellen. Doch kam ihr Plan nicht zur Aus-

führung. Statt dessen begleitete Karl Friedrich seinen Vater nach Kassel zu einem Besuch am dortigen Hofe. Da die Fürstin gehört hatte, ihr Vetter Georg (von Hessen) werde ebenfalls dort anwesend sein, so wendet sie sich an den Bruder mit der Bitte, er möge diesen veranlassen, sich aus alter Freundschaft für sie ihres Sohnes anzunehmen.

Den Prinzen Christian aber ersucht sie scherzend, „sich dann aufzuraffen und ihr der Wahrheit gemäß das Urteil des Vetters über den Sohn und sein Benehmen mitzuteilen".

Der folgende Brief, dessen Anfang sich auf den Besuch des preußischen Königspaares in Weimar bezieht, gewährt in seinem weiteren Verlauf einen Einblick in die Sorgen und in die Hoffnungen, die das mütterliche Herz der Herzogin erfüllten.

Weimar, ce 10 Juillet 1799.

„J'avoue après ce que j'avais entendu dire de la beauté de la reine, que je m'attendais à la trouver plus belle, qu'elle m'a paru l'être. C'est une jolie femme, qui en a aussi toutes les allures. Le roi est bien difficile à entretenir et je vous assure que souvent j'étais au bout de mon latin. Il a à présent l'air plus noble qu'autrefois, mais je ne crois que jamais il risquera de mourir de trop de politesse . . . Je suis très-reconnaissante, que vous m'avez dit ce qu'on pensait de Charles et cela me fait grand plaisir, qu'il n'a pas fait de mauvaise impression sur ceux qui l'ont vu. J'ai toujours l'espérance, qu'avec le temps il sera un homme comme il faut... J'ai oublié de vous dire, que Charles au bout de quelques années, allant à Russie, a l'avantage d'y plaire à la Grande-duchesse Marie, troisième fille de l'Empereur, qu'alors il aura aussi celui de l'épouser, si la volonté de Paul ne se change pas après toutes les assurances qu'il m'en a donné de lui-même . . ."

Seine ersten selbständigen Schritte in die Welt sollte indessen der junge Erbprinz 1802 nach Paris lenken, und die Mutter verfolgte mit gespannter Erwartung die Rückwirkung dieser neuen Eindrücke auf den Sohn. Als er zur Freude der Seinen und des Hofes Ende März 1803 wieder nach Weimar zurückgekehrt war, gesteht sie dem Bruder mit ihrer unbeirrten Wahrheitsliebe, die ihr keine Illusionen gestattete,

„daß sie den Sohn nicht so zu seinem Vorteil verändert finde, wie sie es von dieser Abwesenheit von über Jahresfrist erwartet habe. Wohl habe er einige seiner schlechten Angewohnheiten verloren, aber noch immer seien deren genug geblieben, um sie zu bekümmern, und wenn der Prinz auch ‚mort et merveille' verspreche, sich zu korrigieren, so sei ihr nicht das Glück zu teil geworden, sich Vertrauen und Hoffnung zu überlassen".

Im Kreise seiner Verwandten hatte der junge Prinz freundliche Anerkennung gefunden, die der Landgraf Christian der Mutter übermittelt haben mochte. „Vous m'avez adressé," schreibt sie ihm am 5. April 1803, „une si jolie tirade au sujet de ce que je vous ai mandé de votre neveu, vous m'avez fait de si jolis compliments à cette occasion, entre autres celui: qu'on ne peut pas me refuser absolument de l'esprit, qu'en vérité j'en suis toute attendrie; mais malgré cela je ne suis pourtant pas tout à fait de votre avis, car sans être petit-maître on peut pourtant rapporter ou pour mieux dire avoir gagné de l'aisance pendant ses voyages. Comme l'adolescent se developpe lentement, j'espère que peu à peu cela se fera. Il partira au mois de May pour Petersbourg." —

Ein Eingehen auf das Verhältnis der Herzogin zu ihrem ältesten Sohne schien umsomehr geboten, als das zu ihrer Tochter, der Prinzessin Karoline, „uns vor eines jener Rätsel des Lebens stellt, das so oft ausgezeichnete Charaktere wie Geister *nebeneinander* lebend nicht dazu kommen läßt, *miteinander* zu leben". Prinzeß Karoline gehört zu einer der anmutigsten Erscheinungen der an anziehenden Frauengestalten gewiß nicht armen Geschichte deutscher Fürstenhäuser um die Wende des achtzehnten Jahrhunderts. Auf dem geistigen Boden Weimars erwachsen, dem ihr lebendiger Geist, ihr zartes Gemüt die reichste Nahrung entnommen hatten, pflückte sie vielleicht die reinste Frucht jenes Geisteslebens, das, so bedeutend es war, doch für die Miteinanderlebenden nicht allzuviel Momente dauernder Beglückung in sich getragen hatte.

Unter dem Zauber ihrer holden Jugend und ihrer natürlichen Harmonie verjüngten sich die großen Geister. In den bescheidenen Gemächern, in denen die Tochter Karl Augusts, die sich so rein menschlich zu geben wußte, mit der Schwester Knebels, ihrer Erzieherin und treu ergebenen Freundin, schaltete und waltete, erblühte frühlinghaft ein neues, geistiges Idyll.

Goethe, der in anregenden Gesprächen, gelegentlichen Vorträgen und Vorlesungen die Schätze seines Geistes vor ihr ausbreitete, trug unermüdlich Sorge für die geistige Nahrung des „holden Prinzeßchens". Ihr Talent zum Malen und Zeichnen bildete Meyer, der Goethesche Freund, aus. Herder, dem sie mit kindlicher Zuneigung zugetan war, übermittelte ihr im persönlichen Verkehr wie im Konfirmationsunterricht den Reichtum seines Wissens und seiner religiösen Humanität. Der alte Wieland feierte die Enkeltochter Anna Amaliens in zarten Liedern, und Schiller endlich fand bei ihr die jugendliche Verehrung eines regen Geistes, der sich für jeden Eindruck des Guten und Schönen empfänglich zeigt.

Dieser Tochter, der sich wie einem Sonnenstrahl die Herzen öffneten, stand die „zugeschlossene und zuschließende" Natur der Mutter kühl urteilend gegenüber. Die Zeitgenossen geben keinen Aufschluß über dies Mißverhältnis, das nach Goethe „als Naturerscheinung der Weiblichkeit anzusehen und ein unwillkürliches gewesen sei". Auch die Briefe an den Bruder, in denen die Herzogin der Existenz der Tochter nur selten gedenkt, bieten keine Anhaltspunkte zur Aufhellung dieses Schattens. Eines nur ergibt sich aus ihnen: die tiefe Bitterkeit, mit der Louise als Frau, als Fürstin die Unvollkommenheit des weiblichen, mehr noch des fürstlich weiblichen Loses, die sie an sich selbst so hart erfahren hatte, empfand. Vielleicht, daß sie darum unter dem Gedanken litt, in ihrer Tochter Tantalus' Geschlecht aufleben zu sehen. Große Freude gewährte ihr das jüngste ihrer Kinder, Prinz Bernhard, durch seine kräftige körperliche Entwicklung und seinen verständigen, munteren Sinn. Von vornherein zum Soldaten bestimmt, rechtfertigte er, kaum dem Kindesalter entwachsen, durch seine

tapfere Haltung in der Schlacht bei Jena die Hoffnungen, die die Mutter auf ihn gesetzt hatte. Die Erziehung für seinen Beruf, wie die kriegerischen Zeitläufte sollten den Prinzen indessen schon früh dem Vaterhause und dem mütterlichen Einfluß entziehen.

Die eigene strenge Selbsterziehung leitete Louise bei ihren erzieherischen Grundsätzen, allein ihre, auf das Beste der Kinder zielenden hohen Ansprüche ließen keinen Raum für die natürliche Vertraulichkeit des Umganges, sondern gaben ihrem Verkehr leicht das Gepräge einer verstimmten Zurückhaltung.

IV

Erinnerungen an den Aufenthalt in Baden. Übersiedlung in das neuerbaute Schloß. Frau von Staël und der weimarische Hof. Verlobung des Erbprinzen. Taufe eines ersten Enkelsohnes

Um dem Bilde der Herzogin das an eine Zeichnung Gemahnende, das manchmal Unvermittelte bloßer Umrisse zu nehmen, möge hier eine Reihe von Briefblättern eingeschaltet werden, die, durchaus individuell-persönlich gefärbt, ihr geistiges Kolorit wiederspiegeln. Es sind, mit Ausnahme des ersten Briefes, in dem sie dem Bruder den Plan dieses Unternehmens mitteilt, Nachklänge einer Reise nach Baden, die Louise im Sommer des Jahres 1802 mit ihren beiden jüngsten Kindern unternahm. Wie glücklich sie sich dort im Kreise der Ihren, im Genuß der Reize der schönen Gegend gefühlt, und wie in dieser Umgebung jener Schatten von Bitterkeit aus ihrer Seele geschwunden war, offenbaren diese Blätter aufs anmutigste.

Weimar, ce 31 May 1802.

Mon cher Prince de l'Allemagne!

Je vais vous faire part d'une nouvelle, faite pour vous surprendre, dont vous serez stupéfait, qui est un de ces événements, qui ne se fait pas toujours; qui en un mot est une chose rare, qui vous fera tomber en syncope. Mais avant de vous la communiquer, la politesse exige, que je réponds à vos questions d'une manière précise et détaillée et vous metterez donc votre curiosité à quelques lignes plus loins. Cette

même politesse, dont je fais fait, demande aussi que je vous dise quelques gentillesses sur l'empressement, que vous avez mis pour m'écrire, dont le ciel vous a recompensé sur l'heure en vous faisant passer la rougeur de vos beaux yeux.

Après avoir bien préambulé, je vais avoir l'honneur de vous dire . . . figurez-vous donc que l'intéressante et admirable nouvelle, que j'ai à vous annoncer, c'est que vous aurez l'avantage inouï de me voir arriver pendant le courant de l'été à Darmstadt, où j'irai me jeter sur vos bras. Etonnez-vous-en, et écoutez comment cela s'arrange.

Je n'ai pas lieu d'être tout à fait contente de ma santé, quoique j'ai l'air frais et dispos, un mal de gorge me tourmente depuis longtemps et comme il est près que continuel et que les remèdes, que je prends depuis une année ne m'en debarrassent pas du tout, les médecins du corps m'ont assuré qu'un bain m'était fort nécessaire; après m'être opposée pendant quelque temps à cette décision j'ai trouvé que je pouvais faire d'une main deux coups et me suis décidée dans ma profonde sagesse d'aller aux Eaux de Bade dans le pays de Bade. Là je verrai souvent ma soeur, j'irai de la à Carlsruhe. Elle ne sera peut-être pas fâchée de me voir dans les premiers temps de son retour dans son pays, et au lieu de deux coups j'en ferai donc peut-être quelques-uns.

Pour me donner un exercice pendant plusieurs jours, je passerai par la Franconie et la Swabe, pour me rendre à Baden et au retour je me jetterai sur vous tous à Darmstadt et à Hombourg et vous prie d'en avertir mon frère et ma belle-soeur . . . Le Prince de l'Allemagne laissera donc peut-être les vieilles et les jeunes princesses et menera son aimable soeur au milieu de ses Dieux Pénates . . .

Weimar, ce 23 Sept. 1802.

Ah mon dieu, mon dieu, le prince dort, et je vais reveiller ce chat qui dort. C'est apparament votre modestie qui vous empêche de m'écrire et je vais donc vous remercier pour le charmant souper, que vous m'avez donné à Hanau, pour le délicieux déjeuner à Langenselbold et pour la surprise unique, que vous m'avez faite à Fulda. Que faites-vous donc depuis que nous nous sommes quittés, pensez-vous encore quelques fois au séjour de Baden? Pour moi, j'y pense continuellement et rien ne l'éffacera de ma mémoire. Mon imagination se promène continuellement au Château, de là je vais sur la terrasse d'en haut, puis celle d'en bas, je m'appuie sur la balustrade et je

jouis de la belle vue, je regarde dans la ville, où je vois ma maison, mon petit jardin et je m'y repose tout un temps, puis je regarde dans le couvent, je vois les Religieuses et les Pensionaires s'y promener; en suite je vais dans l'allée de Lichtenthal, je m'assois sur le banc et je regarde avec délice la Villa bâtie en Amphithéatre, le château et celui qui est ruiné. Puis je vais au cher Lichtenthal. Je vais dans le choeur, je me mets à côté de la Religieuse qui joue de l'orgue et je suis toute extasiée de ces sons et du beau et superbe chant, qui m'enlève près du Créateur céleste. Je vois la bonne Abbesse et les religieuses avec leurs mains sous le scapulier en psalmodiant le ‚Rosenkranz' à leur manière accoutumée ... A propos, l'Abbesse de Lichtenthal m'a demandé mon portrait, et je sens un certain plaisir en me disant, qu'il sera placé dans ce couvent. Vous sentez bien que je ne peux le lui donner dans le costume avec lequel je suis peinte sur les portraits qui sont à Karlsruh et à Hombourg, et comme vous m'avez fait l'honneur de me demander mon portrait, je vous demande (en cas que c'est encore votre vraie intention de l'avoir), si je dois vous l'envoyer à la manière accoutumée ou à la nouvelle qui est habillée (quoique sur l'autre je ne suis pourtant pas nue) et avec un manteau de velours doublé d'hermine ...

Weimar, ce 8 Octobre 1802.

Pourquoi attaquez-vous donc mes principes, mon cher Prince? Mais n'importe, et pour vous dire la franche vérité, j'ai eu lieu jusqu'ici d'être contente de mes principes, tant moraux que religieux et politiques et je suppose que je les garderai jusqu'à la fin de ma vie, ne vous en déplaise, et que vous ne les connaissez pas assez, car d'ailleurs vous auriez peut-être tort de les blâmer. C'est ainsi que va le monde, l'un descend, l'autre monte; et à propos de haut et de bas, souffrez que je vous prenne sous le bras et que nous faisons un tour de promenades au cher Baden.

Je vais commencer par le doyenné, endroit chéri où mes pensées se portent souvent. Je vois passer sous mes fenêtres une voiture avec un grand et isolé C. sur la portière. Une main assez blanche en sort ainsi qu'une tête avec un chétif bonnet vert; la tête balbutie quelques mots, sort de la voiture et est suivie de tout le corps. On monte chez moi; on est fort bien reçu et au bout d'une demi-heure de promenade dans ma salle à manger après avoir fait quelques bons mots on me quitte. Je vais dans mon petit jardin; j'y entends les petites

cloches de la Collégiale et du couvent (de Saint-Sulpice), cela me fait faire des reflexions pieuses, sérieuses et historiques, interrompues quelquefois par le bruit de l'eau chaude, qui rejaillit dans un coin de mon jardin. A vous dire vrai, j'aime toute cette habitation, que si jamais je retourne à Baden, j'aimerais pourtant mieux m'y loger qu'au château et cela par „36000“ raisons, dont une des premières est, que demeurant au château je n'y recevrais certainement jamais de petites tranches de miel du Prevôt, et ces tranches toutes petites qu'elles étaient, me laissent un souvenir si doux et si consolant. Je reprends votre bras en en revenant à pied de Lichtenthal, où les Religieuses cherchent comme une épingle la bonne Abbesse en s'écriant toutes: Wo iſt ſie? Nous prenons comme à l'ordinaire le chemin autour de la Villa; mais sans avoir oublié de nous retourner en sentier souvent du côté de Lichtenthal, d'en avoir admirée la situation solitaire, celle de la Villa de Baden et de nous être ravies sur la beauté de l'allée. Nous prenons dis-je le chemin de la Villa, et en passant devant le théâtre des marionettes un bruit effrayant s'y fait entendre, qui met notre meute en déroute. Avant de monter au château, ma soeur et vous et la société se reposent dans mon jardin. Elle part, une voix se fait entendre, qui dit: ‚Bon soir, Madame la duchesse!‘, une autre lui répond: ‚Bonjour, mon prince!‘ J'arrive au Château assez éssouflée, nous prenons le thé sur la terrasse. Il y fait un chaud à mourir ... Le lendemain je déjeune au jardin avec ma soeur, je vous y vois à la fenêtre à côté de Rebenac, vous me le présentez de la fenêtre et vous en faites les honneurs. Mons. de Fouquet est à la sienne, nous regardant par une lorgnette, mais je ne fais pas de semblant de le voir, ayant d'ailleurs assez souvent cet avantage ...

Weimar, ce 22 Octobre 1802.

... Nous marchons l'un à côté de l'autre, ou plutôt vous me précédez avec des petits pas et nous nous faisons passer le temps en admirant la beauté du Pays, en étant extasiés et en nous racontant réciproquement des histoires de révenants ... Au bout de quelques jours nous refaisons une partie de ce chemin, en allant à Eberstein, nous mourons de chaud dans cette antique demeure, et pour nous rafraîchir nous nous plaçons après le diner dans un cabinet de verdure, où la conversation languit furieusement. Pour nous ranimer on nous mène dans une espèce de Grotte, où nous arrivons extenués, heureusement qu'à son entrée nous trouvons des framboises,

avec lesquelles nous tâchâmes de nous désaltérer. ‚Wouse, wouse, wouse!' A entendre ces cris, on croit qu'ils se faisaient pour appeler une troupe de canards, qui s'étaient apparement égarés dans ce bois. Mais non, ils s'adressaient à un duc et une duchesse et trois princesses d'antiques et vieilles maisons, qui s'occupaient pour eux-mêmes et leurs prochains de chercher de framboises. Le crieur de Wouse-Wouse n'en eut pas pour sa part, et pour s'en venger tandis que nous descendîmes la montagne à pieds, il ne fit que de bons mots et de sarcasmes. Près d'une chapelle nous nous remîmes en voiture, et nous cotoyâmes au clair de lune les bords de la limpide Murg, après avoir mis pied à terre chez un vieillard tombé en enfance, qui nous eût présenté son bonnet de nuit en forme pyramidale ... Je me remets sur la terrasse du château et y étant, je ne peux quitter aussitôt la ballustrade pour faire promener mes yeux sur les environs. Mais voilà le Margrave, qui arrive avec son air bon et calme et ses gros yeux rouges, qui se remplissent de larmes, lorsqu'on lui parle de la beauté de son pays, des chemins etc. Il me raconte quelques jolies petites histoires et nous lui applaudissons de notre mieux. Nous voilà de retour à Baden, mais je ne peux plus et vous avez aussi l'air très-fatigué de ma troisième et dernière promenade Badenoise terminée pour toujours ..."

Das herzliche Verhältnis der Herzogin zu dem Markgrafen Karl Friedrich, dem Schwiegervater ihrer als Erbprinzessin früh verwitweten Schwester Amélie, illustriert eine Äußerung in einem ihrer späteren Briefe. „Vous me dites que le bon et excellent Margrave et Electeur, en parlant de moi, me nomme ‚die liebe, gute, rechtschaffene Herzogin', lorsqu'on donne trois fois dans une haleine l'épithête de ‚bon' à quelqu'un cela prouve d'une manière convaincante, que l'on l'est effectivement et que la personne qui parle de vous en a une parfaite conviction."

Rühmt auch die Herzogin, daß es da, wo man hingehöre, immer am besten sei, so begreift es sich doch, daß ihre Gedanken aus den einfachen Räumen des Fürstenhauses, der bescheidenen landschaftlichen Umgebung Weimars mit Vorliebe nach Baden und seinen malerischen Gegenden zurückwanderten. Ein Gegensatz, den sie mit der ihr eigenen Schärfe empfinden

mochte; meint doch Henriette Knebel nach ihrer Rückkehr, die Herzogin scheine es mehr als jemals zu fühlen, daß sie aus einem großen Hause sei, so stolz und unzufrieden sähe sie aus. Indessen sollte diese, ihre Weimarer Residenz einer Veränderung entgegengehen. Schon im Jahre 1789 hatte Karl August die Vorbereitungen zum Wiederaufbau des abgebrannten Schlosses begonnen. Als er dann in den neunziger Jahren das Kriegs- und Soldatenwesen aufgegeben hatte, widmete er sich, in allen darauf bezüglichen Fragen von Goethe aufs eingehendste unterstützt, mit Eifer der Ausführung dieses Planes. Hand in Hand damit ging die Erweiterung und Verschönerung des Parkes, die einst mit dem Louisenfest einen so sinnigen Anfang erfahren hatte. In der Tat war es, als ob mit dieser Feier die Fürstin zur Schutzpatronin dieser „Wald- und Wiesenarbeit" an den Ufern der Ilm geweiht worden wäre. Jede fortschreitende Verschönerung erfüllte sie, die sich auf ihren stillen Promenaden gern in die Beobachtung der Natur vertiefte, mit Freude. Die Briefe an den Bruder bezeugen, daß sie für die anspruchsloseren Reize des Weimarer Parkes einen ebenso liebevollen Blick hatte wie für die Promenaden in Baden. „Der Mai ist diesmal von einer Schönheit ohne gleichen," schreibt sie ihm einmal, „die Bäume blühen und die Nachtigallen schlagen." Und ein andermal: „Unser Park verschmachtet, aber trotz seines hinwelkenden Aussehens ist er immer interessant und unser Schloßbau rückt vor, und beides, das Schloß wie seine Umgebungen verschönern sich mehr und mehr."

Im Jahre 1803 ging endlich der Bau des Schlosses, das man innerhalb der beim Brande erhalten gebliebenen Grundmauern neu aufgeführt hatte, seiner Vollendung entgegen. Am 1. August konnte es der Hof beziehen. Die Briefe der weimarischen Damen können sich nicht genug tun in Schilderungen der in den Räumen entwickelten Pracht und im Preisen der geschmackvollen Einrichtung; auch durchreisende Fremde bewunderten die glänzende Wirkung des Ganzen.

Von der festlichen Übersiedelung des Hofes erzählt Charlotte Schiller eine hübsche Episode, die den engen Zusammenhang

der Bevölkerung Weimars mit ihrem Landesherrn drollig beleuchtet. „Als den ersten Tag im Schlosse gegessen wurde, wobei die Herzogin sehr munter war, führte der Herzog sie nach dem Essen im ganzen Schloß herum, und so auch in die Küche, da kam eine alte, garstige Scheuerfrau heraus und war so entzückt, daß sie den Herzog küßte. Die Bürger brachten Ständchens, in allen Gassen wurde getanzt. Die Arbeiter bekamen jede Klasse einen Ball."

Der Herzogin, die beinahe dreißig Jahre auf dieses ihrem Range angemessene Heim hatte warten müssen, erschien die neue Umgebung wie ein Traum; sie fühlte sich, trotz der Sorge um ihre schönen Möbels, die ihre Freundinnen ihr leise vorwarfen, sehr glücklich in ihren mit Luxus und Geschmack eingerichteten Zimmern. Besondere Freude mochte es ihr bereiten, den Landgrafen Christian unter den ersten Gästen im neuen Schloß begrüßen, ihm die neuen Herrlichkeiten zeigen zu können. Auch den Besuch ihrer Homburger Schwester erwartete sie mit Ungeduld, sie in den neuen Räumen umherzuführen, in denen sie selbst, wie sie zu ihrer Schande gestehen müsse, sich noch fremd fühle, denn der Mensch, vor allem die Frau, sei zum „animal d'habitude" geschaffen. Und die Schwester erhob, wie Louise dem Bruder voller Befriedigung mitteilt, das Schloß in alle Himmel, besonders gefielen ihr die Gemächer der Herzogin, und unter ihnen ein rundes, mit Alabaster bekleidetes Zimmer, das in den Deckenmalereien den Namen Louisens zeigt, nicht einmal daran habe sie was auszusetzen gefunden, daß man dabei ihren Namen auf Deutsch wiedergegeben habe. Sie selbst fand es äußerst reizvoll, in abendlicher Stille allein in ihrem grünen Zimmer zu sitzen, wo sie sich noch immer höchst sonderbar vorkomme, oder zu Ehren ihrer Teegesellschaften die neuen Räumlichkeiten glänzend zu erhellen. Vor allem gewährte es ihr Vergnügen, ihre reiche Bücherssammlung nach eigener Einteilung in verschiedene Fächer gesondert hier aufstellen zu können.

Äußere Ereignisse werden zu Wahrzeichen innerer Epochen. Eine neue Zeit war heraufgezogen, als das herzogliche Paar

in sein neuerbautes Residenzschloß übergesiedelt war. In den Wechselbeziehungen des Fürstenpaares zu Dichtern und Denkern hatte sich um das persönliche Erleben Karl Augusts und Louisens, auch das Unzulängliche verklärend, der Sonnenglanz ihres Geistesreichtums gewoben. Aber seine verbleichenden Strahlen ließen den First des neuen Schlosses sich licht von einem Horizont abheben, an dem sich düster und drohend schwere Wolken aufzutürmen begannen.

Der Winter des Jahres 1803 bezeichnet für Louise zwei sich scharf voneinander scheidende Lebensphasen. Ihre Trauer um Herder, die sie tiefer empfand, wie sie es auszudrücken vermochte („Alles was nicht mehr zurückkehrt, stimmt mich traurig und gibt mir ein Gefühl des Schmerzes"), war zugleich ein Abschied von jener Vergangenheit gewesen, in welcher sie sich über die Prüfungen ihres eigenen Lebens hinausgehoben hatte durch die vertiefte Erkenntnis geistiger Wahrheiten. Das Idyll eines goldenen Zeitalters, in dem die Dichter mit den Fürsten gehen, war zurückgesunken und schon kündete eine heranziehende, heroische Zeit sich an, in der Louise die ganze Größe ihrer von dieser Entwicklung beeinflußten Natur im Rahmen weltgeschichtlicher Ereignisse bewähren sollte.

Gerade an der Schwelle dieser beiden Zeitabschnitte trat der Fürstin eine Gestalt entgegen, in der sich die für diese beiden Phasen charakteristischen Elemente seltsam mischten: Frau von Staël, die Trägerin einer hohen geistigen Kultur und eines mit der Weltgeschichte verwobenen Schicksals.

Daß sich die Herzogin Louise und Frau von Staël in einer von beiden Seiten auf das Erkennen ihres inneren Wertes begründeten Freundschaft begegnen konnten, überrascht vielleicht im ersten Moment und erscheint nur durch das Gesetz von der Anziehung der Gegensätze erklärlich.

Die „plastische Natur" Louisens, geneigt ihre geistigen Vorzüge scheu und stolz zu verhüllen, selbst wenig redend, gewöhnt zuzuhören, schien geeignet, durch ihre eigene stete Selbstbeherrschung leidenschaftliche Gefühlsausbrüche auch bei anderen zurückzudrängen. Selbst eine Verkörperung edelsten

Fürstenbewußtseins, legte sie Wert auf Formen, ihrem Sinn und Wesen nach in jeder Faser ihres Herzens deutsch, bildet sie, so geartet, einen eigentümlichen Kontrast zu der von einem südlichen Feuer erfüllten Persönlichkeit der Französin. Diese, Meisterin in der Kunst der Rede, gab sich mit der ganzen Ungezwungenheit einer an Herrschaft und Anerkennung gewöhnten Überlegenheit und pflegte ihr in leidenschaftlichen Empfindungen vibrierendes Innenleben, ohne sich an Formen zu binden, heftig, ja zuweilen exaltiert auszusprechen. Louise selbst gesteht, in früheren Jahren würde sie Frau von Staël nicht gemocht und sich von ihren außergewöhnlichen Manieren abgestoßen gefühlt haben. Die Ursache, daß sie ihr „die volle Gerechtigkeit, die sie verdiene", widerfahren ließ, lag aber nicht allein, wie sie selbst meint, daran, „daß sie jetzt alt, aufgebraucht und dem Grabe nahe sei", sondern ist tiefer zu begründen. Sympathisch mußten sich beide von vornherein auf dem Gebiet der Politik begegnen. Frau von Staël, die einst eine Verteidigung Marie Antoinettens gewagt hatte, die jetzt um ihrer Weigerung willen, Napoleon Weihrauch zu opfern, sich in die Verbannung getrieben sah, fand eine Gesinnungsgenossin in der Herzogin Louise. Diese, den Grundzügen ihrer französischen Erziehung zufolge mit der Bildungssphäre der Frau von Staël verwandt, dankte dem steten Umgang mit Goethe und Herder, dem Verkehr mit beinahe allen bedeutenden Männern des damaligen Lebens die Erkenntnis geistiger Werte, die sie jetzt befähigte, den Zauber eines ungewöhnlichen Geistes, wie er von der Verfasserin der Delphine ausging, auf sich wirken zu lassen. Im innersten Grunde ihrer Seelen aber lag, wenn auch vielleicht niemals ausgesprochen, so doch jedenfalls empfunden, noch ein anderes innerlicheres Moment, das diese beiden sich so unähnlichen Naturen zueinander hinziehen mußte, das der edelsten Weiblichkeit innewohnende Gefühl „einer höheren Verpflichtung zu mutigem und immer erneutem Eintreten für das Gute".

Es war ein trüber Winter, als Frau von Staël, als Tochter Neckers und geistvolle Schriftstellerin dem weimarischen

Kreiſe wohlbekannt, in der kleinen Reſidenz eintraf. In die erſten Tage ihrer Anweſenheit fällt Herders Tod. Dieſer und andere Trauerfälle, ſowie ein Unwohlſein des Herzogs laſtete auf der Seele der Fürſtin. In dieſe trübe Gegenwart trat Frau von Staël. Wie ſie dieſe Perſönlichkeit und ihre Art ſich zu geben empfand, beſchreibt Louiſe ſelbſt aufs eingehendſte:

„Le mois de décembre nous était bien funeste, car nous y avons perdu Herder et je ne peux vous exprimer tout ce que cette mort m'a fait éprouver, combien elle me peine encore et pour toujours. Ce que nous égaye un peu, et remets de la vivacité dans nos entretiens, c'est la présence de Madame de Staël, et je ne saurais nier, que je suis fort charmée de faire la connaissance (ou plutôt de l'avoir faite) de cette femme célèbre et intéressante sous plus d'un rapport, car je crois, qu'elle est unique dans son genre et qu'il n'y a pas deux personnes au monde, organisées comme elle. Si cela ne vous en nuie pas que je vous en parle, j'aurai l'honneur de vous dire (ce que vous savez apparement par d'autres, mais ne vous en déplaise, j'aime à vous répéter) qu'avec un esprit supérieur et orné, elle n'a pas l'ombre de pédanterie, car elle parle à chacun de tout ce qu'on veut avec intérêt, ce que rend sa conversation infiniment aimable et aisée. Tout ce qu'elle dit est exprimé avec une facilité, une justesse, une grâce et un naturel charmant; car ce qu'elle dit avec sensibilité, avec un sentiment profond est tout aussi naturel que les choses spirituelles, piquantes et scientifiques, qu'elle dit un moment après. Lorsqu'elle voit un auteur elle lui parle sans se gêner par les autres de ce que l'intéresse et elle a l'air d'avoir un besoin de communiquer ses pensées et de s'instruire des siennes. Mais avec cela elle change tout aisément la conversation, la plus sérieuse avec la plus gaie et vous la voyez et l'entendez s'occuper de métaphysique et l'instant après d'une bagatelle, en un mot je n'ai jamais vu une facilité et vélocité pareille d'idées et d'occupations et avec cela elle paraît être bonne et compatissante, et je puis dire que je ne l'ai jamais entendu médiser de quelqu'un, car elle est trop juste et équitable pour le faire. Je vous dis ceci et aurais mille choses à vous dire, si je n'étais pas trop fatiguée pour vous faire comprendre, que je conçois parfaitement, qu'elle ait pu écrire Delphine, que, ne vous en déplaise, j'aime infiniment, s'entend les deux premiers tomes.

Quant à l'extérieur de Mad. de Staël elle n'est pas fort agréable, et elle n'est pas du tout jolie, quoique ses yeux soyent remplis de feu et de vivacité et ses manières sont aussi d'un genre particulier. Madame de Staël passera encore tout ce mois ici, ce dont je suis aise, car au moins il y a de la conversation pendant notre dîner et son ami Benjamin Constant est aussi arrivé pour quelques jours . . ."

Frau von Staël ihrerseits hatte mit scharfem Blick schnell herausgefunden, welchen Anteil die Persönlichkeiten des fürstlichen Hauses, das Dreigestirn Anna Amalie, Karl August und Louise an Weimars Bedeutung hatten. Mit Recht konnte sie ihren Eindruck in das Wort zusammenfassen: „Weimar sei ihr nicht wie eine kleine Stadt, sondern wie ein großes Schloß vorgekommen." Wie von dem Namen „Madame de Staëls", so ist von dem Bilde des damaligen Weimars die Glorie literarischen Ruhmes nicht loszulösen. Dennoch müssen diese literarischen Beziehungen an dieser Stelle zurücktreten, sie bilden für die Darstellung des Verkehrs der geistreichen Frau mit den Gliedern der Weimarer Fürstenfamilie nur den, die Gesamtfärbung des Gemäldes bestimmenden Hintergrund.

In der großen Welt des alten, königlichen Frankreich aufgewachsen, fühlte sich Frau von Staël in der Hofluft, die den schönen Geistern Weimars mitunter so lästig wurde, vollkommen zu Hause. Beinahe täglich war sie, besonders in der ersten Zeit ihres Aufenthaltes, Gast an der herzoglichen Tafel und nahm an den Abendunterhaltungen im Schloß oder im Wittumspalais bei Anna Amalie teil. In die weimarischen Feste, über die sich längst ein Hauch der Erstarrung gebreitet hatte, trug sie zum ersten Male wieder, seitdem aus dem jungen Goethe der äußerlich so formelle Geheimerat geworden war, den Zauber einer souveränen Genialität. In geschmackvoller Toilette nahm „Delphine" an den Bällen teil, so schnell wie ihre Zunge verstand sie in den französischen Tänzen ihre Füße zu bewegen. Sie spielte Klavier und besaß eine ausfüllende Stimme. Bei der regierenden Herzogin rezitierte sie des öfteren oder las die Werke französischer Klassiker vor.

Der oben mitgeteilte Brief der Herzogin Louise läßt erkennen, wie vollständig diese von dem ersten Moment ihrer Bekanntschaft an die Eigenart der genialen Französin zu würdigen wußte. Mit einem Anklang von Kränkung bemerkt Henriette von Knebel, die Herzogin zeige sich wie das eherne Schicksal; obgleich sie sehr angegriffen von Herders Tod sei und mit Wehmut davon spräche, so lasse sie doch Madame de Staël nichts davon gewahr werden, von der Lebendigkeit dieser lasse sie sich vielmehr hinreißen und elektrisieren. Die Wirkung ihres Umganges, als dessen Kennzeichen Henriette anführt, daß ihr Gespräch nur ermuntere, nie ermüde, so daß man sich leicht emporgehoben fühle und die innere Unzufriedenheit verschwinde, hatte sie auch an der Herzogin beobachtet. Verargt sie ihr zwar die Freude an dem Verstand und der schönen Redekunst der berühmten Frau nicht, so kann sie nicht unterlassen zu bemerken, die Staël würde es gewiß nicht übel deuten, wenn ihr die Herzogin mehr Gefühl zeige. Und doch war es wohl nicht nur das Vergessenlassen des Druckes der Gegenwart, nicht nur die neue geistvolle Beleuchtung näher und ferner liegender Verhältnisse, die für Louise den Verkehr mit Frau von Staël so anziehend machten. Gerade in jenen Tagen des Schmerzes mag sie, wenn sie auch keine Worte für ihn fand, die Wärme von Frau von Staëls Gefühlsleben wohltuend empfunden, und diese mochte, trotz der Rinde, mit der sich Louisens Herz ihrer eigenen Äußerung nach mehr und mehr umgab, mit seelenkundigem Blick Louisens eigenste Natur erkannt haben. Welch feinen Ausdruck sie ihrer Verehrung für die Herzogin zu geben wußte, beweist das Billett, das Madame de Staël am Tage nach dem Geburtstag der Fürstin an diese richtete. Zu dem Festtage selbst mochten ihre, sie auf dieser Reise begleitenden Kinder die Glückwünsche der Mutter überbracht haben.

„Weimar, 31 janvier.

Madame!

Je croyais que les enfants, si renommés pour dire la vérité, vous exprimeraient mieux que je ne puis le faire, ce que vous m'inspirez; je croyais qu'ils parleraient de la vertu sans pré-

jugés, de la sensibilité sans faiblesse, de cette dignité, qui ne gêne que les mauvais mouvements et met à l'aise tous les bons, de ce calme de l'âme, qui naît non de sa froideur, mais de sa force, de cette inaltérable justice, qui n'est troublée par aucune affection personnelle et sur laquelle les amis comme les ennemis pourraient également compter; mais puisque les enfants n'ont pas dit, ce que pensent les hommes, permettez Madame, que j'ose vous rappeler ce que je crois sentir plus que personne, un attachement profond pour votre Altesse, une reconnaissance pour ses bontés, d'autant plus vive, que ces bontés non seulement m'ont rendu heureuse pendant deux mois mais honoreront le reste de ma vie"[1]).

Wie sehr sich auch Karl August von der geistvollen Frau, „die ihn sehr ergötzte und in der er einen Mann reden zu hören glaubte", angezogen fühlte, ist bekannt. Seinen Verkehr mit Frau von Staël illustriert aufs lebendigste eine Anzahl von Billetten und Briefen[2]), die er zumeist während ihres Aufenthaltes in Weimar, aber auch später noch an sie gerichtet hat.

„Der Herzog gibt sich sehr mit ihr ab," erzählt Frau von Stein, „und er scheint ihr von unseren Herren am besten zu gefallen; auch hat er alle seine Verstandesschubfächerchen aufgetan." Diese Äußerung findet eine launige Ergänzung in einigen Zeilen Karl Augusts, der am 4. Februar 1804 an Frau von Staël schreibt: „Voici les feuilles de F. j'aimerais mieux les savoir par coeur que de les lire; quelqu'un a dit un jour, qu'il donnerait volontiers un doigt de sa main pour savoir le latin sans l'apprendere, je ne puis nier, que mon goût me porte aussi à cette paresse d'esprit, et que je vous porte extrèmement envie quand j'aperçois que vous savez plus que moi . . ."

Als ihm Frau von Staël mit einem liebenswürdigen

---

[1]) Das Original dieses nicht veröffentlichten Billetts befindet sich wie die in dem Buche „Madame de Staël et la Grande Duchesse Louise" abgedruckten Briefe Madame de Staëls an die Herzogin im Großherzoglichen Hausarchiv.

[2]) Die hier und in den folgenden Kapiteln mitgeteilten Briefe an Frau von Staël befinden sich im Archiv zu Coppet.

Billett, in dem sie unter anderem seine Einwendung, daß er nicht „romanesque“ sei, mit der Versicherung entkräftet, sie fürchte sich trotzdem nicht, ihm was ihr gefalle in diesem Genre zu senden, eine Übersetzung der Kantischen Philosophie ins Italienische mitteilt, und in Bezug auf den Geburtstag der Herzogin bemerkt: „Aujourd'hui ce que nous occupera tous, c'est un homage à la plus noble des femmes,“ erwidert ihr der Herzog umgehend: „Je vous remercie de l'envoi, que vous avez eu la bonté de me faire. Très-curieux de voir rendues les idées de Kant dans un langage gracieux, j'étudierai le cahier, que je tiens de votre bonté. Communiquant votre charmant billet à la nouvelle-née d'aujourd'hui, je laisse à elle le soin de répondre à l'article, qui la concerne“ [1]).

Solche Auslassungen sind für das außerordentlich herzliche Verhältnis des weimarischen Hofes zu Frau von Staël überaus bezeichnend. Sie erhellen eine Seite, die bisher in den Darstellungen der Beziehungen Weimars zu Frau von Staël nicht genügend hervortrat, indem sie bezeugen, daß die uneingeschränkte Schätzung, die das weimarische Fürstenpaar der berühmten Frau entgegenbrachte, auf einer völligen Erkenntnis ihres persönlichen Wertes beruhte, dem gegenüber ihre literarische Bedeutung zurücktrat. Welche warme, freundschaftliche Verehrung auch Anna Amalie, deren Frau von Staël in ihrem auf Deutschland bezüglichen Werk seltsamerweise keine Erwähnung tut, für sie hegte, geht aus einem später mitzuteilenden Briefe dieser Fürstin hervor.

Aus dem oben Gesagten begreift es sich, daß, während Goethe und Schiller nach der Abreise der in ihrer Lebhaftigkeit ihnen oft unbequemen Vertreterin einer fremden Literatur wie nach einer schweren Krankheit aufatmeten, der Hof ihre Abwesenheit als eine gähnende Leere empfand, hatte doch der Zauber ihres „tausendfachen Geistes“ die bedrückte und be-

[1]) Mitgeteilt in „Madame de Staël et la Grande Duchesse Louise“ p. 45.

drückende Wirklichkeit mit einem schillernden Glanz umkleidet. Der Vergleich der literarisch-kritisch gefärbten Urteile Goethes und Schillers über das Phänomen der Frau von Staël mit dem überaus freundschaftlichen Ton der Briefe des Fürstenpaares läßt erkennen, was diese selbst empfinden mochte, daß man ihr in Weimar bei Hofe mehr als in den literarischen Kreisen gerecht geworden war, und dies Gefühl ließ sie auch in der Ferne an der Freundschaft des Fürstenpaares festhalten.

Als Frau von Staël nach fast dreimonatlichem Aufenthalt in Weimar von dort nach Berlin abreiste, hatte ihr Karl August einen Einführungsbrief an die preußische Königsfamilie mit den folgenden liebenswürdigen Zeilen übersandt:

„Madame!

Ce n'est que pour obéir à vos ordres que j'ai tracé la lettre ci-jointe, et que je vous l'envoie. Veuillez recevoir avec bonté, Madame, les assurances de mon éternel dévouement pour vous, et croire que c'est avec la plus vive impatience que j'attends le moment où je vous reverrai à Berlin. Puisse le souvenir des Weimariens conserver de l'intérêt pour vous, accordez leur un peu de bienveillance, Madame, et daignez m'en faire participer spécialement, en me favorisant au partage de ce bien faire. Que la fortune itinéraire vous soit propice! Adieu, salut et respect . . .“

In anmutiger Huldigung führt Frau von Staël in ihrem ersten an die Herzogin Louise gerichteten Brief [1]) die ihr in Berlin zu teil gewordene auszeichnende Aufnahme auf die wohlwollenden Empfehlungen des weimarischen Hofes zurück und entwirft ein lebendiges Bild von den einzelnen Persönlichkeiten des Königshauses und dem geselligen Leben und Treiben des Berliner Hofes. Auch von weimarischer Seite aus trug man Sorge, die Fäden der angesponnenen freundschaftlichen Beziehungen nicht abreißen zu lassen. Die ersten Briefe, die das Fürstenpaar ebenso wie Anna Amalie an die geistvolle Schriftstellerin richten, läßt das darin enthaltene Urteil über die Persönlichkeiten des damaligen Berlin und über das politische Tagesereignis der Gefangennahme des

[1]) Madame de Staël et la Grande Duchesse Louise p. 50.

Herzogs von Enghien wertvoll genug erſcheinen, um ihre Wiedergabe an dieſer Stelle zu rechtfertigen.

Anna Amalie ſchreibt unter dem Datum des 2. April 1804:

„Madame!

C'est être bien modeste, que de dire que Weimar est en partie la cause de l'aimable accueil qu'on vous fait à Berlin. Soyez-juste, Madame, et convenez que le vrai mérite ne peut pas manquer d'être reconnu partout. Cependant nous nous trouvons bien flattés de voir que votre coeur vous parle encore pour nous, et que nous pourrons nous livrer avec d'autant plus de sûreté à l'espérance de vous revoir chez nous. En mon particulier je ne saurais vous dire combien je me trouve heureuse d'avoir la perspective de pouvoir vous répéter mille fois les tendres sentiments, que je vous porte et dont je ne prétends pas cependant me faire un titre auprès de vous, puisque je les partage avec tous ceux qui vous connaissent.

La ligue de médiocrité que vous trouvez si terriblement nombreuse à Berl. me fait imaginer, que vous n'apperceverez que trop tôt, que c'est un terrain naturellement stérile et ingrat, où la culture ne saurait faire de grands progrès à moins qu'un cultivateur bien habile en prenne un soin assidu et soutenu. Frédéric II. le savait bien et le prouva par son exemple. Présentement ce n'est qu'un bourdonnement d'abeilles et de guêpes qui se nourissent des fleurs, qui ont été cultivées au temps du grand Frédéric. Au reste il me paraît bien naturel que les Grâces de la Seine ne s'accomodent pas trop bien d'un terrain de Sable. Mon frère le Duc de Brunswic se rendra à Halle dans le cours de ce mois, mais ne s'y arrêtera que très-peu de temps. Vous ferez bien de vous adresser à mon frère d'Oels, qui pourra vous donner de meilleurs renseignements que moi, puis qu'il est plus au fait de la Pédanterie Militaire. Je ne doute pas que mon frère d'Oels vous aura fait bien rire en Panurge; il a des idées à lui qui sont tout à fait comiques et ne sont qu'à lui.

L'Anacréon Wieland vient de me faire la lecture d'un petit ouvrage qu'il vient d'achever; les grâces ne l'abandonnent point, mais j'oublie, que vous n'aimez pas la prose. Ce que je n'oublierai jamais ce sont les moments, que j'ai passés avec vous, qui m'ont rendu si heureuse et aux quels je pense toujours avec plaisir. Je suis avec le plus tendre attachement.

Votre très-fidèle et affectionée Servante

Amélie."

Karl August an Madame de Staël:

„Madame!

Votre souvenir flatteur au milieu des fastes Berlinois demande toute ma reconnaissance, permettez que je vous en présente les homages; c'est une amabilité charmante que vous manifestez en vous souvenant dans le lointain des personnes qui vous sont fortement attachées et c'est une perfection de plus en vous, Madame, que vous leur apprenez à priser, lorsque vous leur prouvez, que les qualités brillantes du Pr. Louis n'éffacent point de votre mémoire les proscrits de la Thuringe. Vous avez malheureusement le coup d'oeil très-juste, Berlin vous est connu déjà comme Génève, et les beaux cadres de la capitale Prussienne ne cacheront point ses imperfections à votre esprit. Je suis charmé que les personnes de la famille Royale vous ont prouvés, qu'ils ont du sentiment pour le vrai merite, je vous avais prognostiqué cela, Madame, et j'étais sûr que L. M. vous marqueraient leur empressement affectueux. Qu'est ce que ces regards du Pr. Louis, qui vous font tenir en mesure contre lui? combattez-les avec des armes pareilles, que vous saurez employer à merveille, et dont la trempe, grâce à la belle nature, sera plus parfaite que celles des armes de l'agresseur. Lorsque je viendrai à Berlin, alors je reconnaîtrai la position des deux armées en bataille, et veuillez Madame, je vous en prie, continuer la guerre jusqu'à cette époque-là, afin que j'aie le plaisir encore de pouvoir douter un instant de l'issue; mais je vous avertis que je ne vous verrai qu'au mois de May; et je crains furieusement que je ne trouve votre adversaire alors absolument dans vos fers, et que vous ne le promeniez déjà comme Tamerlan. Une lettre de votre part, Madame, que j'ai arraché à Mademoiselle de Goechhausen m'a instruit que vous avez rencontré à Berlin des idées religieuses, qui vous ont inspirés de l'intérêt; j'en suis fort aise, ces sentiments innocents arrosent le coeur et l'âme, pendant que le train de vie dans une grande ville désèche la sensibilité et vous force à recourir à cette Selbſt-ſtändigkeit allemande, qui à la longue devient fastidieuse et fatiguante.

Des nouvelles de Francfort disent, que le Duc d'Enghien et plusieurs Emigrés ont été enlevés de vive force à Offenbourg, territoire de Bade, par une commande de la garnison de Strasbourg, qui avait passé le pont de Kehl avec du canon.

Buonaparte daigne traiter l'Allemagne avec confiance, il est chez nous, partant chez lui; tant mieux, cela nous épargne

la peine et le désagrément d'être mal avec nos voisins: Dieu nous a créé avec deux joues, dont l'une reste à notre disposition chrétiennement bénévole! Depuis deux jours la neige est tombée à gros flocons chez nous, et il regne un froid perçant; deux jours auparavent il faisait chaud chez nous comme en été. Le vent nous vient du nord, et comme il passe les environs de Berlin avant de venir chez nous, alors dites-lui, Madame, qu'il s'adoucisse ou envoyez Schlegel à sa rencontre, afin que celui-ci en déclamant ‚l'Alarcos', ou par ses leçons esthétiques le fasse changer de nature. Je suis avec respect, Madame, votre très-humble et trés-obéissant serviteur

Weimar, ce 22. 3. 4.

Charles Auguste Duc."

Die Herzogin Louiſe an Madame de Staël:

„Weimar, ce 22 Mars 1804.

Je ne saurais vous exprimer, Madame, comme je resens tout le plaisir que m'a causée la lettre que vous m'avez fait l'honneur de m'écrire, mais j'ai la ferme conviction, que malgré cela vous n'en doutez pas, et que vous savez bien que tout ce qui vient de vous est d'un prix réel pour moi. La bonne réception, qu'on vous fait à Berlin, Madame, me réjouit aussi beaucoup, quoique je m'y attendais; et ce n'est pas nous autres bonnes gens, qui avec la meilleure volonté du monde y ont contribué, mais c'est la lettre du frère du premier Consul qui est le vrai talisman qui vous a ouvert toutes les têtes et les coeurs Berlinois en les tranquillisant sur votre celébrité, dont toutes vos belles et bonnes qualitées, aux quelles on aime tant à s'attacher, et toute la supériorité de votre esprit ne vous auraient peut-être pas fait triompher.

Lorsque vous étiez chez nous, vous me disiez un jour: que dans toute l'Europe on était en France, et je me récriai beaucoup sur cette phrase, mais à tort, car un tout nouveau procédé paternel, despotique, appellez-ce comme il vous plaira, du premier Consul vient de me prouver que vous aviez raison, et je viens de recevoir une lettre de ma soeur de Bade, qui m'écrit, qu'un détachement de 600 hommes et de 4 canons de la garnison de Strasbourg, était arrivé le 15 à Ettenheim dans le pays de Bade, pour y enlever le Duc d'Enghien et sa suite, qui y demeure depuis quelques années, et de là la troupe se rendit à Offenbourg, appartenant à l'Archiduc Ferdinand, oncle de l'Empereur, pour y arrêter les Emigrés, qui y sont établis, et ils furent tous ensembles menés à Strasbourg.

J'ai bien partagée, Madame, toutes les peines physiques, que votre voyage prolongé au Nord vous a fait éprouver, et j'avais bien peur, que cette course à pied dans la neige, dont Mons. de Constant m'a fait le récit, ne vous dégouta pour toujours du pays et des habitants septentrionaux. L'espoir de vous revoir dans quelques mois m'est bien doux; soyez en convaincue, Madame, car il tient à tous les sentiments que vous m'avez inspirés et qui ne s'éffaceront jamais de mon coeur; et que le souvenir de vos amis de Weimar ne s'éffâce jamais du vôtre, ni par l'influence des objects, qui pourraient gâter votre imagination, ni par ceux, qu'elle embellit peut-être . . ."

Die in dem Briefe der Herzogin Louise ausgesprochene Hoffnung auf ein Wiedersehen sollte sich schneller als vorauszusehen war, verwirklichen. Noch ehe der Herzog sie in Berlin hatte aufsuchen können, kehrte Madame de Staël schon in der zweiten Hälfte des April nach Weimar zurück. Die Nachricht von einer schweren Erkrankung ihres über alles geliebten Vaters hatte sie ihren Aufenthalt in Berlin abbrechen lassen, um zu ihm zu eilen. In Weimar teilte man ihr die Nachricht vom Tode Neckers mit. Ihr Schmerz kannte keine Grenzen. Selbstverständlich, daß die Teilnahme der neu erworbenen Freunde diesem schweren Schicksalsschlage gegenüber einen warmen Ausdruck fand. Herzliches Mitgefühl knüpfte die leidgewohnte Herzogin mit noch festerem Bande an die Frau, die sie eben noch auf den Höhen des Lebens begrüßt hatte und die sie jetzt als eine in ihrem innersten Empfinden Verwaiste scheiden sah. „Je pars, je quitte Weimar, où mon bonheur a fini," schrieb ihr diese. „Je conserve pour vous la plus tendre, la plus respectueuse reconnaissance. Si je reviens à la vie, je reviendrai vers vous: mais chaque jour creuse plus avant la douleur, dont je dois mourir je ne sais à quelle époque. Plaignez moi dans votre palais, dans cette noble solitude, où vous savez vous guider vous-même. Pensez quelque fois à un coeur déchiré où reste votre souvenir . . ." [1]).

[1]) Madame de Staël et la Grande Duchesse Louise p. 58.

In ihrem nächsten nach Coppet gerichteten Brief kommt die Herzogin aufs zartfühlendste auf diesen Verlust zurück.

„Wilhelmsthal, ce 5 Juillet 1804.

. . . Je redoutais votre arrivée à Coppet et tout ce que ce moment ferait éprouver à votre coeur; mais il était nécessaire, pour donner plus de calme à votre douleur. Je vous remercie tendrement, Madame, de ce que malgré les cruels moments, que vous avez passés, votre coeur ne m'a pas oublié et que vous voulez bien conserver un bon souvenir de moi et du séjour que vous avez fait chez nous, où, soyez en sûre, tous vos amis parlent et s'occupent souvent de vous.

Votre projet d'aller en Italie est certainement à tous égards bien imaginé, car je ne vous crois pas fort empressée de jouir de près du nouvel éclat de votre souverain; et lorsque vous reviendrez un jour chez nous, nous retrouverons en vous, malgré ce que vous en dites, la même Madame de Staël que nous aimons tant.

Je suis ici pour quelques semaines à une campagne près d'Eisenach et j'y jouis d'un des plus beaux sites. Nous habitons un vallon, où il y a de l'eau, des prairies, entouré de bois et de rochers et qui a un grand caractère, dont le calme et le silence élève l'âme et la tranquillise, sans pourtant lui donner la moindre tristesse. J'y ai pris Delphine avec moi et c'est ici que je la relis avec la même émotion comme pour la première fois. Vous êtes l'unique Personne, qui ait pu l'écrire et c'est avec un inexprimable plaisir que je vous y retrouve à chaque page. Le Duc me suivra dans une huitaine de jours. Il a été bien sensible à votre souvenir, Madame, et m'a chargée vous prier de le lui conserver . . . Adieu, Madame, ne m'oubliez pas et soyez bien convaincue du tendre souvenir que je vous conserverai toujours et qui est celui d'un coeur qui sait bien vous apprécier.

L. Duch. de Saxe-Weimar."

Gleichzeitig mit dem Neubau seines Schlosses, durch welchen Karl August die äußere Umgebung seines Lebens ein seiner Fürstenstellung entsprechendes Ansehen zu geben gewußt hatte, sollte die Verlobung seines Sohnes, des Erbprinzen Karl Friedrich, mit einer russischen Kaiserstochter, dem weimarischen Hause neuen Glanz verleihen. Wir haben schon weiter oben gehört, daß die Idee dieser Vereinigung von

Kaiser Paul, vielleicht in Erinnerung dereinstiger freundschaftlicher Beziehungen zu der Schwester seiner verstorbenen Gemahlin, ausgegangen war, und man scheint auch nach des Kaisers Tode an diesem Gedanken festgehalten zu haben. Dem Erbprinzen wurde, als er im Sommer 1803 in Petersburg eintraf, von der kaiserlichen Familie ein sehr freundlicher Empfang bereitet. Louise mochte es im Gedanken an die einstige Fahrt ihrer Mutter zur Brautwahl nach Petersburg mit einer gewissen Genugtuung empfinden, daß ihr jetzt die Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna (jene selbe Prinzeß von Württemberg, die König Friedrich damals bei der Brautschau für den Sohn Katharinens als „trop replette" bezeichnet hatte) in freundlichem Entgegenkommen schrieb (Petersburg, 9. August 1803):

„Si le prince est arrivé ici avec quelques espérances, sa douceur, sa modestie, la bonté de son coeur, que j'ai eu occasion de remarquer et qui font si bien augurer de son caractère, lui en assurent l'accomplissement. Ses qualités aimables ont été appreciées par nous comme elles le méritent et ma fille se rendant aux voeux de V. A. S. et du Prince, en acceptant sa main, fonde sur son union avec lui l'espérance de son bonheur futur."

Die Nachricht dieser Verlobung, die gerade am Geburtstage Karl Augusts in Weimar eintraf, wurde im ganzen Land mit Jubel aufgenommen. Die Vermählung selbst ward im Sommer darauf in Petersburg vollzogen. Mit ungeduldiger Spannung sah die Herzogin der endlichen Rückkehr ihres Sohnes, der ersten Bekanntschaft mit ihrer jungen Schwiegertochter, die Karl August schon in Frankfurt an der Oder empfangen hatte, entgegen.

So wenig Louise im allgemeinen Überraschungen liebte, plante sie diesmal dennoch zu einer solchen ihre Zuflucht zu nehmen. Um den Blicken der neugierigen Zuschauer und deren Beurteilung des gegenseitigen Eindruckes beim ersten Zusammentreffen mit der Großfürstin auszuweichen, entschloß sie sich, dem jungen Paar ganz unerwartet bis zu ihrem letzten Nachtquartier in Naumburg entgegen zu eilen, um dort in einem

kurzen Zusammensein die erste Bekanntschaft mit der Schwiegertochter zu machen, von deren Persönlichkeit sie noch kein Bild hatte gewinnen können.

Der Eindruck, den die achtzehnjährige Kaiserstochter schon durch ihr Auftreten hervorrief, in dem sich anspruchslose Bescheidenheit mit angeborener Majestät mischte, bedarf keiner Schilderung; ihre äußere Holdseligkeit, ihre gewinnende Herzensgüte machten ihr bei ihrem Erscheinen alle Herzen zu eigen, und es mag als das schönste Zeugnis ihres inneren Wertes gelten, daß die vertiefte Lebensweisheit, mit der Schillers Dichtergruß die auf Weimars Boden verpflanzte Fürstentochter auf ihre ideale Aufgabe hinwies, ihr lebenslang zur Richtschnur ihres erhabenen fürstlichen Wirkens werden sollte.

Allein für die Herzogin Louise lagen die Verhältnisse wesentlich anders als für die der Großfürstin als einem neuen Stern entgegen Jubelnden. Neben der Freude, das Glück des Sohnes und zugleich die weitgehendsten Erwartungen des Fürstenhauses und des Landes verwirklicht zu finden, standen ihr doch nicht minder lebendig die neuen Pflichten vor Augen, die sie für sich persönlich aus diesem neuen Verhältnis erwachsen sah. „. . . Les promesses de ma fille avec le prince héréditaire, Votre fils, ayant eu lieu, je la vois déjà Votre enfant et demande de V. A. S. sa tendresse et son amitié pour elle, accordez-la lui toujours, Madame, et veuillez contribuer ainsi à son bonheur," hatte ihr die kaiserliche Mutter geschrieben, aber Louise zweifelte, wie wir wissen, an nichts so sehr, wie an ihren eigenen Fähigkeiten, sich die Herzen der mit ihr in Berührung Kommenden zu gewinnen. Aus diesem Gefühl heraus erklärt sich ihre Beunruhigung, der künftigen Tochter zuerst vor einem großen Kreis beobachtender Zuschauer entgegentreten zu müssen, und dies macht es verständlich, daß sie dem ersten Zusammentreffen in Naumburg den intimeren Charakter einer Familienbegegnung verlieh. Umso bedeutungsvoller, daß auch sie schon nach der ersten Bekanntschaft sich unter dem Zauber von Maria Paulownas Persönlichkeit finden sollte. Voller Befriedigung

teilt sie dem Bruder (23. November 1804) ihren günstigen Eindruck mit:

„L'idée d'aller à Naumbourg était une des mieux conçues de toute ma vie. Je me tirais assez bien de ce part et le lendemain je fus ‚unbefangen' à l'arivée du jeune couple. La femme est une charmante personne, remplie d'esprit, d'agréments et de grâce. Je n'en ai jamais vu de cet âge s'émouvoir avec tant de justesse et de facilité, ce qui prouve que sa tête est fort bien arrangée, et avoir autant d'aisance de parler à un chacun. Elle est assez jolie sans être belle, et a l'air fort spirituel et fin et avec cela pourtant quelque chose de bon. Vous savez que je ne suis pas enthousiaste ainsi je ne porte pas encore de jugement décidé sur elle, aussi je ne la connais pas assez pour cela et je vous avouerai donc bonnement, mais pourtant à vous seul, que je ne peux encore la définir et que j'en suis encore aux reflexions sur elle. Jusqu'ici nous sommes fort bien ensemble et certainement que je serai toujours la même envers elle, car je vous assure, que je me suis fait bien la leçon et que j'y resterai fidèle. Elle a monté toutes les têtes chez nous, mais surtout celle du duc, qui en est épris . . ."

Nur zu begreiflich erscheint es, daß die Herzogin inmitten des munteren Treibens um sie her, das sich zu Ehren der jungen Fürstin am weimarischen Hofe entfaltete, in eine ihrer Natur wie ihrer Entwicklung gemäße Abgeschlossenheit zurücktrat. „Charaktere, wie der ihre," bemerkt Henriette von Knebel in jener Zeit über die Fürstin, „werden mit den zunehmenden Jahren nicht glücklicher, und alles, was sie noch Gutes genießen, ist noch ein Zurückblicken auf den Sonnenschimmer der Jugend." Nach außen indessen fand sich Louise mit ihrer neuen Rolle aufs beste ab und erwies sich als aufmerksame und besorgte, ja auch zuweilen zärtliche Mutter für die neue Tochter.

Am 25. September 1805 gab Maria Paulowna einem kräftigen Prinzen das Leben. Niemand außer dem Arzt und der Herzogin hatte zugegen sein dürfen und diese allein, weder Dame, Kammerfrau oder Kindfrau, hatte ihr alle Dienste geleistet. Louise, obgleich sie selber fand, „daß das Organ der Kindesliebe bei ihr nicht sehr ausgebildet sei", bezeigte eine

herzliche Freude an dem hübschen, kleinen Enkelsohn. Zwölf Tage nach seiner Geburt fand die Taufe des Neugeborenen statt. In dem großen Saale des neuen Schlosses, der hauptsächlich für Repräsentationszwecke bestimmt war, wurde Abends zwischen sechs und sieben Uhr der feierliche Akt vollzogen. Eine große Menge war versammelt, vor den Marmorzimmern war der Altar aufgestellt, vor dem die der nächsten Familie angehörenden Paten ihren Platz fanden: in der Mitte Karl August, von seiner Mutter und seiner Gemahlin umgeben, neben Anna Amalie die Prinzessin Karoline, zu seiten seiner Mutter Prinz Bernhard. Die Oberhofmeisterin der Großfürstin, Gräfin Henckel, trug das Kind herein und reichte es dem Herzog, während die Paten zum Gelübde ihre Hände auf den Täufling legten, der die Namen Paul Alexander Karl Konstantin Friedrich August erhielt. Gleichzeitig erklangen die schönen Glocken des Schlosses und unten im Hof stimmte ein Sängerchor den Festchoral an: „Nun danket alle Gott".

Ein weihevoller Moment! Durfte nicht das Fürstenpaar glauben, einen seltenen Höhepunkt im Leben erreicht zu haben? In dem neugegründeten Hause seiner Vorfahren, umgeben von einem blühenden Geschlecht, das dem Fürstenhaus die Zukunft zu sichern schien, stand Karl August, ihm zur Seite die Mutter, die jene Bestrebungen angebahnt hatte, auf die er in unermüdlichem Wirken für das Beste fortgebaut hatte zu wachsendem Ansehen und Gedeihen seines Landes, dem eben jetzt noch die nahe Verbindung mit einem mächtigen Staat die Bürgschaft starken Schutzes für kommende Zeiten verhieß. Mochten auch beunruhigende Windstöße von jenseits des Rheines her an den Mauern seines Hauses rütteln, unmöglich hätte in diesem Augenblick vor Karl Augusts Geist das Bild einer Zukunft aufsteigen können, die nach Ablauf von kaum Jahresfrist das Fortbestehen seines Landes und seines Hauses, ja, die Grundpfeiler seiner Existenz zum Wanken bringen sollte!

Vierter Abschnitt

Die Herzogin in den Zeiten des Kampfs und des Ausbaus

I

Spieglung der politischen Ereignisse in Louisens Briefen. Die Tage der Schlacht bei Jena. Ihre Begegnung mit Napoleon. Weitere Verhandlungen mit diesem. Madame de Staëls Bewunderung. Die Antwort der Fürstin

Der „Schatten des Riesen", so hatte Goethe in seinem Märchen die Bewegung in Frankreich symbolisch bezeichnet, war, in der Gestalt Napoleons verkörpert, mit unheimlicher Geschwindigkeit vor den Augen der deutschen Beobachter am westlichen Horizont emporgestiegen. Aus der Korrespondenz des weimarischen Hofes mit Madame de Staël geht hervor, mit welchem Interesse man dort die Vorgänge des politischen Lebens verfolgte. Und die politischen Ansichten des Herzogspaars mochten manche Bestätigung, manche Klärung durch das politisch geschulte und auf ihre persönliche Kenntnis der Verhältnisse gegründete Urteil der Tochter Neckers erfahren haben.

Louise bemerkt schon 1796 einmal, die Sachsen-Weimaraner hätten sich unter dem Druck der dringenden Notwendigkeit gezwungen gesehen, „in einem für Deutschland so kritischen Moment", wie der Abschluß des Baseler Friedens, einen Entschluß zu fassen, der durch die Annahme der Demarkationslinie ihren Staat dem neutralen Norddeutschland

zugesellte und sie von jeder direkten Beteiligung an dem politischen Leben fernhielt. Seitdem hatte das Fürstenpaar nicht aufgehört, in den Vorgängen jenseits des Rheines das Heranwachsen einer unabwendbaren Gefahr für ganz Deutschland zu beobachten.

„Le roi classique" (einer der beaux esprits Berlins hatte Friedrich Wilhelm III. und die Königin Louise als das klassische Menschenpaar bezeichnet), klagt die Fürstin 1803, „läßt die Franzosen bis in die Mitte Deutschlands, das sich des sanftesten Friedens erfreut, eindringen, bald genug wird man ihm auf der Nase herumtanzen." Kaum ein Jahr später sollte die Ermordung des Herzogs von Enghien den Beweis erbringen, wie gerechtfertigt ihre Befürchtungen für die Selbständigkeit der deutschen Nation gewesen waren.

Die bittere Ironie, mit der sie bei diesem Anlaß Madame de Staëls Wort „que dans toute l'Europe on était en France" auf die politische Lage angewendet hatte, äußert sich in Louisens Briefen an den Bruder als aufrichtige Entrüstung über die unglückliche Tat selbst und die mit ihr verbundene Verletzung des Reichsgebiets. Scharfen Blickes mißt sie an diesem Ereignis, das vorbildlich schien für die kommende Herrschaft eines gewalttätigen Machthabers, die momentane Situation. Der König von Preußen betroffen, empört ohne zu handeln, ihr alter Freund, der Markgraf, jetziger Kurfürst von Baden, durch die Umstände in eine beklagenswerte Rolle hineingedrängt — „die Umstände nötigen freilich zu vielen unangenehmen Dingen", bemerkt sie im Hinblick auf ihn, „aber es hängt dennoch von uns ab, sich mit Ehren herauszuziehen". „Ce n'est plus le prince qui dort," schließt sie einen ihrer Briefe, „mais les Princes dorment et les bonnets de nuit regnent partout."

„Und dazu dieser neue Kaiser der Gallier, mit dessen Ernennung sich die ganze Nation ein formelles Dementi gibt," äußert sie ein andermal, „versichern doch ihre Tribunen jetzt, daß die Erblichkeit für das Glück eines Landes notwendig sei." Der Sommer von 1804 sollte neue Demütigungen

bringen. Napoleon verlegte seinen Hof an die Grenzen Deutschlands, und die Fürsten der benachbarten Gebiete beeilten sich, ihm ihre Ehrerbietung zu bezeigen. „Wie behandelt er sie?" fragt Louise den Bruder. Kann sie es doch nicht begreifen, daß man sich diesem neuen Kaiser, „diesem Zerstörer der deutschen Konstitution, der sich das linke Rheinufer angeeignet habe und sich wie ein Parvenü gegen die Abkömmlinge der ältesten Fürstenhäuser benehme", nahe, sich ihm vorstellen lasse. Unter den Napoleon Huldigenden befanden sich auch ihre Verwandten, und Louise erkundigt sich bei dem Landgrafen Christian, ob es wahr sei, daß, wie man ihr erzählt habe, ihre Schwägerin von Darmstadt, als sie von der Kaiserin Josephine in Mainz empfangen wurde und die Unterhaltung auf Marie Antoinette kam, von ihrer Anhänglichkeit für die verstorbene Königin gesprochen und die Kaiserin mit einem Seufzer erwidert habe: „Ich wollte, sie wäre noch an ihrer Stelle."

Für dies edle Bekenntnis ihrer Anhänglichkeit an eine erhabene Unglückliche trägt die Herzogin dem Bruder auf, da er ja Kommissionen liebe, die Schwägerin in ihrem Namen dreimal zu umarmen.

Nicht nur die großen Ereignisse der Weltgeschichte, auch die wachsenden Anforderungen ihres täglichen Lebens ließen Louise nicht zur Ruhe kommen. Selbst die Stille ihres geliebten Wilhelmsthals, wo sie wie sonst alles schön, alles groß und die unveränderlichen Eindrücke der Natur wiederfand, gewährt ihr nicht mehr das frühere Behagen: „Je sens un poids sur mes épaules, qui provient de ma bêtise, de ma maladresse de ne pouvoir aisément et lentement me faire à tout, aux hommes, aux femmes, aux filles et aux garçons. Mais avec l'aide de Dieu j'espère devenir victorieuse de tous mes sentiments, de toutes mes sensations et c'est au fond ce que je peux faire de mieux et de plus sage. Etant vieille je ne bougerai plus de chez moi, rien au monde me fera changer de place à moins que ce ne soit pour une place dans ma tombe." Und ein andermal preßt ihr die durch eine

ungewöhnliche Zahl fürstlicher Besuche verursachte Unruhe ihres dortigen Lebens — „il me semble qui cette fois-ci j'ai à peu près mené la vie d'une femme d'aubergiste et il me semble même que j'en prends les manières" — den Wunsch aus, im Schatten jener großen Buchen für immer auszuruhen von einem Leben, das ihr nicht mehr gefalle. Diese Lebensmüdigkeit, die mit dem Treiben um sie her nichts mehr zu tun haben möchte, klingt lange in ihren Briefen fort.

Und in der Tat, wohin die Herzogin den Blick wenden mochte, überall begegnet er beunruhigenden Eindrücken. Von immer neuem Unheil auf kriegerischem, auf politischem Gebiet berichten ihre Briefe. „Dulce et decorum est pro patria mori!" ruft ihre „Römerseele" bei der Erwähnung von Nelsons Heldentod in der Schlacht von Trafalgar aus, und sie erinnert den Bruder an das Bild vom Tode des Generals Wolfe, das als ein der Bewunderung würdiger Gegenstand ihr Zimmer in Wilhelmsthal schmücke. Solche Momente, geeignet ihren Enthusiasmus aufleben zu lassen, erschienen ihr wie Lichtstrahlen in dem Dunkel der Gegenwart.

Doch auch mit einem der bedeutendsten Träger dieser gegenwärtigen Politik sollte sie ihr Leben in Berührung bringen, als Kaiser Alexander, der Held so vieler Hoffnungen, die von dem Bündnis Preußens mit ihm eine Rettung Deutschlands erwarteten, im November 1805 zum Besuch seiner Schwester, der Großfürstin, in Weimar weilte. Der Ausdruck von einfacher Güte und wohlwollender Rechtschaffenheit in seinen edlen und geistvollen Zügen ließ sie dem tapfern, jungen Mann alles Gute wünschen. Aber schnell vernichteten die kriegerischen Vorgänge im Süden Deutschlands, Napoleons Sieg bei Austerlitz, alle diese neu aufgelebten Hoffnungen, und schon damals schien der Herzogin die Freiheit Europas für immer vernichtet. Ihr durch kleinliche Gesichtspunkte unbeirrter Verstand ließ sie die Konsequenzen der sich mit so unheimlicher Schnelligkeit folgenden Vorgänge ziehen, und sie gesteht dem Bruder, daß wie die vergangenen die noch zu erwartenden Ereignisse sie beängstigen. Konnten gebieterische

und unvermeidliche Umstände, wie sie für andere Fürsten eine Zwangslage geschaffen hatten, nicht auch sie dazu zwingen, Weimar verlassen zu müssen? Sie hoffte zu sterben, ehe dies Äußerste einträte. Aber diese äußerste Möglichkeit stand vor ihrer Seele. Und diese Vorstellung läßt sie in den Angstruf ausbrechen: „Mon dieu, mon dieu, quelle vie je mène, toujours dans les attentes, toujours sur le qui-vive, toujours sustentive d'esprit et toujours le coeur froid et se couvrant d'une écorce épaisse."

Zu der bedrohten äußeren Lage kamen Trauerfälle in ihrem Haus und in ihrer Familie. Im Frühjahr 1805 war ihre Schwester, die Königin-Witwe von Preußen, gestorben; einige Tage nach der Taufe ihres eigenen Enkelsohnes im Oktober desselben Jahres starb der zu dieser Gelegenheit nach Weimar gekommene Herzog von Braunschweig-Öls, der Bruder Anna Amaliens, im weimarischen Schloß und endlich der kleine, mit so viel Freude begrüßte Prinz Alexander, kaum sechs Monate alt. Sein Tod betrübte die Großmutter sehr, „um mehr als einer Ursache willen, sieht man doch überhaupt nur ungern andere leiden und ein Wesen sterben, das nur eben geboren ward", schrieb sie dem Bruder. Kommende Ereignisse werfen, wie man zu sagen pflegt, ihren Schatten voraus, und so trug die Geburtstagsfeier der Herzogin am 30. Januar 1806, als weise sie ahnungsvoll auf die Zukunft des kommenden Jahres hin, ein heroisch-kriegerisches Gepräge. Ihr zu Ehren führte man Corneilles Cid im Theater auf; aus den Goetheschen Versen, die nach der Melodie von God save the king abgesungen wurden, von dem auf der Bühne aufgestellten Trompeterkorps des Kürassierregimentes Owstien begleitet, atmet der kriegerische Geist der Zeit.

„Mitten in unsre Reihen
Stürmet der Krieg herein,
Umstellt uns hier;
Doch der nur Wildes denkt,
Schreckend sich vorwärts drängt
Selten die Fahne senkt,
Er neigt sich dir.
. . . . . .
Wunden schon heilen sich,
Wolken schon teilen sich,
Dein Tag erscheint."

Der kriegeriſche Klang findet ein Echo in dem Brief, in welchem die Fürſtin dem Bruder für ſeine Wünſche zu dieſem Tage dankt.

„Weimar, ce 14 février 1806.

Très-cher Prince! Je suis tendrement touchée de l'attention que vous avez daigné prêter au jour de ma naissance, vieux et insignifiant jour, au quel on ne devrait plus penser. Mais quels événements étonnants, révoltants etc. se sont passés depuis la dernière fois, que j'ai eu l'avantage de vous écrire. La nation allemande, l'ancienne Germanie avilie et près que anéantie, et d'antiques et anciennes maisons se mettent même en avant pour subir le joug, le plus tyrannique sans pudeur et sans honte de l'indignation, qu'ils inspirent à toute âme bien-née. Ah Prince, qu'est devenue la loyauté, le patriotisme?... Il n'y a plus qu'indignités, il n'y a plus que l'indignation dans ce monde et la société est partagée entre ces deux sentiments ... La conversation entre N.(apoléon) et ma soeur (die verwitwete Erbprinzeß Amélie von Baden) me paraît bien extra-ordinaire et remarquable et je lui ai conseillé de la mettre par écrit, avant qu'elle ne l'oublie; car elle est d'un genre très-particulier et digne d'être conservée. Et la Prusse, la Prusse, quelle rôle a-t-elle jouée, joue- et jouera-t-elle encore? Elle finira pourtant par s'en repentir et en être la dupe. Vous savez sans doute déjà que le ministre de Haugwitz ait outrepassé le pouvoir et qu'en retournant à Berlin le Roi le lui reprocha au moment où il lui présenta le traité d'alliance offensive et défensive qu'il avait arrangé avec la France. M. de H. dit sur cela: Sire, j'ai lu dans votre âme. Le roi se contenta d'effacer les mots d'offensive et défensive, mais laissa celui d'alliance. Si vous ignorez cette anecdote, je vous ai donc raconté du nouveau. La plus grande partie de l'armée sent vivement le rôle, qu'on lui a fait jouer et il y a des officiers disant, qu'ils baisseront les yeux en rentrant dans leurs garnisons. Les derniers Prussiens nous ont quitté hier, vous n'avez pas d'idée de ce que le pays a souffert du séjour de ces troupes. Le duc a la bonne idée de vouloir quitter ce service et j'approuve qu'il aie cette pensée, car de toutes manières on a agi bien mal envers lui. Il est pour le moment à Dresde, ayant à parler à l'Electeur et Bernard y est depuis quatre semaines pour y achever son éducation. Ma belle-fille a passé trois semaines à Berlin pour voir son frère Constantin. Elle y a eu les plus grands succès et s'y est comme de raison extrêmement

plue. La Reine lui paraît charmante, pas du tout coquette, en un mot, il faut voir seulement tout soi-même pour juger le monde tel qu'il est . . ."

Aber nicht nur die Welt um sich her fühlte die Herzogin wanken, auch ihre eigene Seele, durch die von allen Seiten auf sie einstürmende Bedrängnis tief erschüttert, rang nach einer Lösung der uralten Menschheitsfrage.

„Si seulement on savait la raison pourquoi on est lancé dans ce monde? Personne ne vous demande si vous voulez y être, et lorsque vous y êtes vous devez vivre dans un état de contrariété continuelle, et si vous ne le faites pas, gare à vous. Puis le vice qui va la tête haute, qui vous monte sur le corps, et qui écrase, anéantit tout ce qui est bon et vrai. Ah Prince, s'il y avait encore des déserts je crois que j'irais m'y enfuir, vivre en solitude et peut-être finirais-je par rassembler quelques fidèles autour de moi et par fonder quelque monastère comme faisaient les Norberts, les Brunos etc. . . . Savez-vous donc ce qui se fera encore de nous? Dieu veuille vous préserver de malheurs et nous aussi, nous autres bon Saxons. Ah mon Dieu pourquoi est-on, pourquoi existe-on?"

Noch hoffte die Herzogin, daß Sachsen(-Weimar), das alte angestammte Sachsen intakt bleiben werde. Aber auch die Möglichkeit seiner Vernichtung und Zerstörung faßt sie ins Auge, freilich mit dem Wunsche, ihr Tod möge jenem Verhängnis vorhergehen. Unter einer Buche, oder zwischen den Gebeinen Johann Friedrichs und Bernhards, ja selbst in einem der Kellergewölbe ruhend, würden die empörenden Vorgänge in der Welt ihr nichts mehr anhaben.

Etwas von jenem stockenden Herzschlag, mit dem der einzelne sich in große Ereignisse hineingezogen fühlt, zittert durch die Briefe der Fürstin vom Jahre 1806. So schreibt sie nach der Gründung des Rheinbundes, als eine Täuschung über Napoleons Absichten kaum noch möglich war, am 22. August an den Bruder:

„Je m'aperçois que j'aurais dû vous écrire sur du papier bordé de noir, en signe de notre deuil sur la fin tragique de la constitution germanique; mais ce deuil est profondément

gravé dans mon âme et sans doute aussi dans la votre. Votre existence politique est assurée pour le moment et a même reçue un vernis assez brillant. La nôtre par contre est très-problématique et notre situation en général est des plus critiques. Les Français à notre porte, ou pour mieux m'exprimer, aux frontières de la Saxe ne nous pronostiquent rien de bon. En tout cas il ne faut pas perdre courage, quoique tout y porte. Les événements des temps actuels sont très-particuliers; l'opposé de toutes les probabilités se fait depuis nombre d'années, de manière que quelquefois cela me donne un peu d'espoir pour nous. Est-ce que les descendants de ceux, qui jadis se sont si bien montrés, seront engloutis dans cet impitoyable torrent, qui bouleverse tout? Mais y a-t-il encore un droit de restitution dans ce monde? ... Je désire que notre carrière se termine noblement, et que si les Saxons, les antiques Saxons, doivent périr, qu'ils périssent tous ensemble ... Je vous ai bien bavardé, très-cher Prince, et je tâche d'oublier autant que je puis notre position, mais au fond j'ai le coeur bien gros, je vous assure et il ne vous sera pas difficile de le croire ..."

Von den Fürsten Sachsens aber stand einzig Karl August aus innerster Überzeugung auf der Seite Preußens. Der einstige Staat des großen Friedrich mußte ihm, wie die Dinge lagen, als der einzige Träger des deutsch-nationalen Gedankens erscheinen. Wie unerschütterlich er an seiner deutschen Gesinnung festhielt, bezeugen die Briefe Louisens, auch wie beide immer mit ihrem Untergang, aber nie mit der Möglichkeit des Beitritts zum Rheinbund rechnen. Diese Gesinnung, die Karl August beim Ausbruch des Krieges so entschlossen als Fürst und Feldherr auf die Seite Preußens führte, war die Ursache, die Napoleon den Herzog von Weimar mit besonderem Zorn verfolgen ließ. So geringe Sicherheit auch der Anschluß an diesen, noch im letzten Moment von Hessen-Kassel im Stich gelassenen, einzig auf Sachsens Unterstützung angewiesenen Staat bot, Karl August durfte aus seinem Verhalten die innerliche Genugtuung schöpfen, Land und Leben für seine deutsche Überzeugung eingesetzt und mit der Waffe in der Hand seine Gegnerschaft zu dem französischen Zwangsherrn bekräftigt zu haben.

Nun kam die Entscheidung, und sie fiel — in Weimar. Die Lage der Stadt im Rücken des Thüringer Waldes und in der Nähe des Saaletals machte es wiederholt zu einem Durchgangspunkt für die preußische Armee, die sich unter dem Oberbefehl des Herzogs von Braunschweig, des Bruders von Anna Amalie, zwischen Erfurt und Naumburg sammelte. Von den Fenstern des Schlosses sah man am 11. Oktober die Truppen drüben im Stern an ihren Wachtfeuern biwakieren. Mit dem Könige von Preußen war die Königin Louise in Weimar eingetroffen. Der Herzog hatte sein weimarisches Kontingent zum preußischen Heer stoßen lassen. Er selbst befand sich, mit dem Kommando über die preußische Avantgarde beauftragt, auf einem Vorstoß gegen die Mainlinie begriffen, auf der man den Feind heranziehend glaubte. Mit der Nachricht von dem verlorenen Gefecht bei Saalfeld, in dem Prinz Louis Ferdinand gefallen war, verbreitete sich blitzschnell das Bewußtsein der drohenden Gefahr. Die Erbprinzeß, die sich als Schwester des russischen Kaisers nicht einer möglichen Gefangennahme durch die Franzosen aussetzen durfte, reiste noch am 11. Abends nach Berlin ab. Die Königin Louise brach am Nachmittag des 13. Oktobers von Weimar auf. Der junge, vierzehnjährige Prinz Bernhard war auf seinen glühenden Wunsch hin gleich beim Ausbruch des Krieges als Freiwilliger eingetreten und dem Stabe des Fürsten von Hohenlohe, der bei Jena Aufstellung genommen hatte, zugeteilt worden. Als sich am Morgen des verhängnisvollen 14. Oktober von Jena her Kanonendonner hören ließ, entschloß sich auch die Herzogin Anna Amalie, begleitet von ihrer Enkeltochter, der Prinzeß Karoline, das bedrohte Weimar zu verlassen in der Hoffnung, das neutral gebliebene Kassel oder Braunschweig erreichen zu können. Ihr schloß sich auf das Gerücht hin, daß die Koburger Herrschaften arretiert worden seien, auch der Erbprinz an, den man nur durch die Vorstellung, daß auf seinem Leben die Hoffnung des Landes beruhe, zu diesem Schritt hatte bewegen können.

Allein, ohne irgendwelche militärische Bedeckung blieb

die Herzogin Louise im Schloß zu Weimar zurück. Mitten unter den Schreckniſſen der nahen Schlacht verharrte ſie mit männlichem Mut auf dem ausgeſetzten Poſten, auf den ſie ſich von ihrer Pflicht als Fürſtin des Landes gewieſen ſah[1]). „Unter ihrem Schutze ſammelten ſich in den unteren Räumen des Schloſſes an dieſem und den folgenden Tagen Hunderte von Flüchtenden, Frauen und Kinder, ſie nahm ſie auf und teilte mit ihnen. Kiſten und Koffer waren überall untergebracht und ſtanden ſelbſt in den Zimmern nach der großen Schloßtreppe zu; alle Türen waren weit geöffnet und mitten in dieſem Gewirr bewegte ſich die Herzogin wie ein ſchirmender Genius. Mit ihrer Klugheit, Güte und Gegenwart des Geiſtes ordnete ſie alles an und tat immer das Rechte. Wohlwollend ſorgte ſie für alle, und alle, die in dieſen Stunden höchſter Bedrängnis um ſie waren, verſicherten, daß die großherzige Frau ſich immer ganz gleich blieb und in ihrem Weſen faſt kein Unterſchied gegen ſonſt zu bemerken war"[2]).

Die erſte, ſichere Kunde von der verlorenen Schlacht brachte ihr Sohn, Prinz Bernhard, in das Schloß. Einen Moment durfte die Mutter den tapferen Knaben, den ſie verwundet geglaubt hatte, an ihr Herz drücken, um ihn dann

---

[1]) Der ſpätere Großherzogl. Kirchenrat Lincke, der in ſeinen auf Wunſch des damaligen Großherzogs 1857 niedergeſchriebenen und als Manuſkript gedruckten „Erinnerungen an das Jahr 1806" manche wertvolle Einzelheit mitteilt, berichtet über dieſe Abſicht der Fürſtin, in Weimar zu bleiben: „Der unter den damaligen Verhältniſſen wahrhaft heroiſche Entſchluß der Frau Herzogin Louiſe, in Weimar zu bleiben, wurde ſchon vor dem Hereinbrechen der Ereigniſſe vielfach bewundert, und das umſomehr, als derſelbe ganz gegen Wunſch und Wille des Herzogs Karl Auguſt ausgeführt wurde. Beſorgten Sinnes hatte ſich dieſer vielmehr dagegen ausgeſprochen, ja einſt ſcherzhaft bei Tafel gedroht, daß er dieſelbe nicht auslöſen würde, wenn ſie in Gefangenſchaft geriete, und die erhabene Fürſtin hatte geantwortet, daß ſie als Landesmutter bleiben werde, es komme auch was da wolle, ſie ſtehe in der Hand Gottes."

[2]) Vergl. die Berichte der Zeitgenoſſen bei Geiger, Alt-Weimar, die Gedächtnisrede Röhrs für die Herzogin u. a.

von sich zu weisen, damit er seiner Pflicht folge. Lotte Schiller schreibt als Augenzeugin dieses Auftrittes: „In diesem Moment hätte ich der Herzogin zu Füßen fallen mögen, mit solch einer Rührung und Mut zugleich betrug sie sich." Als dann die französischen Truppen einzurücken begannen, hatte sich Goethe unter dem Schutz eines französischen Offizieres, des Sohnes von Lilli von Dürckheim, ins Schloß zur Herzogin begeben. Sein Freundeswort als teilnehmender Berater mußte ihrem Herzen wohltun inmitten der um sich greifenden Verwirrung.

Auch unter den Schreckensszenen einer beginnenden Plünderung verließ die Fürstin, die sich der weittragenden Bedeutung dieser Niederlage bewußt war, nicht einen Moment jene gefaßte Seelengröße, die sie in der eigenen Gefahr und in der des Landes noch an den Schutz ihrer Freunde denken ließ. Wiederholt ließ sie Frau von Stein, die sie anfangs in ihrer Wohnung dem Tumult beutegieriger Soldaten ausgesetzt wußte, auffordern, sich zu ihr ins Schloß zu retten. Nach einer bangen Nacht, die Feuersbrunst und Plünderung über die Stadt gebracht hatte, galt die dritte Frage Louisens am nächsten Tage dem greisen Wieland[1]).

Aber nicht nur die Gefahr ihrer Freunde, die Not der Stadt, das Schicksal des ganzen Landes fühlte die Herzogin auf ihre Seele gelegt. Noch nie war sie vor der Schwere einer Pflicht zurückgeschreckt. Dieses Pflichtbewußt-

[1]) Unter dem Eindruck dieser durchlebten Schreckensszenen richtete die Herzogin am 17. Oktober die nachfolgenden Zeilen an eine ihr nahestehende Persönlichkeit:

„17 octobre 1806.

Quelles cruelles journées nous avons passées. Je m'étais attendue et préparée à de grands désagréments, mais pas à ces malheurs, que la ville a éprouvé et à ceux qui nous attendent peut-être encore. Je rends grâce à Dieu que vous n'étiez pas restée ici, car que n'auriez vous souffert de toutes ces scènes de douleur et de peine aux quelles on avait toutes les peines à résister. J'espère, que vous vous portez bien et adieu, adieu de tout mon coeur.

L."

sein führte sie am Nachmittag des 15. Oktober dem Sieger entgegen.

„Auf dem Schloßhof war starke Bewegung," so berichtet ein Augenzeuge[1]) die ihm unvergeßlich gebliebene Szene, „und bald füllte sich die Haupttreppe. Von beiden Seiten stiegen hohe Militärs herauf und andere in den glänzendsten Uniformen, mit Orden geschmückt, entblößten Hauptes und an deren Spitze ein Mann von Mittelgröße, ganz einfach gekleidet, ohne alle Abzeichen, in einem graudunkeln, langen Überrocke mit schwarzen Aufschlägen und auf dem Haupte einen kleinen dreieckigen Hut mit einer unscheinbaren, dreifarbigen Kokarde, der Kaiser Napoleon. In diesem Augenblick war auch die Herzogin Louise, begleitet von ihren Hofdamen und dem Minister von Wolzogen aus ihren Zimmern tretend, oben an der Treppe erschienen. Als der Kaiser etwa noch vier oder fünf Stufen vor sich hatte, nahm er den Hut ab und blieb vor ihr stehen. Diese in gemessener Haltung sich neigend und vorwärts beugend sprach Worte der Begrüßung. ‚Je vous plains, Madame,' antwortete der Kaiser, sie starr ansehend und ging dem Saale zu."

Die Worte Napoleons, von anderen durch das bekannte „j'écraserai votre mari" ergänzt, gestatteten keinen Zweifel, daß die Existenz des Landes wie die des Fürstenhauses, die beide der Doppelsieg von Jena und Auerstedt in seine Hand gegeben hatte, auf dem Spiele stand. Schien er doch sehr aufgebracht und entschlossen, Karl Augusts deutsche Gesinnung diesen selbst wie sein Land schwer entgelten zu lassen.

Seinem eisernen Willen, der noch niemals, wo er Vernichtung beschlossen, Widerstand gefunden hatte, trat in der Herzogin Louise, in der Gestalt einer alternden einsamen Frau eine Macht entgegen, die in selbstvergessenem Eintreten für ein sittliches Moment den Sieg über den Sieger des Schlachtfeldes errang. In der Unterredung, die sie am folgenden Tage mit Napoleon hatte, gelang es der Herzogin, die ihm

[1]) Der schon oben erwähnte Großherzogl. Kirchenrat Lincke.

mit furchtlosem Herzen unter die Augen trat, mit würdiger Gelassenheit das Unwürdigste von ihm hinnahm, mit edlem Freimut die Sache ihres Gemahls und Landes vor ihm führte, die Leidenschaft, welche aus ihm sprach, durch ihr gemessenes, bescheiden-festes Benehmen mäßigte und stillte, durch kluge Anregung seiner besseren Gefühle das Äußerste von ihrem Hause, von ihrem Lande abzuwenden [1]).

Unvollkommen nur werden die Berichte der Zeitgenossen der Bedeutung dieser Tatsache gerecht. Den einzigen Maßstab für die Wirkung von Louisens furchtloser Seelenstärke gibt die Hochachtung, mit der Napoleon von da ab unentwegt der Frau begegnet, die der brutale Zorn des Kaisers ebensowenig wie seine zweihundert Kanonen hatten zurückschrecken können, als es galt, das zu tun, was ihr als ein selbstverständliches Gebot der Pflicht erschien.

Die Stellung, die ihr Napoleon einräumte, sollte ihr in den folgenden schweren Wochen, als sie sich durch die Abwesenheit des Herzogs in eine äußerst verantwortungsvolle Lage gedrängt sah, helfen, das Werk, das sie in jenem Moment begonnen hatte, durchzuführen. Zum Verständnis der weiteren Verhandlungen und Vorgänge bedarf es einer Schilderung der Begegnung selbst. Louisens eigene Feder beschreibt kaum vierzehn Tage später (28. Oktober) dem Bruder ihre Erlebnisse während jener Schreckenszeit und berichtet zugleich einige, das schon Bekannte wertvoll ergänzende Details ihrer „denkwürdigen Unterredung" mit Napoleon.

„La journée du quatorze nous a rendu à tous égards bien malheureux. Jusque là la ville et le Pays avaient beaucoup à souffrir de l'armée prussienne, qui y était dans toute son étendue et qui l'avait déjà affamée. Le 14, ce terrible jour, nous entendîmes dès l'aube du jour le bruit des canons. Jusqu'à midi on nous donna les meilleures nouvelles, de ce moment elles devinrent toujours plus mauvaises. Nous vîmes arriver des fuyards et plusieurs habitants des villages voisins accou-

[1]) Röhrs Gedächtnispredigt für die Herzogin entnommen, die sich hierin auf persönliche Mitteilung gründet.

rurent en ville, annonçant la prochaine arrivée des Français. Vous pouvez vous figurez que notre situation n'était pas douce. Le nombre des fuyards augmentait considérablement et enfin entre 4—5 heures les Français entrèrent en ville; on s'y battait encore, il y eut même des coups de canon tirés; beaucoup de personnes vinrent se refugier au chateau. Arriva le Général Rapp, qui se conduisit très-grossièrement, et quelques moments après le Général Murat, que je priai de ménager la ville, et qui me répondit, qu'avant d'y entrer il le s'était déjà proposé. La nuit vint; alors commença le pillage, dont bien peu de personnes ont été exempts, on se permit les excès les plus horribles. On mit le feu à une maison vis à vis du château, 5 maisons brulèrent, ce que sauva le reste fut, qu'il n'y avait pas une touffe d'air. Les bourgeois n'osaient par peur sortir de leur maisons. J'écrivis un billet au prince Murat pour le prier de faire éteindre le feu et cesser le pillage, mais cela n'aida à rien, quoique le lendemain il me porta des plaintes, qu'on accusait ses troupes d'avoir mis le feu. Ce qui est certain, c'est que pendant plusieurs jours on trouva dans une quantité de maisons de la poudre et des cartouches éparpillés ça et là. En ville comme au château personne n'eût de quoi manger. Pendant 24 heures je n'ai pas eu du pain et à peine quelques peu de pommes de terre. On avait aussi pillé la cuisine. Enfin nous avons éprouvé beaucoup de calamités. Le lendemain vers le soir arriva l'empereur. Je le reçus, il me traita très-impoliment. Je l'accompagnai à son appartement, et en y arrivant il me fit une reverence et me planta là. Je demandai le lendemain matin à lui parler. Il me reçut très-sévèrement, me disant beaucoup de duretés pour moi et le duc. Je lui répondis avec franchise, je tâchai de m'en tirer aussi bien que je pus. Il menaça beaucoup, parla de fautes que nous avions commises contre lui etc. Je fis de mon mieux pour lui prouver que le duc avait entièrement suivi l'exemple de l'électeur de Saxe, s'étant toujours proposé de faire comme lui dans cette occasion. Je le radoucis enfin et il devint un peu plus obligeant. Le soir il vint me faire visite, et resta longtemps chez moi, mais ne manqua pas de me lancer des sarcasmes contre le duc. Je tâchai de ne pas me laisser décontenancer. Nous avons beaucoup à craindre et peu à espérer, je crains fort pour notre existence future. L'empereur exigea, que le duc quitte tout de suite le service de Prusse. Depuis ce moment on est à sa recherche sans pouvoir encore réussir à le trouver avec son corps. Il a été séparé du gros de l'armée

le jour de la bataille, dont il n'était pas et depuis on ne sait jamais de sûr où il est. Vous pensez bien que ceci augmente ma peine et mon embarras. J'avais aussi les plus grandes inquiétudes pour Bernard, qui servait comme volontaire à l'armée du prince de Hohenlohe; mais heureusement que j'en aie de bonnes nouvelles. Je le vis un quart d'heure le jour de la bataille, dont il fût, et où il s'est heureusement bien conduit ayant été exposé au plus grand feu et ayant conservé la meilleure contenance. Il vint pour un moment pendant la déroute ayant la meilleure contenance possible et témoignant beaucoup de compassion pour les malheureux blessés. En vérité, ce garçon me donne beaucoup de satisfaction; et que Dieu le conserve et le rende toujours digne de sa râce. Mons. de Hintzenstern l'a mené à Stralsund chez ses parents afin qu'il se repose de toutes ses fatigues. Ma belle fille était partie le 11. pour Berlin, et apparement elle est à présent en route pour la Russie. La duchesse partit le 14. pour Brunswick, où elle n'a pourtant pas été, mais à Göttingen et Cassel, je lui avais donné Caroline avec, parceque j'aimai mieux la savoir éloignée, ne sachant pas la tournure que cela prendrait et Charles était aussi parti ce jour-là, parceque le peuple d'ici le désirait; mais il va aussi revenir. Je vous donne tous ces détails, parceque je suis sûre, que vous prenez intérêt à notre sort. Racontez ces désastres à mon frère et à ma belle-soeur et veuillez bien aussi donner de mes nouvelles à ma soeur de Hombourg. On nous a enlevé tous nos chevaux, les voitures sont gâtées. En un mot, la première fois que je sortirai en carosse, ce sera avec les chevaux de Mons. Voigt, qui les a conservés.

Le pauvre Parc a bien souffert, les Français se sont amusés de couper une quantité d'arbres sur le grand chemin, qui mène à la maison Romaine et il y a des parties entièrement ruinées. L'intérieur de cette maison a aussi extrêmement souffert. En général cette nation a un génie destructeur, car c'est énorme tout ce qu'ils ont gâté pour le plaisir de détruire. Depuis que je vois de près, comment cette armée est organisée, je conçois ses succès, et il n'y a qu'une organisée ainsi qui puisse la vaincre. Jena a eu le même sort et aussi d'autres villes . . ."

Es entspricht der Bescheidenheit Louisens, wenn sie in dem Bericht an den Bruder unerwähnt läßt, daß Napoleon seine veränderte Gesinnung mit der in diesem Moment und aus seinem Munde gewiß nicht als Phrase zu betrachtenden

Wendung begründete, um ihretwillen wolle er Land und Fürstenhaus verschonen [1]).

Aus einem in dem Archiv des französischen Auswärtigen Amtes aufbewahrten Schriftstück aus jenen Tagen geht hervor, wie die Herzogin durchaus im Mittelpunkt der Regierungsangelegenheiten stand. Die unvorausgesehene Wendung der französischen Okkupierung versetzte die Vertreter der weimarischen Regierung in die Notwendigkeit, sich von Napoleon Verhaltungsmaßregeln auszubitten. Der zu diesem Zweck zusammengetretene Regierungsrat war, wie der ebenfalls dem Rat angehörende Geheimrat von Wolzogen in diesem Schreiben an einen ihm persönlich bekannten Marschall des Kaisers bemerkt, „zwar zu diesem Schritt nicht durch die Instruktionen seines Souveräns geleitet, aber die Frau Herzogin habe ihn gebilligt, und man sei überzeugt, daß der Herzog, der sein Land liebe, das unterschreiben werde, was seine Regierung sich genötigt sehe, in dieser Hinsicht zu beschließen. Seine Kaiserliche Majestät möge geruhen, Weimar als einen der Sammelpunkte der deutschen Literatur anzusehen, und gestatten, daß die Vertreter der Regierung des Glückes teilhaftig würden, Seiner Kaiserlichen Majestät ihre respektvolle Ehrfurcht zu bezeigen und den Ausdruck ihrer vollkommenen Unterwerfung vor seinen Thron zu bringen." Nicht minder bezeichnend für die momentane Lage, in der man sich vollkommen der Gewalt des Siegers preisgegeben fühlte, ist das weiter folgende Anerbieten, „daß, wenn man noch länger das Glück der kaiserlichen Anwesenheit haben könne, die Frau Herzogin bereit sei, sich in irgendwelche Räume zurückzuziehen, damit das ganze Schloß zur Verfügung stehe und eine zweckentsprechendere Einteilung ermöglicht werde, als man sie im Moment der Ankunft des Kaisers habe treffen können in der Verwirrung, die sich seit zwei Tagen der Gemüter bemächtigt habe."

---

[1]) Vergl. die Darstellung Müllers in seiner Erinnerung aus den Kriegsjahren S. 3 und den Brief Loders an Hufeland, mitgeteilt von L. Geiger, Alt-Weimar S. 100.

Napoleon empfing am 16. Oktober Herrn von Wolzogen und den Staatsminister von Voigt in einer Audienz. Der allgemeinen Plünderung wurde Einhalt getan. Auch der vom Kaiser eingesetzte Platzkommandant bewies den besten Eifer für die Wiederherstellung der Ordnung und die Minderung des allgemeinen Elends. Dennoch war, wie die Fürstin schreibt: noch immer mehr zu fürchten als zu hoffen. Die kaiserliche Zusage der Schonung von Land und Fürstenhaus war an die Bedingung geknüpft gewesen, daß der Herzog innerhalb vierundzwanzig Stunden nach Weimar zurückkehre und sein Kontingent von der preußischen Armee trenne, andernfalls sei die Vernichtung seiner Souveränität beschlossene Sache. Allein fürs erste war der damalige Aufenthalt Karl Augusts nicht zu ermitteln. Boten, die ihn aufsuchen sollten, wurden nach den verschiedensten Richtungen abgesandt ohne Erfolg. Der Herzog, der mit seinem Korps auf dem Umweg über Mühlhausen und Göttingen den Trümmern der preußischen Armee auf ihrem Rückzuge gefolgt war, konnte bis zu diesem Zeitpunkt von dem Vorangegangenen nicht in Kenntnis gesetzt werden. Die Herzogin sah sich genötigt, den Kaiser in einem Handschreiben um eine nochmalige Verlängerung des von ihm gesetzten Termins zu ersuchen. Ein junger weimarischer Beamter, der nachmalige Kanzler von Müller, erbot sich, diesen Brief Napoleon, der inzwischen ungehindert auf seinem Siegeszuge nach Berlin vordrang, zu überbringen.

Die Schwierigkeiten und Gefahren einer Reise inmitten einer feindlichen Armee hinderten Müller, Napoleon eher als bei seinem Aufenthalt in Potsdam einzuholen. Auch die uns von ihm übermittelte Schilderung seiner Audienz beweist, welchen Eindruck die Haltung der Herzogin Louise auf den Kaiser gemacht hatte.

„Sie kommen von Weimar? Was macht die Herzogin?" redete er mich mit der ruhigsten Miene von der Welt an, die Hände auf dem Rücken und mit einer Freundlichkeit im Tone, die mir sogleich Mut und Zuversicht einflößte. „Wir haben in der Tat der Herzogin viel Lärm und Unruhe in

ihrem Schloß gemacht; das tat mir leid; aber im Kriege geht es nicht anders." Wie er die Auseinandersetzung Müllers über die Unmöglichkeit, ihm gewisse Nachricht von dem Verbleib Karl Augusts zu überbringen, freundlich aufgenommen hatte, so entschied er auch die sich aus der nötig gewordenen Neubesetzung der Stelle eines französischen Kommandanten in Weimar ergebenden Schwierigkeiten mit dem Bemerken, man möge sehen, wie man es einrichte, er wünsche allerdings, die Herzogin von Weimar zufrieden zu stellen. Und auf seine Anwesenheit in Weimar zurückkommend, äußerte er: „Ihre Herzogin hat sich sehr standhaft bewiesen; sie hat meine ganze Achtung gewonnen. Ich begreife, daß unsere rasche Ankunft in Weimar sie in große Bedrängnis setzte. Der Krieg ist ein häßliches Handwerk, ein barbarisches, vandalisches; aber was kann ich dafür? Man zwingt mich dazu wider meinen Willen."

Wirklich bewies die Wahl der vom Kaiser zur Abwicklung der politischen und finanziellen Geschäfte nach Weimar entsandten Persönlichkeit eine bemerkenswerte Rücksicht. Es war dies der junge Mounier, der, selbst in Weimar in dem Institut seines Vaters in Belvedere erzogen, nicht nur die Weimarer Verhältnisse einsichtsvoll beurteilen, sondern auch mit tunlichster Rücksichtnahme auf ein Fürstenhaus, das seiner Familie in Zeiten der Not eine Heimat geboten hatte, auftreten konnte.

Weimars Schicksal blieb indessen noch immer unentschieden. Noch hatte Karl August sich nicht von der preußischen Armee getrennt. Was er von Napoleon zu erwarten habe, war er sich vom ersten Moment der Niederlage bewußt. „Herzog von Weimar und Eisenach wären wir einstweilen gewesen," hatte er während des von ihm mit militärischer Umsicht geleiteten Rückzuges seines Korps, auf einer Trommel sitzend, gelassen zu den Kameraden geäußert. Ein aus Havelberg vom 27. Oktober datierter Brief an seine Gemahlin brachte die erste Nachricht über die von ihm auf Napoleons Forderungen hin getroffene Entscheidung. Obwohl dieses Schreiben

bestimmt erscheint, seine politische wie militärische Haltung vor dem Kaiser zu rechtfertigen, kommt trotzdem darin seine weder durch Drohungen, noch durch Schicksalsschläge zu beugende Gesinnung zu bemerkenswertem Ausdruck: Die Entscheidung, ob er die Armee, in der er seit zwanzig Jahren Dienste geleistet habe, jetzt mit Ehren verlassen könne, stehe dem König von Preußen zu, dem er seine dahingehenden Wünsche ausgesprochen habe; daher habe er diesen gebeten, daß sein Truppenkontingent, wie es Napoleon gewünscht, nach Weimar zurückkehren dürfe. Der Kaiser werde den Soldaten, der seinem Beruf mit Eifer nachkomme, nicht verachten können; sein höchster Wille möge über das Schicksal seines Landes und seiner Familie entscheiden. Vollste Anerkennung aber zollt der Herzog seiner Gemahlin: „Par rapport à ce que vous avez fait pour Weimar, avec quelle constance, avec quel courage vous avez supporté les adversités, il n'y a qu'une voix là-dessus: Votre propre conscience seule peut vous en récompenser complétement. Vous vous êtes faites une réputation digne des temps passés! Que la providence vous bénisse et vous fasse jouir du fruit de vos bonnes actions!“ [1])

Der überaus interessanten Schilderung seiner dritten Audienz, in der Müller diesen Brief, sowie ein ihn begleitendes Schreiben der Herzogin dem Kaiser überreichte, sei hier nur das zur Kenntnis der Sachlage und zur Charakterisierung von Napoleons Plänen in Bezug auf Karl August und Louise Nötige entnommen.

Der Kaiser, der Müller, im Gegensatz zu den beiden vorhergehenden Unterredungen, von vornherein ungnädig empfangen hatte, überblickte nur äußerst flüchtig den Inhalt der Schreiben, um sich dann mit Heftigkeit an Müller zu wenden. „Mein Herr Rat!“ sagte der Kaiser zu mir — „ich bin zu alt, um auf Worte zu bauen, ich halte mich an Tatsachen. Weiß Ihr Herzog wohl, daß ich ihn billig der Regierung

[1]) Der ganze Brief veröffentlicht in Müllers Erinnerungen aus der Kriegszeit S. 55.

entsetzen sollte? Wenn ich gleichwohl dies bis jetzt noch nicht getan, so liegt die Ursache bloß in meinem Wohlwollen für die Frau Herzogin und darin, daß ich, gastlich in ihrem Schlosse aufgenommen, einer Fürstin, die schon so viel gelitten, gerne noch größeren Schmerz ersparen wollte ... Wenn man nicht mehr als ein paar hundert Mann aufstellen kann, so muß man sich ruhig verhalten; nicht einmal der Herzog von Braunschweig, der verbissenste meiner Feinde, hat ein Truppenkontingent an Preußen gestellt, der Herzog von Gotha hat es sich nicht im Traume einfallen lassen, aber ich weiß schon, man hat dem Ehrgeiz Ihres Herzogs durch ein Kommando geschmeichelt und so das Netz um sein Haupt gesponnen. Es ist fürwahr jetzt die beste Zeit, seine Staaten im Nu zu verlieren. Sie sehen, wie ich es mit dem Herzog von Braunschweig gemacht habe. Ich will diese Welfen in die Sümpfe Italiens zurückjagen, aus denen sie hervorgegangen. Wie diesen Hut" — hier warf er ihn zornig zur Erde — „will ich sie zertreten und vernichten, daß ihrer in Deutschland nie mehr gedacht werde. Und große Lust habe ich, es mit Ihrem Fürsten ebenso zu machen!"

Diesen Auslassungen Napoleons entspricht vollkommen ein von dem Kaiser unter dem Datum des vorhergehenden Tages, den 5. November, an die Herzogin Louise gerichteter Brief:

„Ma Cousine, j'ai reçu plusieurs de vos lettres; je partage toutes vos peines. J'ai accordé toutes les demandes, que vous m'avez faites. Je désire cependant, que cela serve de leçon au Duc de Weimar. Il m'a fait la guerre sans raison; il pouvait imiter la conduite du Duc de Saxe-Gotha; il pouvait imiter celle du Duc de Brunswick, qui n'a pas fourni de contingent, et que j'ai cependant privé de ses états. Tout ce que j'ai fait pour le Duc est uniquement à votre considération. Sur ce, je prie Dieu, ma cousine, qu'il vous ait en sa sainte et digne garde.

Votre bon cousin

N." [1]).

[1]) In der „Correspondance de Napoléon I." abgedruckt Vol. XIII Nr. 11181.

Auch die kaiserliche Antwort auf das von Müller am 5. November übergebene Schreiben führt ausdrücklich Napoleons Sinnesänderung gegen Karl August auf die Fürsprache der Herzogin zurück. Bemerkenswert erscheint es auch, daß er im Gegensatz zu dem ersten Brief ihr hier die ihr als Souveränin zukommende Anrede „Votre Altesse" einräumt.

„Ma Cousine, j'ai reçu votre lettre. La recommandation de Votre Altesse est toute puissante sur moi. J'ai, à sa considération, oublié tous les griefs, que j'avais contre le Duc de Weimar. J'ai beaucoup à me plaindre contre le Duc de Saxonie. Votre Altesse peut être sans inquiétude sur son fils le prince Charles. Il s'est bien comporté à la bataille et il supporte très-bien la fatigue. Il me reste à assurer Votre Altesse de l'estime, que je lui porte et du désir, que j'ai de lui en donner des preuves dans toutes les circonstances. Sur ce je prie Dieu, qu'il vous ait, ma Cousine, en sa sainte et digne garde.

à Berlin, le 7 nov. 1806.

Votre bon cousin

(unterzeichnet) N." [1]).

Müller hatte zugleich mit diesem letzten Schreiben, das zu seinem Erstaunen die Aufschrift trug: „A ma Cousine, la Grande-Duchesse de Saxe-Weimar", die für den Herzog gewünschten Pässe und die Erklärung erhalten, der Kaiser habe die Souveränität des Herzogs von Weimar anerkannt und erachte damit die weimarischen Angelegenheiten für so weit erledigt.

So naheliegend nach dem hier Mitgeteilten die Annahme

[1]) Beide Schreiben, sowie der Umschlag mit der erwähnten Aufschrift im Großherzogl. Hausarchiv, das letztere befindet sich nicht in der „Correspondance". Allerdings ist dort Vol. XIII, Nr. 11209 ein Brief des Kaisers abgedruckt, der inhaltlich diesem genau entspricht. Aber er ist dort als an die Markgräfin von Baden gerichtet bezeichnet und vom 8., nicht dem 7. November datiert. Im Text ist nur ein Wort verschieden: statt Saxonie heißt es dort Brunswick. Noch ein anderes ist auffällig: der Kaiser spricht von „Ihrem Sohn, dem Prinzen Karl". Karl Friedrich, der Sohn Louisens, war aber nicht im Heere, während der Erbprinz Karl von Baden sich im Hauptquartier des Kaisers befand. Augenscheinlich sind die Schreiben an die beiden Fürstinnen nach demselben Diktat behandelt worden und dabei einige Irrungen unterlaufen.

erscheint, Napoleons Entschluß, Karl Augusts Gegnerschaft zu vergessen, sei lediglich dem Eindruck zuzuschreiben, den die mündlichen wie die schriftlichen Äußerungen der Herzogin auf ihn gemacht, so hieße dies, Napoleon ins Ideale färben. Vielmehr verbirgt sich unter dieser Versicherung, daß die Fürstin alles über ihn vermöge, ein feiner Schachzug, bestimmt, den ihm von der praktischen Politik diktierten Schritt unter dem Anstrich ritterlicher Großmut zu verschleiern. Gewiß hätte Napoleon damals, wie er es im ersten Briefe andeutet, wie er es Müller gegenüber mit Heftigkeit ausspricht, Weimar vernichten können. Und die Herzogin selbst befürchtete, wie aus einem Brief an den Bruder hervorgeht, daß Gotha Vorteil von Weimars Untergang ziehen werde. Aber nachdem der zur Vernichtung ausholende Arm des Eroberers einmal durch das mutige Dazwischentreten der Herzogin aufgehalten worden war, mußten diplomatische Erwägungen Raum gewinnen. Die nahe Verwandtschaft des weimarischen Fürstenhauses mit Rußland mußte nicht nur für Preußen, wie der Kaiser zu Müller bemerkt, sondern auch für ihn selbst hindernd ins Gewicht fallen. Außerdem mochten die Einwendungen Müllers in der oben erwähnten Audienz zur Klärung der Situation beigetragen haben. Die von Müller mitgeteilten Schlußworte Napoleons gestatten einen Blick in seine Karten. „Machen Sie es" — sprach er mich wieder mit feierlichem Nachdruck an — „Ihrem Herzog recht einleuchtend, daß er sein Land und seine politische Existenz einzig und allein der hohen Achtung, ja der innigen Freundschaft verdankt, die ich für seine Gemahlin, die Frau Herzogin gefaßt habe, und dann auch der freundschaftlichen Gesinnung und der Anhänglichkeit, die ich für ihre würdige Schwester, die Frau Markgräfin von Baden hege, sowie für das gesamte badische Haus. Dieses vortreffliche Schwesternpaar sollte allen Fürstenhäusern in Europa zum Beispiel und zur Nacheiferung dienen, und alles, was ich für Weimar noch irgend tun werde, wird ganz allein aus Rücksicht für sie geschehen."

Mit dem Hinweis auf Baden, dessen Fürstenhaus sich ihm unbedingt angeschlossen hatte, zieht er die Richtschnur,

nach der künftig auch Karl August und Louise ihr Verhältnis zu ihm zu regeln haben sollten. Auch als gefügige Vermittler Rußland gegenüber hoffte er sich ihrer bedienen zu können. Und so muß wohl auch die überraschende Adressierung, an die sich in Weimar bereits Gerüchte über eine mögliche Rangerhöhung knüpften, als ein wohlberechnetes Versehen, ein ballon d'essai in dem diplomatischen Spiel gelten, mit dem Napoleon seinen widerstrebenden Gegner auf seine Seite hinüber zu zwingen dachte.

Wie wenig Karl August, der inzwischen den geforderten Abschied vom Könige von Preußen erhalten hatte, diese Hoffnung auf ein persönliches Vasallentum rechtfertigte, ist bekannt. Seine persönliche Vorstellung beim Kaiser zog sich, ungeachtet der von diesem gewünschten Beschleunigung, bis in den Sommer von 1807 hinaus.

Der am 24. Dezember vollzogene Beitritt Weimars zum Rheinbund, der dem von der Plünderung und den vorhergegangenen Truppendurchzügen schon sehr mitgenommenen Lande die schwere Last einer Kontribution von 2200000 Franken (1760000 Mark) auferlegte, konnte nicht dazu beitragen, bei dem Fürstenpaar eine versöhnliche Stimmung gegen Napoleon aufkommen zu lassen. Die Herzogin hatte bereits im November unter Hinweis auf die dem Lande schon von dem Kaiser erwiesene Gnade (wohl die von ihr erbetene Verlängerung der Frist für die Rückkehr des Herzogs) von neuem sich an diesen gewandt mit der Bitte um eine Ermäßigung der von dem Lande aufzubringenden Kriegslasten. Dieser, wie es scheint, der einzig erhalten gebliebene Brief der Fürstin an Napoleon lautet:

„Weimar, 30 novembre 1806.

Sire!

J'ose réclamer de nouveau la clémence de Votre Majesté Impériale pour un malheureux pays et me flatter qu' Elle daignera me le pardonner. Une grande partie de l'armée prussienne y passa tout l'hiver dernier. Elle y revint en plus grand nombre encore au commencement de cette campagne et les suites inévitables de la guerre mirent le comble à la ruine totale. Dans son état actuel il est impossible, Sire, même en

mettant le plus grand zèle à remplir Vos ordres, de trouver la somme destinée pour la contribution, qui nous est imposée, et si Votre Majesté Impériale et Royale ne daigne nous en accorder la remission, ce pays ne pourra jamais se remettre des calamités, qu'il a éprouvées. Votre Majesté Impériale nous a déjà accordée une grâce et qu' Elle daigne mettre le comble à cette faveur en nous aussi accordant celle, dont j'ose la suppléer humblement. Sire, Votre coeur si grand, si magnanime aura pitié des malheurs de ce pays, qui a déjà le précieux avantage de jouir de Votre haute protection.

C'est avec le plus profond respect, que je suis, Sire, de Votre Majesté Impériale

La très-humble et très-obéissante servante

Louise Duchesse de Saxe-Weimar" [1]).

Das Unwetter war vorübergezogen; Land und Fürstenhaus Sachsen-Weimar waren gerettet. Aber die Spuren, die der Krieg hinterlassen hatte, schienen untilgbar, der Wohlstand des Landes für unabsehbare Zeiten vernichtet. Nur allmählich vermochten sich die Gemüter aus der Betäubung, in die sie die schweren, über sie hereingebrochenen Schicksalsschläge versetzt hatten, aufzurichten. Der Rückblick auf jene Tage der Angst und Gefahr erweckte auch in weiteren Kreisen das Gefühl der Anerkennung und des Dankes für die Fürstin: „Die regierende Herzogin hat mit uns die schrecklichsten Stunden verlebt," berichtet Goethe direkt unter dem Eindruck dieser Oktobertage den nächsten Freunden: „Ihr verdanken wir einige Hoffnung des Heils für künftig, sowie für jetzt die Erhaltung des Schlosses." Und „Unsere zeither im Schatten gestandene Herzogin hat sich als ein Held benommen", urteilte man in Weimar. Als Louise zum ersten Male nach dieser Schreckenszeit in dem wieder eröffneten Theater erschien, sprach ein ebenso stürmischer wie herzlicher Empfang ihr den warmen Dank ihrer Untertanen aus.

---

[1]) Während die bei Müller erwähnten Briefe der Herzogin Louise sich, wie es scheint, nicht erhalten haben, befindet sich dieser dritte, von Müller nicht erwähnte Brief in den Akten des französischen Ministeriums für Auswärtige Angelegenheiten, ein Entwurf dazu unter den von Müllerschen Papieren im Goethe-Schiller-Archiv.

Das Gefühl seiner Dankesschuld der edlen Gemahlin gegenüber führte Karl August, „der bei seiner Abreise nicht hatte ahnen können, in welchem Zustand er sein Land wiederfinden sollte", zur Feier ihres Geburtstages auf ein paar Tage nach Weimar zurück. Wie wenig die ihr dargebrachten Lobeserhebungen Louise schmeicheln konnten, verrät die langjährige, vertraute Kennerin ihrer Gemütsart, Frau von Stein, die meint, „es wäre doch gegen den Charakter der Herzogin gewesen, wenn sie damals nicht so gehandelt hätte, wie sie es tat".

Eine Stimme aber gab es, deren warm ausgesprochene Bewunderung Louise wohltuend genug berührte, um eine Erwiderung bei ihr hervorzurufen. Madame de Staël hatte ihr auf die Nachricht von den Ereignissen der Oktobertage aus Coppet geschrieben:

„J'ai besoin d'exprimer à Votre Altesse tout le respect, toute l'admiration, dont je suis plus que jamais pénétrée pour Elle. Sa conduite, dans les derniers événements, est historique, et sa vie entière est expliquée par ce jour où ses vertus privées sont devenues publiques. J'ai eu la gloire, Madame, d'avoir prédit ici ce que vous feriez là-bas. Le sentiment, que cette conduite inspire est tel partout que c'est un honneur insigne d'être connue de vous, et si vous daignez me dire, que vous ne m'avez point oubliée, je n'en jouirai pas plus qu'autrefois, mais j'en serai, s'il est possible, encore plus fière..." [1]).

Mit der Bescheidenheit, die ein unzertrennlicher Begleiter echter Seelengröße ist, antwortet ihr die Herzogin:

„Weimar, ce 13 février 1807.

Votre souvenir, Madame, m'a causé comme toujours une grande joie. Vous ne pouvez jamais douter du prix que j'y attache, et c'est avec une tendre reconnaissance, que je vous en remercie mille fois, Madame, et de l'intérêt que vous avez bien voulu prendre à la pénible position à laquelle je me trouvais au mois d'octobre passé. Il est certain, que j'ai passé alors de bien cruelles journées qui, en même temps, étaient

[1]) Madame de Staël et la Grande Duchesse Louise p. 90.

d'un genre fort extra-ordinaire, et qui m'ont laissés un souvenir ineffaçable. Mais je ne devais ni pouvais m'y soustraire et comme rien n'était plus simple et naturel que je restasse ici, je n'ai donc fait que ce qui me restait à faire dans de telles circonstances, et je m'étonne en vérité qu'on a bien voulu y faire attention. Croyez que votre suffrage, Madame, est un de ceux dont je me trouverais toujours extrêmement flattée et soyez sûre que dans cette occasion-ci il me fait aussi du bien et que j'en suis sensiblement touchée. L'espoir de vous revoir pendant le courant de l'année me réjouit extrêmement et le Duc, à qui j'en ai fait part avant son départ pour Varsowie, qui a eu lieu il y a 8 jours. Mais je vous avoue, Madame, que je crains fort, que les événements du temps metteront des empêchements à ce projet qui, s'il se réalise, me causera un contentement inexprimable ..."

Frau von Staël hatte das richtige Wort gefunden. Dieser eine Moment, dem die historischen Umstände eine bleibende Bedeutung geben, hatte plötzlich Licht auf Louisens bis dahin unerkannt gebliebene innere Werte fallen lassen. Ihre Handlungsweise, die Louise selbst so durchaus natürlich findet, daß man ihr kein Verdienst daraus machen könne, war der Ausfluß ihrer Wesenheit. Ihre innere Entwicklung, die in der Religiosität ihre natürliche Grundlage fand, strebte von Jugend an den höchsten sittlich-moralischen Zielen zu. Der Kampf, zu dem sie die Wahrhaftigkeit, die ihr Lebenselement war, drängte, ihr eigenes Leben in Einklang mit der Höhe und Reinheit ihrer sittlichen Erkenntnis zu bringen, bildet den Inhalt ihres inneren Lebens, und ihrer Denkart gab die Willenskraft, mit der sie sich selbst beherrschte, einen heroischen Zug. Knebel hat für die eigenartige Verschmelzung dieser Elemente in ihrer Individualität das treffende Wort — „Heldenengel" — gefunden. Über alles Kleinliche, Persönliche hinaus war ihr Blick immer auf das Große gerichtet. Hieraus erklärt sich auch ihr mangelndes Vermögen, sich zur Geltung zu bringen, und ebenso ihre Unfähigkeit, unter ihr Niveau herabzusteigen, beides freilich Ursachen ihrer mit den Jahren wachsenden Verschlossenheit und Isolierung.

Als eine „Unverstandene" im besten Sinn des Wortes

war sie still, fest in sich beruhend, nur selten ein Zurückstrahlen ihres Lichts empfindend, durch das Leben geschritten, bis sich an der Schwelle des Alters ihre große Seele offenbarte, um inmitten des allgemeinen Zusammenbruchs durch ihre rettende Tat Zeugnis abzulegen von der den Sieg behauptenden Kraft hoher, sittlicher Ideale.

Und wie die Wirklichkeit mitunter im Traume vorgefühlt erscheint, so hatte der Dichter, der hellsehend das Heldentum in ihrer Seele ahnte, diesen Moment schattenhaft vorgebildet. Es war gekommen, wie Goethe vor beinahe dreißig Jahren in Lila gesagt hatte: Lila, die allezeit im Schatten gestanden, sie, die das Glück nicht fassen, nicht halten konnte, in den Ungewittern des Krieges hatte sie ihren Mut gezeigt — hatte die rettende Tat vollbracht, die das bisher Besessene nun erst ihr zu eigen werden lassen sollte.

II

Der Winter 1806/07. Tod Anna Amaliens. Goethes Vorspiel zur Feier der glücklichen Wiederversammlung der herzoglichen Familie. Weimar wird unter dem Druck der Zeitlage von neuem literarisch. Goethes Vorlesungen, Zacharias Werner, Brief Wielands an die Fürstin und ihre Antwort. Abermaliger Besuch Madame de Staëls

Schwere Jahre der politischen Ohnmacht, der persönlichen Unterdrückung folgten dem 14. Oktober 1806, und je deutscher ein Herz, wie das Louisens, empfunden hatte, umso tiefer mußte es jetzt die Demütigung fühlen, das engere Vaterland, Deutschland, ja allmählich fast ganz Europa unter das Joch des Korsen gebeugt zu sehen. Schwer lastete der Druck der Gegenwart auf der Herzogin, die in jenen Tagen dem Bruder zu seinem Geburtstag schrieb, ihr wolle es im Grunde doch ein zweifelhaftes Glück und ein geringer Vorzug erscheinen, auf dieser Welt zu sein. Wie wenig konnte ihrer deutschen Gesinnung die Anerkennung bedeuten, die ihr der französische Kaiser entgegenbrachte! Während in Weimar, auch in der

Nähe des Fürstenpaares sich Stimmen fanden, die ihr Vertrauen auf den Besieger von Deutschland setzten und das Heil von ihm erwarteten, blieben Louise und Karl August ihrer innersten Empfindung nach deutsch. Beide sahen mit blutenden Herzen auf die Wunden, die die kurzen Wochen des furchtbaren Krieges der Stadt und dem Lande geschlagen hatten. Die Aufbringung der verhältnismäßig ungeheuren Kontribution legte dem kleinen Staat eine furchtbare Last auf. Reiche wie Arme mußten, ausgeplündert wie sie waren, die empfindlichsten Opfer bringen. Allen voran ging auch hier die Herzogin. Die erschütternden Aufregungen, die Zeiten bangen Harrens auf die Entscheidung über ihr Schicksal hatten Louisens zarten Körper sehr angegriffen, aber ihr Wille, dem sich eben jetzt in der rings um sie her herrschenden Bedrängnis ein weites Feld der Tätigkeit öffnete, versagte ihr trotzdem nicht. Wie sie gleich in den ersten Tagen nach der Schlacht bei Jena den obdachlosen, mißhandelten und ausgeplünderten Untertanen mit offener Hand beigestanden hatte, so nahm sie sich auch der Verwundeten, die Weimar überfüllten, an. Von wem immer es ihr zu Ohren kam, daß sie helfen könne, der hat, wie unter anderen auch der in Weimar verwundet liegende Leutnant, spätere General von Boyen, dem sie den Chirurgen des Herzogs schickte, ihre hilfsbereite Fürsorge erfahren. Die Titel: „Geschenke an preußische Soldaten", „Für Offiziere, die geplündert waren", oder „Für blessierte preußische Offiziere", kehren in jenen Monaten immer wieder auf den Seiten ihres Ausgabebuches. Frau von Stein erzählt von den Abenden im Schloß, „daß Alt und Jung bei der Herzogin Scharpie zupfe".

In allen Kreisen der Bevölkerung herrschte Not und Sorge, selbst die Personen ihrer nächsten Umgebung sah die Herzogin nicht davon verschont. So war auch Frau von Stein ganz ausgeplündert worden. Die Fürstin sandte ihr ein Stück Seidenstoff zu einem Kleid und ein halbes Dutzend Taschentücher. Mangelnde Mittel stellten damals die Fortführung des Theaters in Frage. Trotz der stockenden

Einkünfte des Herzogspaares sprach sich Louise lebhaft für die Fortführung aus und bewilligte einen Extrabeitrag zu diesem Zweck.

Allmählich nahm natürlich das äußere Leben wieder seinen gewohnten Gang; aber die innere gedrückte Stimmung blieb. Am 10. April 1807 entschlief ohne eigentliche Krankheit, aufgerieben von der Wucht der Ereignisse, die Herzogin Anna Amalie. Von diesem Trauerfall machte die Herzogin die nachfolgende Mitteilung: „Lorsque je vous écrivis la dernière fois, je ne pensais pas que j'aurais à vous annoncer la mort de la duchesse, tant elle avait l'air de se remettre de sa maladie. Mais le jeudi je la trouvais déjà si mal et si près de prendre un coup d'apoplexie, qu'il était à prévoir qu'elle n'était pas à sauver. Le vendredi matin elle fut dans le même état et entre 2—3 heures de l'après-midi elle prit un coup d'apoplexie et mourut une heure après d'une mort bien douce . . ."

Für Louisens eigenes Empfinden bedeutete der Tod der Schwiegermutter, die in den zweiunddreißig Jahren ihres Zusammenlebens ihr nicht näher getreten war, eine Veränderung, keine Lücke. Goethe verfaßte die Trauerrede, die bei der Zeremonie des Begräbnisses verlesen wurde. Louise schreibt dem Bruder darüber: „C'est un beau morçeau et on voit avec étonnement, qu'elle jouit encore après sa mort du privilège, dont elle jouissait pendant sa vie, c'est à dire de celuici d'une grande réputation."

Der Sommer dieses Jahres führte die Fürstin, von ihrer Tochter, der Prinzeß Karoline, begleitet, nach Schleswig, um ihre Schwiegertochter, die durch die politische Lage gezwungen worden war, von der ursprünglich ins Auge gefaßten Reise nach Rußland abzusehen, nach Weimar zurückzugeleiten. Die äußeren Eindrücke, die sie auf dieser Reise empfing, waren nicht dazu angetan, sie das Elend der Zeit vergessen zu lassen. In dem Kreis von Fürstlichkeiten, der vom gleichen Schicksal vertrieben, sich hier zusammengefunden hatte, begegnete sie nur in der Prinzeß von Oranien (einer preußischen Prinzeß) einer

Gesinnungsgenossin, „einer Frau, die ihr trauriges Geschick mit Würde trägt".

Endlich fand sich, im September 1807, nach den Stürmen des vergangenen Jahres die weimarische Fürstenfamilie wieder in ihrer Residenz vereint. Der festliche Empfang der jungen Erbprinzessin bewies, daß die Zeiten der Not das Band zwischen Fürstenhaus und Volk fester und fester verknüpft hatten. Der Stimmung, die als ein Nachhall des Erlebten alle Herzen bewegte, lieh Goethe Ausdruck in dem zur Feier dieser Wiedervereinigung gedichteten Vorspiel[1]), das bei der Eröffnung der Bühne am 19. September zur Aufführung kam. Um die Gestalten der drei verehrten Fürstinnen: Anna Amalie, Louise und Maria Paulowna schlingt er den Blütenkranz seiner dichterischen Huldigung.

Und wenn da die „Majestät", rückwärts blickend, das Angedenken an die Abgeschiedene, „deren rühmliche Lebenszeit, umwölkt zuletzt, zur Glorie sich läuterte", fortwirkend weiterleben heißt, der „Friede", in die Zukunft schauend, in der zurückgekehrten jungen Fürstentochter die kommende Hoffnung, die kommende Freude segnet, so erscheint in der „Gewitternacht der Gegenwart", die die Kriegsgöttin heraufgeführt, in der die Erde wankt und die Bedrängten Schutz suchend umherirren, ein Wunder- und Trosteszeichen, Louisens Name im Sternbild.

In dem Stilleben, das die so traurig veränderten Verhältnisse dem Hofe aufdrangen, sah sich Weimar von neuem auf seine geistigen Hilfsquellen angewiesen. Einst hatte die Zauberkraft der Dichtkunst, des geistigen Lebens um sie her, die Wunden nicht zu heilen vermocht, die „das Unzulängliche ihrer Existenz", ihre unbefriedigte Ehe an der Seite Karl Augusts, der jungen Fürstin geschlagen hatte. Jetzt in dem Schmerz ihres reifen Lebens empfand Louise es als eine Erleichterung, wenn sie die Phantasie der Dichter in bunten

---

[1]) Vorspiel zur Eröffnung des weimarischen Theaters am 19. September 1807 nach glücklicher Wiederversammlung der herzoglichen Familie (Sophien-Ausgabe 13. Band, 1. Abteilung, S. 23).

Bildern der Vergangenheit und ernste wissenschaftliche Abhandlungen für Augenblicke die trübe Gegenwart vergessen ließen. So erhielt das Weimarer Leben wieder einen vorzugsweisen literarischen Anstrich.

Die Herzogin, von jeher eine Freundin ernster Lektüre, suchte auch jetzt in guten Büchern Erholung. Sie nimmt ihre Lektüre der verschiedentlichsten Memoiren aus dem Zeitalter Ludwigs XIV. wieder auf, Parallelen ziehend zwischen diesem Einst und ihrem Jetzt. Ancillons Abhandlung „Sur les grands caractères" findet Frau von Stein auf dem Arbeitstisch der Herzogin, und „Der Krieg in der Vendée" wandert als zeitgemäßer Lesestoff durch den Kreis ihrer Vertrauten.

Im Sommer 1807 bildete das Erscheinen von „Corinne", schon um der engen freundschaftlichen Beziehungen willen, die die Verfasserin mit Weimar verknüpften, mit Ungeduld erwartet, ein willkommenes literarisches Ereignis. „Je vous aurais écrit plutôt, Madame, pour vous parler de Corinne. Je ne m'étendrai pas sur les beautés infinies de cet ouvrage unique en son genre; mais je me sens un besoin de vous dire qu'il a fait sur moi l'impression la plus profonde et inéffaçable, qu'il m'a laissé un sentiment inexprimable mais bien-faisant. Oui, Corinne m'a fait du bien, car elle m'a relevé le coeur, m'a fait oublier les malheurs du temps, la lâcheté et la bassesse du genre humain, au quel souvent on se sent humilié d'appartenir," schreibt die Herzogin (21. September 1807) an Madame de Staël, und Karl August versichert der Dichterin: „que la lecture rapide de Corinne m'avait donné la fièvre."

Den Grundpfeiler allen geistigen Lebens, aller literarischen Interessen bildet auch jetzt Goethe. Aber die literarischen Unterhaltungen, zu deren Mittelpunkt er die Herzogin zu machen wußte, tragen ein verändertes Gepräge. Er umkleidet nicht mehr wie einst in kecker Willkür mit den Ranken seiner Poesie das Leben des Fürstenpaares. Den Überfluß seines geistigen Reichtums reicht er jetzt wohlgeordnet, Früchte und

Blumen auf goldener Schale, dar. Faust, Pandora, die Anfänge der Wahlverwandtschaften liest er in kleinem Kreise der Herzogin vor. Und wenn bei solchen Gelegenheiten ihr Blick dem seinen begegnete, dann erkannte sie in ihm, unausgesprochen, den geistigen Bundesgenossen. Sie fühlte heraus, was in jenen Zeiten fortgesetzter, gegen Karl August gerichteter Verdächtigungen und Anfeindungen von seiten der französischen Behörden Goethes Inneres bewegen mußte: jene echte Freundes- und edle Mannestreue, die ihn in dichterisch gesteigertem Ausbruch geloben ließ, wenn es zum Schlimmsten käme, mit seinem Herzog ins Elend zu ziehen, als ein Bänkelsänger um sein Brot zu singen. „Das ist," werden dann die Leute sagen, „der alte Goethe und der ehemalige Herzog von Weimar, den der französische Kaiser seines Thrones entsetzt hat, weil er seinen Freunden so treu im Unglück war." Ein erschütterndes Bild, und darum nicht weniger ergreifend, weil es bloß ein poetisches blieb. Goethe war sich deshalb nicht weniger bewußt, was die Wirklichkeit von ihm fordere. Als eine „heilige Aufgabe" stellt er es hin, „im Geist zusammenzuhalten, um in dem allgemeinen Ruin wenigstens das bis jetzt unangetastete Palladium unserer Literatur aufs Eifersüchtigste zu bewahren und zu verhüten, daß der, in dessen Hand jetzt das Schicksal liegt, die Achtung, die wir ihm durch ein höheres, geistiges Übergewicht abgenötigt haben, nicht verliere."

Die wöchentlichen Mittwochsgesellschaften in Goethes Hause sollten recht eigentlich dazu dienen, der Herzogin auf allen Gebieten der Wissenschaft und Kunst Anregung, Zerstreuung zuzuführen. Zu diesem Zweck ließ er wohl auch einmal einen Professor aus Jena, wie Seebeck, der über galvanische Versuche demonstrierte, herüberkommen, oder las unter anderem Humboldts Abhandlung „Ideen zu einer Geographie der Pflanzen" vor, die ein Naturgemälde der Tropenländer enthielt und zu der er selbst eine Karte entworfen hatte, den Hauptgegenstand aber dieser Versammlungen bildeten seine Vorträge und Erläuterungen der Farbenlehre. Der klare Verstand der Herzogin war ihm gerade auch auf dieses ab-

strakte Gebiet mit der ihr eigenen gründlichen Aufmerksamkeit und verständnisvollen Einsicht gefolgt, so daß er in der Widmung des gedruckten Werkes (vom 30. Januar 1808) der Herzogin es gewissermaßen als ihr in jenen mündlichen Vorträgen erworbenes Eigentum zueignet, zur Erinnerung an jene Stunden, „die mir unvergeßlich bleiben, so wie mir ununterbrochen alles das mannigfaltige Gut vorschwebt, das ich seit längerer Zeit und in den bedeutendsten Augenblicken meines Lebens mit und vor vielen anderen Ew. Durchlaucht verdanke." „Ich fühle mich sehr geschmeichelt durch die gütige Zueignung Ihres Werkes über die Farbenlehre," antwortet ihm die Herzogin; „das Buch wird mich der vielen lehrreichen und angenehmen Stunden erinnern. Ich bitte Sie ferner, mir Ihre Freundschaft zu erhalten, deren Wert ich gewiß fühle und zu schätzen weiß."

In diesen Zauberkreisen, mit denen Goethe — noch immer als der Doktor Verazio von einst neben der Herzogin stehend — die dunkle Gegenwart aufzuhellen suchte, durfte die Dichtkunst nicht fehlen. Wie er ihr im Winter 1808 selbst die Dramen Calderons bei sich vorlas, so macht er sie in dem darauffolgenden mit den Liedern der alten deutschen Heldensage, vor allem den Nibelungen bekannt. Die gewaltige Dichtung der Vorzeit, die Goethe nicht nur ausgezeichnet vortrug, sondern auch, schwierige Stellen erläuternd, besprach, sagte dem Sinn Louisens, die für dies Heldenlied eine große Vorliebe faßte, besonders zu. Aber nicht bloß den dichterischen Reichtum der Vergangenheit brachte Goethe zu Gehör. Er trug auch für die Vermittlung einer Bekanntschaft mit den Werken und den Trägern der neueren Literatur Sorge. So führte er im Winter 1807/8 Zacharias Werner in diesen Kreis ein. Von der originellen Mischung mystischer und historischer Elemente, die in seinen Dichtungen verborgene Beziehungen auf die aktuelle Lage ahnen ließen, fühlte sich die Herzogin nach der Vorlesung seines „Kreuzes an der Ostsee" angezogen. Sie meinte, aus ihnen die Überzeugung heraus zu hören, daß Deutschland von neuem den ihm gebührenden Platz ehren-

voll erringen werde, und empfand wohltuend solche verhüllte Aussprache ihrer eigenen, geheimen Hoffnungen.

Sie rühmt die schönen Verse, die ihm der Besuch der Wartburg inspiriert habe. Mit besonderem Nachdruck spricht sie von einem poetischen Einfall Werners, der einen der steinernen Pfalzgrafen am Heidelberger Schloß, den Efeu, der ihn umzieht, und einen Engel sich miteinander unterhalten lasse, um den schönen Gedanken, was sich hier unten liebe, müsse sich auch nach dem Tode wiederfinden, zum Ausdruck zu bringen. Indes fanden nicht alle Werke Werners ihren Beifall. So urteilt sie über „Wanda", das man zur Feier ihres Geburtstages aufgeführt hatte, „es enthalte eine solche Subtilität, daß sie, die ziemlich materiell veranlagt sei, die Feinheiten desselben nicht verstanden habe." Überhaupt erregte Werners Vorliebe, seine Werke im Kreise weiblicher Zuhörerinnen vorzutragen, ihr Mißfallen. Sie mache sich nun einmal nichts aus jenem sanften, huldigenden Wesen, das den Eitelkeiten dieses Geschlechtes, für das sie wenig übrig habe, Weihrauch streue. „Nicht etwa, daß das männliche ihr lieber wäre," fuhr sie fort, „nein gewiß nicht, ich liebe weder das eine noch das andere."

Auch der nach dem Ableben Anna Amaliens vereinsamte, greise Wieland sollte um diese Zeit der Herzogin näher treten. Es berührt seltsam, die von Herder einst angeschlagene Saite, Louisens Römertum, jetzt in einem seiner Briefe an die Fürstin fortklingen zu hören:

„Gnädigste Herzogin! Wenn Cicero noch leben und das Glück haben könnte, Ihre Durchlaucht persönlich zu kennen, würde er Ihnen zwar nicht mündlich, aber gewiß in seinem Herzen das Kompliment gemacht haben, Sie verdienten eine Römerin zu sein; er würde gewünscht haben, daß Sie seine Briefe lesen möchten, und hätte sich gewiß nicht wenig darauf zu gute getan, wenn Ihre Durchlaucht solche mit Wohlgefallen gelesen hätten. Ich erledige mich also nicht nur einer Pflicht, sondern glaube den Willen dieses in seinen hinterlassenen Schriften ewig fortlebenden großen Römers zu erfüllen, indem ich Ihrer Durchlaucht meine Übersetzung seiner Briefe zu Füßen lege in der

vollen Überzeugung, die Schuld müßte bloß an mir liegen, wenn sie einem Geist wie der Ihrige in ruhigen und der Sammlung in sich selbst gewidmeten Stunden nicht eine angenehme und würdige Unterhaltung gewähren sollten.

Mit allen Gefühlen und Gesinnungen der pflichtvollsten und innigsten Verehrung Ihrer Durchlaucht untertänigster und treu ergebenster Wieland.

Weimar, den 13. Mai 1808"[1]).

Schlicht und herzlich erwidert die Herzogin: „Ich fühle mich erfreut und geehrt durch jedes Andenken von Ihnen, und danke Ihnen recht sehr für das Geschenk von Ciceros Briefen. Ich freue mich, sie zu lesen, und werde stets dem Übersetzer die freundschaftlichen und achtungsvollen Gesinnungen erhalten, die ich ihm von jeher gewidmet habe."

Im Winter des Jahres 1808 war die Herzogin lange leidend. Sie hatte sich eine Erkältung zugezogen, die sie ihrer Gewohnheit entsprechend wenig beachtete, umsoweniger als die Geburt einer kleinen Enkeltochter, der am 3. Februar geborenen Prinzeß Marie, ihr allerlei gesellige und repräsentative Verpflichtungen auferlegte. So kam es, daß sich ihr hartnäckiger, mit schleichendem Fieber verbundener Husten lange hinzog, ein Zustand, der ihre Freunde ängstlich und besorgt machte. Man dachte daran, die Fürstin zu ihrer Erholung in ein Bad zu schicken, aber dieser widerstrebte es, „in ihrem Alter hinter der Gesundheit herzulaufen; alles habe seine Zeit und es scheine ihr am angemessensten, ruhig zu Hause zu bleiben".

Als Madame de Staël im Juni 1808 wieder nach Weimar kam, fand sie die Fürstin noch recht krank. Sie fürchtet, der Heldenmut, den die Herzogin in jenen Tagen der Schlacht bei Jena bewiesen, habe ihre Gesundheit für immer untergraben. Unter dem Eindruck der Veränderung, die sich in Weimar vollzogen hatte, seufzt sie: „Wie unglücklich sind wir alle!"

---

[1]) Original unveröffentlicht im Großherzogl. Hausarchiv.

Von dem Weimar, das sie vor kaum vier Jahren als eine Stätte heiteren Lebens und bereichernden Ideenaustausches verlassen hatte, fand sie diesmal wenig noch vor. Anna Amalie, Schiller weilten nicht mehr unter den Lebenden, die junge Großfürstin, von deren Bekanntschaft sie viel erwartete, war fern, Goethe brauchte das Karlsbad. Knebel, der von Ilmenau herübergekommen war, fiel die Aufgabe des geistigen Cicerone bei Frau von Staël zu. Die Hauptfärbung aber erhielt ihr Aufenthalt auch diesmal durch den engen und überaus freundschaftlichen Verkehr mit dem Fürstenpaare. Mit der ihr eigenen, sich lebhaft äußernden Herzenswärme bezeigte sie ihren Anteil an dem Ergehen der von ihr so hoch verehrten Fürstin. „Que vous êtes bonne, Madame, de demander de mes nouvelles," schreibt ihr diese. „J'ai moins toussé cette nuit et passablement dormi. Jamais je ne pourrai vous exprimer ce que votre intérêt pour moi me fait éprouver; mais croyez que mon coeur le sent profondément et qu'il vous restera toujours bien fidèlement attaché." —

Madame de Staël blieb nur ungefähr zehn Tage in Weimar. Gemeinschaftlich mit der Herzogin, die sich nach Neudietendorf begab, um einer gottesdienstlichen Feier in der Brüdergemeinde beizuwohnen, setzte sie ihre Reise fort. Auf diese gemeinsame Fahrt bezieht sich ein Billett der Herzogin an die Gräfin Henckel, das einen Einblick gewährt in die herzgewinnende Art, in der die Fürstin mit Zurücksetzung ihrer eigenen Person an andere dachte, für sie sorgte. „Je serai demain matin à sept heures à votre porte et Madame de Staël ne paraissant pas être accoutumée de voyager sur le devant de la voiture, et moi comptant sur votre amitié et votre complaisance, j'ai la ferme conviction, que vous ne me refuserez pas de changer en route quelque fois de place avec moi. Je suis convaincue que vous ne me refuserez pas une chose, que je désire vivement et qui me fait plaisir. J'espère que ma toux ne vous incommode pas trop en chemin, car elle m'a bien tourmentée pendant toute la journée."

Frau von Staël mochte wohl den Gedanken in Anregung gebracht haben, die Herzogin möge in einem milden Klima, etwa Nizza, Heilung suchen, ein Plan, auf den der nachfolgende Brief Bezug nimmt.

„Wilhelmsthal, ce 8 juillet 1808.

Les dix jours que vous avez passé chez nous viennent souvent se rappeler à mon coeur et à ma mémoire. Ce sont de ces souvenirs que l'on ne perd pas, parcequ'on les aime trop pour cela. Je suis bien, bien touchée, Madame, de votre intérêt. Ma santé va beaucoup mieux depuis que j'ai changé d'air. La fièvre m'a quittée et j'espère que la toux en fera bientôt autant. Je continuerai encore pendant trois semaines le lait d'ânesse, et puis je retournerai dans le tourbillon de Weimar. Etant rétablie je dois donc renoncer au voyage de Nice, que je remets à des temps plus tranquils et jusque là j'espère pourtant avoir la satisfaction de vous revoir chez nous, même en dépit de tous les mauvais chemins ... Le Duc nous a quitté pour aller à Toeplitz et comme toujours il est bien flatté et sensible de votre souvenir; et que vous dire, Madame, de moi, de ma tendre reconnaissance de vos sentiments pour moi? En vérité les paroles me manquent, mais mon coeur en est profondément pénétré. Croyez que jamais je ne changerai pour vous et que dans toutes les circonstances de la vie vous me retrouverez toujours la même, vous chérissant de tout mon coeur ...“

III

Der Erfurter Fürstentag. Louisens auf Napoleons Aufenthalt bezügliche Briefe. Kaiserliches Mißtrauen. Verlobung der Prinzeß Karoline. Das durch die politischen Verhältnisse aufgedrungene Stilleben

In der Tat, die Herzogin bedurfte der Kräfte für die ihrer wartenden Tage. Napoleon hatte es nicht vergessen, wie lange dieser unterworfene, von seiner Gnade in seiner Souveränität bestätigte Herzog von Sachsen — fast der einzige unter den deutschen Fürsten — es herausgeschoben hatte, dies Joch seiner Oberhoheit durch seine persönliche Huldigung anzuerkennen; und er wußte auch, wie wenig es ihm gelungen

war, die Gesinnung dieses Fürstenpaares zu beugen. So benutzte er die sich darbietende Gelegenheit seiner Zusammenkunft in Erfurt mit dem Kaiser Alexander, dem mächtigen Verwandten und politischen Schirmherrn des weimarischen Fürstenhauses, um diesem Fürsten, der die Schmach der deutschen Niederlage wie seine eigene empfand, eine wohlüberlegte Demütigung angedeihen zu lassen.

Die Herzogin war sich der Schwierigkeiten, die die Nachbarschaft des Eroberers für sie bedeutete, wohl bewußt. Gleich nach dem ersten Bekanntwerden der Absichten des Kaisers schrieb sie (21. September 1808):

„Que dire de ce qui se passera dans peu dans nos environs! Vous savez ce que j'en ai pensé et vous êtes sûr, que je n'ai pas changé d'opinion. Toujours c'est bien triste et malheureux... On attend l'Empereur Napoléon le 25 à Erfurth et des lettres de Francfurt disent, que l'Impératrice l'accompagnera. Ceci surpasserait presque encore le reste. Mais j'avoue que je ne le crois pas. Vous pensez bien, que je ne me mettrai pas en avant, et que si je peux éviter, comme je l'espère, de ne pas aller à Erfurth, je m'en dispenserai bien volontiers. Vous vous rappellerez peut-être, que la maison, que le duc y a, est à côté de celle du gouvernement. Eh bien, on y a mûré par ordre les fenêtres, qui donnent de ce côté-là. Il paraît au moins par ce qu'on dit, qu'il y aura dans cette ville une réunion de Rois, car on annonce celui de Saxe, de Bavière, de Wurtemberg et de la Westphalie! Ce sera brillant et respectable!"

Der Anfang Oktober 1808 von Napoleon nach Erfurt berufene Fürstentag, in dem das Geschick von ganz Europa in den hier gepflogenen Besprechungen zwischen dem westlichen und dem östlichen Beherrscher zur Sprache kam, war ein europäisches Ereignis. Er war zugleich der markanteste Ausdruck der durch eine allgemeine Umwälzung innerhalb kaum eines halben Menschenalters vollzogenen, vollkommenen Veränderung der inneren und der äußeren politischen Verhältnisse.

Und wenn die Herzogin Louise, von Napoleon geladen, im Theater, in diesem „Parterre von Königen", um eine Stufe

niedriger neben der von Napoleons Gnaden geschaffenen Königin von Westfalen saß, wenn sie mit dieser, die einzigen Damen unter all diesen Königen der letzten fünf Jahre, eine Stunde vor der Tür des Advokatensohnes aus Korsika antichambrieren mußte und bei Tische, wo sich der Kaiser sehr freundlich gegen sie bezeigte, von ihm zu hören bekam: „Mais buvez donc, je voudrais vous entendre déraisonner," mußte sich da nicht ihrer durch den äußeren Schein nicht zu blendenden Seele die Erinnerung aufdrängen an jene hohe Definition des Fürstenbegriffes, die sie aus Herders Ideen geschöpft und zum Leitfaden ihres Lebens gemacht hatte. Sie konnte sich in dieser Umgebung mit dem vorahnenden Ausspruch trösten, in dem der Geschichtsphilosoph „solcher unnatürlichen Vergrößerung der Staaten, der wilden Vermischung der Menschengattungen und Nationen unter einem Szepter" eine kurze Dauer verheißt, „weil den von Staatskunst Zusammengezwungenen der Nationalcharakter und damit das Leben fehle, denn die Geschichte zeige, daß diese Werkzeuge des menschlichen Stolzes von Ton sind, und wie aller Ton auf der Erde zerbrechen und zerfließen." —

Aber Louise sollte den bitteren Trank in dem vergoldeten Becher bis auf die Neige leeren. Ihre Briefe, die in anschaulichen Zügen von den Ereignissen jener Tage berichten, lassen erkennen, wie schwer sie unter den ihr auferlegten Ansprüchen litt.

„29 sept. 1808.

... Le duc était bien chagriné de ne pas être ici à l'arrivée de l'Empereur (Alexandre); mais nous ignorions entièrement son arrivée, personne nous ayant averti qu'il voulait nous faire l'honneur de s'arrêter chez nous et ce ne fut que par le Grand-duc que nous en fûmes instruits et alors le duc était depuis la veille à la ville d'Eisenach pour y recevoir l'Empereur N. qui l'a fait bien attendre. Il comptait venir encore à temps ici pour faire sa cour à l'Empereur, mais ayant cassé sa voiture, ce fut pas bien loin d'Erfurth qu'il rencontra LL. MM. JJ. à cheval; il sortit de voiture et s'approcha de l'empereur Alexandre, qui le reçut d'une manière pleine de bonté. On m'a dit que N., qui ne se trouve jamais arrêté dans sa route, ainsi

que tous les Français qui l'accompagnaient, avait eu l'air très-étonné de voir que le duc ait osé s'approcher d'une manière aussi franche, surtout étant dans un costume de voyage, qui n'était pas brillant. Je ne saurai vous dire combien cela m'a amusé et je pense que cela vous fera aussi plaisir . . ."

„30 septembre 1808.

. . . Le général Oudinot, qui est gouverneur d'Erfurth pour ce temps du séjour de l'empereur avait conseillé au duc de faire préparer une chasse au tir, parcequ'il croyait, que cela ferait plaisir à son empereur; à la première audience, que le duc eut chez lui il s'invita d'être d'une chasse et d'un dîner ici ! ! !

Que ne donnerais-je, que vous fûssiez des nôtres, et vous me seriez du plus grand service, car je vous avoue que je n'ai plus que de lassitude et des agitations. C'est tout comme si un mauvais génie était dans notre voisinage; on se sent agité, tourmenté, l'esprit est dans une tension continuelle. On dit que cette fameuse journée sera le mardi et jusque là je tâcherai d'y penser aussi peu que possible. Peut-être que cela n'aura pas lieu, comme Napoléon change quelque fois d'avis. La comtesse Henckel est aussi dans une grande agitation, et ses nerfs s'en ressentent tout comme les miens."

Man hatte in Weimar alles aufgeboten, um diesen Tagen des Zweikaiserbesuches einen festlichen Anstrich zu geben. Am 6. Oktober fand in den Waldungen des Ettersberges eine große Jagd statt. Unter dem Geläut aller Glocken zogen die Monarchen in Weimar ein. Die Herzogin erwartete Napoleon in dem Marmorzimmer neben dem großen Saal, an der Stelle, wo sie vor zwei Jahren sich von dem Eroberer gedemütigt gefunden hatte. Es blieb ihr sogar nicht erspart, Napoleon ihre eigenen Gemächer einräumen zu müssen, „ce qui ne m'a guère amusé, mais ce n'était pas à changer". — Nach der Galatafel wurde im Theater, eine besondere Galanterie für die Herzogin, von den französischen Schauspielern des Kaisers Voltaires Stück: La mort de César aufgeführt. Unbeschreiblich war der Eindruck. Talma als Brutus übertraf sich selbst. Bei der Stelle am Schluß des ersten Aktes, als Cäsar dem Antonius antwortet: „Sur l'univers soumis régnons sans vio-

lence", war es als ob ein elektrischer Funke mächtig alle Zuschauer durchzucke. Ahnte Napoleon etwas von dem „Römersinn" in der Seele Louisens? „Etrange pièce ce César! Pièce républicaine! J'espère que cela ne fera aucun effet ici," äußerte er am Schluß der Aufführung zu ihr. Ein glänzender Hofball beschloß den Abend. Der durch die Anwesenheit so vieler Fürsten und Fürstinnen gebotene äußere Pomp vermochte nicht, jenen Weimar eigentümlichen Glanz zu verdunkeln. Napoleon bestand darauf, den greisen Wieland kennen zu lernen, und verwickelte ihn in eine lange Unterhaltung; auch Goethe, den er schon in Erfurt empfangen hatte, zeichnete er aus.

Diese äußeren Umrisse der weimarischen Festtage, deren Beschluß die Hasenjagd auf dem Terrain der Schlacht von Jena bildete, möge abermals ein Brief der Fürstin selbst ergänzen, der in der Beurteilung der Motive für die von Napoleon gezeigte literarische Anwandelung und in dem Urteil über das Auftreten des westfälischen Königspaares auch die Rückseite jenes äußeren Glanzes erkennen läßt.

„Weimar, ce 10 octobre 1808.

Enfin, la fameuse journée du 6 octobre est passée. L'empereur, toujours bon et indulgent envers nous, le fut aussi à cette occasion, et Napoléon qui n'avait pas exactement l'air d'être de bonne humeur, se donna pourtant mille peines pour être gracieux. Il parla à différentes dames, entr'autres aussi à la comtesse Henckel, et pendant longtemps avec Wieland, qui est allé hier à Erfurth et qui d'après l'invitation de l'empereur aura déjeuné ce matin avec lui. Peut-être que vous savez déjà, que Goethe, étant la semaine passée à Erfurth a aussi eu cet honneur-là? Et au bal il s'est aussi entretenu avec lui. Vous remarquerez tout comme nous, que ces gentillesses envers ces savants ne se font pas sans raison. Il sait, qu'ils ont en Allemagne beaucoup d'influence sur l'opinion publique et certainement que tous les journaux vont parler de la bonté et de l'assiduité de Napoléon. Il paraît en général, qu'il vient laisser une bonne impression, et je n'en conçois pas bien la raison, car cela ne lui ressemble pas. Les empereurs furent accompagnés par les rois de Bavière, de Saxe et de Wurtemberg. Le roi de Westphalie était resté malade à Erfurth, mais la reine vint ici. Elle était fort

bien envers moi, mais d'ailleurs pas très-provenante. La hauteur et les prétentions de ce couple sont rares. Imaginez-vous, qu'au spectacle à Erfurth, où les empereurs et rois sont au parterre, le roi et la reine de Westphalie se sont fait arranger dans la loge où les princesses (qui sont pour ce moment à Erfurth) sont aussi, une plâce plus élevée que le reste, où leurs majestés sont placés dans deux fauteuils. Cela a l'air bien ridicule. Il est en vérité fort singulier, d'entendre parler ce roi de son royaume, qu'il tient pourtant des bontés de son frère, comme s'il y avait passé toute sa vie. Cela tient apparement de la vivacité de son imagination.

Le 7. au matin on alla voir le champ de bataille près de Jena, puis il y eut une chasse aux lièvres et de là toute l'illustre société retourna à Erfurth, où j'ai été hier pour rendre mon devoir à la reine de Westphalie; et où j'ai eu l'honneur de dîner chez l'empereur Napoléon ... Je trouve l'empereur Napoléon fort maigri depuis que je l'ai vu; mais cela lui va beaucoup mieux de n'avoir plus l'air si bouffi et aussi est-il moins engoué dans les épaules ... Vous n'avez pas d'idée de la manière leste avec laquelle Napoléon traite les quatre rois, qui sont à Erfurth; je vous assure, que cela mérite d'être vu. Hier entr'autres ils furent obligés d'antichambrer pendant une heure avant le dîner, tandis que les deux empereurs étaient enfermés ensemble. J'étais aussi de la partie, mais comme je ne suis ni roi ni reine, je n'étais là que pour observer ce que se passait ..."

„Heute vor zwei Jahren," schreibt die Fürstin am 14. Oktober 1808, „war ein grausamer Tag für uns und wer hätte damals gesagt, daß zwei Jahre später alles ein so verändertes Antlitz tragen werde, und wie verändert?" Gewiß, jene glänzenden Tage von 1808, als das ausgesogene Land, der verarmte Hof in Pracht und Prunk den Sieger von 1808 feiern, sich seiner Gunstbezeigungen freuen mußten, bedeuteten eine Demütigung für das Fürstenpaar, umso schmerzlicher empfunden, je prunkvoller die äußere Hülle war. 1806 hatte Louise gesiegt, der damalige Auftritt verlor in der Erinnerung durch das Bewußtsein hochsinniger Pflichterfüllung seinen Stachel. Aber der fein ausgeklügelten Kränkung dieser Tage gegenüber lag ihre Größe in Fesseln; wie ein Flecken auf dem Heldenschild von damals mußte sie die Vorgänge von

heut empfinden. Louise selbst, die diese Zeit in fürstlicher Haltung durchlebt hatte, empfand nur eine Sehnsucht, sie zu vergessen. „Je ne vous parlerai pas des événements rares et extraordinaires, qui ont eu lieu ici et dans les environs," schreibt sie dem Bruder, „parceque je suppose que vous en avez jusque pardessus les oreilles et que moi je ne sais plus qu'en dire à fin d'en avoir parlé. Dailleurs ces temps-là ont fait un singulier effet sur moi, qu'il me semble, qu'il y a bien, bien longtemps, qu'ils se sont passés . . ."

Inmitten dieser Ereignisse, die nach allen Seiten hin die größten Ansprüche an sie stellten, hatte die Herzogin ein Gedanke beschäftigt, der ihrem warmen Empfinden für andere entsprang, die Idee, durch den Kaiser Alexander auf Napoleon zu Gunsten der Madame de Staël einzuwirken. Die Gründe, die sie bewogen, dies Vorhaben aufzugeben, setzt sie mit der für sie so bezeichnenden Offenheit ihr selbst auseinander.

„Weimar, ce 21 novembre 1808.

J'ose être persuadée, Madame, qu'au mois d'octobre vos pensées se portaient souvent vers nous, et je vous assure que je n'étais pas moins occupée de vous, espérant d'un moment à l'autre trouver un instant favorable où il me serait possible de parler de vous d'après mon intime conviction et avec toute l'affection que je vous porte. Mais la société ou la foule était trop grande, et les conversations, que j'eus trop décousues pour cela. Je ne m'adressai pas pour ce but à l'autre grand personnage, parceque je prévoyais que je ne ferai que le mettre dans l'embarras et la nécessité de devoir me donner un refus. Il avait tant à discuter pour lui-même et pour son ancien et malheureux allié, qu'il était à prévoir que dans de telles circonstances il ne pouvait s'occuper d'autres intérêts.

Je vous dis, Madame, ce qui en est, parceque je compte être assez connue de vous pour que vous soyez persuadée que s'il eut été possible d'en agir autrement je l'eus fait, y étant porté d'inclination et par tous les sentiments que je vous porte, et avant même que Mad. de Schardt m'en eut parlé, j'étais bien décidée à profiter du premier moment favorable.

Vous vous êtes sans doute fait une idée de la turbulence de ces temps là, qui étaient sans doute bien extra-ordinaires et remarquables à tous égards. Cette réunion de tant et de si

différents personnages était unique. Je ne finirais pas, si je voulais vous communiquer toutes les réflexions que cela faisait faire. Vous saurez déjà que Goethe et Wieland ont aussi figurés, et à leur avantage, et qu'ils ont été décorés par les deux empereurs ...

Monsieur de Humboldt, celui de Rome, vient d'arriver à Erfurth et a été un moment ici; mais j'espère qu'il reviendra bientôt et pour plus longtemps. On est dans une attente prodigieuse de ce qui va se faire et se décider en Espagne ..."

Madame de Staël, selbst eine so erfahrene Beurteilerin politischer Stimmungen, konnte nicht verkennen, daß die Fürstin in richtiger Erkenntnis der Sachlage einen momentan aussichtslosen Schritt unterlassen habe. „Je vous révère comme la plus noble personne, que j'ai connue," lautet ihr, Louisens freundschaftlicher Gesinnung gezollter Dank, „et ce sentiment me suivra jusqu'à la mort."

Die Lage des weimarischen Landes erschien nach außen hin gesichert, hielten es auch die „Fäuste des Riesen", längst nicht mehr als bloßer Schatten fühlbar, in eiserner Umklammerung fest. Selbstverständlich, daß in jenen Jahren, als ganz Deutschland politisch von Napoleon abhängig war, das kleine Weimar keine Sonderstellung einnehmen konnte. Der unermüdlich tätige Vertreter Weimars bei der Regelung der deutschen Angelegenheiten in Paris, von Müller, hatte schon 1807 darauf hingearbeitet, bei der durch das französische Kabinett vorgenommenen Neuverteilung der deutschen Gebiete eine angemessene Abgrenzung des Landes und eine Veränderung in den Abgaben als Entschädigung für die ungeheuren Lasten der Kriegssteuer zu erlangen; auch die Erhebung zum Großherzogtum war damals wieder in Anregung gekommen. Indessen hatten alle diese diplomatischen Schritte von seiten des Fürsten nie jene Unterstützung gefunden, die ihnen ein Resultat hätte sichern können. Auch die auf die diplomatischen Zwangsgründe hin unternommene Reise des Erbprinzen nach Paris war wegen Napoleons unerwarteter Abreise nach Italien wieder aufgegeben worden, nachdem der Prinz bis nach Mainz gelangt war. So war Weimar mit

seinen Untertänigkeitsbezeigungen immer hinter Napoleons Erwartungen zurückgeblieben. Und trotz der Versicherungen seines Wohlwollens, die sich an seinen Aufenthalt in Erfurt-Weimar knüpften, hat Napoleon niemals aufgehört, das weimarische Fürstenhaus mit Mißtrauen zu beobachten. „Nous disons de belles choses à ceux, que nous n'aimons pas, mais à ceux que nous aimons nous disons: moquez vous de tout cela," hatte Talleyrand in Erfurt zu Müller in Bezug auf Napoleons Freundlichkeit für Karl August geäußert. So war man sich auf beiden Seiten im Grunde der Seele bewußt, daß die ausgetauschten Liebenswürdigkeiten keine Änderung der gegenseitigen Gesinnung bedeuteten. Nach wie vor blieb das weimarische Fürstenpaar im innersten Herzen dem deutsch-vaterländischen Gedanken aufs wärmste ergeben.

Eine Angabe des damals in weimarische Dienste getretenen, ursprünglich preußischen Offiziers und späteren Generals von Müffling: Karl August habe Weimar, bisher der Zentralpunkt Deutschlands für Kunst und Wissenschaft, in jenen Jahren nach 1806, unterstützt durch die Gewohnheit seiner literarischen Korrespondenzen und seine weitreichenden Verbindungen, zu einem geheimen Sammelpunkt deutscher Gesinnung machen wollen, wobei er als einzige Vertraute dieser Absicht, außer ihm selbst, die „Herzogin Louise, die so hochverständige Gemahlin des Fürsten", anführt, erfährt allerdings weder eine direkte Erwähnung, noch eine indirekte Bestätigung in Louisens Briefen. Gleichwohl bezeugt uns doch ein Brief Friedrich Leopolds von Stolberg, welches Gefühl des Vertrauens die Herzogin da, wo sie sich verstanden fühlte, in Bezug auf ihre vaterländische Gesinnung, auf ihre Hoffnung einer künftigen Erhebung Deutschlands einzuflößen wußte. Dies Schreiben vom 23. Dezember 1808 läßt erkennen, daß die vaterländisch Gesinnten trotz der Berichte von den glänzenden Festtagen in Erfurt-Weimar an der deutschen Gesinnung Karl Augusts und Louisens nicht den geringsten Zweifel hegten. „Da ich das Glück habe, an eine der erhabensten Töchter Deutschlands zu schreiben, welche sich als

Mutter ihrer Landeskinder in bedrängter Zeit mit so vieler Kraft als Weisheit und Güte erzeigte; und da auch besonders in diesen vergangenen Wochen mir Ihr Bild sehr oft und lebendig vorschwebte, so kann ich die patriotische Hoffnung nicht ungeäußert lassen, daß mancher Funke, welcher unter der Asche — jawohl Asche — verborgen glimmt, dereinst auflodern und der Deutsche sich noch freuen werde, sein Vaterland, das ihm erstorben schien, nicht überlebt zu haben."

Ein neuer Beweis kaiserlichen Mißtrauens war es, daß das nach Erfurt verlegte Hauptquartier des Generals Davoust im Winter 1808/9 den Befehl erhielt, alle an das Herzogspaar nach Weimar gehenden, sowie alle von dort kommenden Briefe zu öffnen. Zu diesem Zweck behielt man sie, wie die Herzogin schreibt, vierundzwanzig Stunden dort zurück, und wenn sie auch keine Geheimnisse mitteile, so berühre es sie doch unangenehm, auch ihre auf Kleinigkeiten bezüglichen Äußerungen von fremden Augen durchforscht zu wissen. Aus diesem Grunde erklärt es sich, daß in den Briefen Louisens an den Bruder von nun an jene politischen Betrachtungen, denen sie sich sonst so gerne hingab, fast ganz verschwinden. Sie wie Karl August litten schwer unter dieser Tyrannei, die nicht nur die Länder, auch die Geister unter ihren eisernen Szepter zu knechten suchte. Wie die stete Erwartung hereinbrechenden Unheils und der durch die Beschränkung der Mitteilung verengerte Horizont zusammenwirkten, um die abenteuerlichsten Gespenstergeschichten in Umlauf zu setzen, veranschaulicht einer der wenigen, mit sicherer Gelegenheit übersandten Briefe der Fürstin, in dem sie sich deshalb eine freiere Aussprache gestattete:

„Weimar, ce 9 février 1809.

Si ces temps d'esclavage durent encore une dizaine d'années, il n'y aura plus de postes, car jusque-là toute correspondance aura cessée, on ignorera au nord de l'Allemagne ce que se passe au sud. Nous retomberons dans les temps des barbaries, et à l'heure, qu'il est on ignore donc déjà ce qui se passe en Angleterre, en Suède, en Espagne etc. Tout cela est charmant et le deviendra encore d'avantage. On assure que la guerre va recommencer contre l'Autriche et j'avoue

ne pas y croire encore, comme il paraît pourtant que les affaires en Espagne ne sont pas tout à fait terminées, il serait très-extraordinaire de commencer une nouvelle guerre contre des gens qui au fond n'en veulent pas. Qu'en pensez-vous? Que sait-on chez vous de l'affaire de l'Espagne et du Portugal? Et n'y avait-il plus d'espoir pour ces braves Espagnols, pour cette nation, qui avait encore de l'énergie? Sait-on, si le prince des Asturies vit encore?

Notre voisin le maréchal Davoûst a quitté Erfurth depuis une dizaine de jours et est allé à Paris, dit-on. Ce voisinage est une chose bien fâchante et un espionage continuel, qui fait qu'on se méfie même de ses propres gens. Le duc a eu une scène très-désagréable avec le Maréchal, trop longue pour vous écrire. Mais il semblait être revenu de ses soupçons, il vint nous voir encore deux jours avant son départ, sans nous dire pourtant, qu'il partait, et alors il fût — très poli. Je ne crois pourtant pas si on peut se fier à ses assurances et je suis portée de croire ces messieurs faux et dissimulants... Est-il donc vrai qu'un spectre a paru sur le théâtre de la cour à Munich pendant la représentation d'une pièce et a crié trois fois: „Wehe über Bayern!" que la reine est tombée évanouie de frayeur, et qu'on a fait fermer tout de suite toutes les issues du théâtre sans pouvoir découvrir le phantôme... Et que pensez-vous de cette année-ci, n'était-ce point l'année où devaient se passer des événements encore plus extraordinaires?..."

Nur zu begreiflich erscheint das hier geäußerte Interesse der Fürstin für den Kampf in Spanien, für den sich vorbereitenden Krieg Frankreichs mit Österreich, nahm doch an dem einen das weimarische Regiment des Herzogs, an dem anderen ihr Sohn Bernhard teil. Aber auch der Krieg selbst mit seinen drohenden Gefahren sollte sich von neuem den Grenzen ihres Landes nähern, durch jenen Zug des Königs Jerôme nach Böhmen. Damals schrieb sie halb scherzhaft, halb ernst (14. Juli 1809): „Dans les circonstances actuelles il serait impossible, que je me transporte. Car chacun doit rester chez soi jusqu'au moment où on va se réfugier près des armées et lorsque ce moment arrivera je compte me faire vivandière. Ah, mon Dieu, mon très-cher Prince, d'ici à trois

mois bien des doutes seront éclairées, bien des destinées seront faites, en attendant les têtes se montent et l'opinion est contre la tirannie . . .“ Nach einer Schilderung der sich in ihrer Nähe abspielenden Vorgänge schreibt sie dem Bruder: „Ce qui me chagrine fortement, c'est que Bernard est avec les Français, mais cela ne pouvait se faire autrement. Au fond il n'en est pas bien aise, car il n'aime pas les Français, et il est toujours encore bien prononcé pour la bonne cause.“

Die Zukunft der „guten Sache“ schien in ferne, ferne Zeiten hinausgerückt, aber Louise verzweifelt nicht an ihr. Diese Überzeugung läßt sie schreiben: „Je suis trop vieille, trop bête, enfin ce que vous plaira pour me mettre à la hauteur du temps, mais j'ai la conviction intime que nos petit-fils se reveilleront un jour de la léthargie dans laquelle nous sommes actuellement.“ Mit bitterem Hohn äußert sie sich, als Napoleon jetzt im Begriff stand, durch die Scheidung von Josephine und die sich an diesen Schritt knüpfenden, weiteren Aussichten eine Dynastie seiner Weltmacht zu begründen. „Mais voilà toutes les prophéties à leur fin, depuis la nouvelle de ce mariage, qui j'avoue m'étonne prodigieusement. En vérité, je n'en reviens pas. Est-ce lâcheté, peur ou un je ne sais quoi, qui engage l'empereur d'Autriche à donner sa fille?“ Und ein Jahr später schreibt sie: „Voilà donc une majesté née, un roi de Rome! — C'est un événement très-heureux pour l'Europe entier.“

So wenig hoffnungsvoll auch der politische Horizont erschien, in ihr Familienleben brachte diese Zeit einen Lichtstrahl, als sich im Januar 1810 die Tochter des Fürstenpaares, Prinzeß Karoline, mit dem Erbprinzen von Mecklenburg-Schwerin verlobte. Ein Ereignis, das die Mutter umso freudiger berührte, als sie die Hoffnung bereits aufgegeben hatte, die Tochter mit vierundzwanzig Jahren sich noch verheiraten zu sehen. Diese selbst scheine ganz befriedigt, teilt Louise dem Bruder mit und fügt heiter hinzu, der Herzog lasse ihm sagen, daß er die Tochter eigentlich mit mehreren Mil-

lionen Mitgift für ihn, den Schwager, bestimmt habe, daß aber N(apoléon) . . ., er möge das Übrige, das sich nicht ausdrücken lasse, erraten.

Die Fassung dieses Briefes, die nur die mütterliche Genugtuung erkennen läßt, die Tochter durch diese Ehe versorgt zu wissen, zeigt freilich, wie fremd sich Mutter und Tochter innerlich geblieben waren. Die junge Prinzeß folgte mit diesem Entschluß mehr der Stimme der Vernunft als der ihres Herzens. Der Erbprinz, Witwer der Großfürstin Helene von Rußland, einer Schwester der Gemahlin Karl Friedrichs, hatte sich von der bescheidenen, lieblichen Art Karolinens ungemein sympathisch angezogen gefühlt. Frau von Stein hatte die fein empfindende Seele der jungen Prinzeß mit schärferem Blick beurteilt als die Mutter selbst, indem sie ihr das Prognostikon stellt: „Sie werde glücklich sein, indem sie glücklich mache."

Diese Verlobung gab Gelegenheit zu einer Reihe von Festen, und wieder einmal verherrlichten Goethesche Verse den Geburtstag der Herzogin, der, ihrer Vorliebe für die Nibelungen entsprechend, durch den Maskenzug der romantischen Poesie gefeiert wurde.

Am 1. Juli 1810 fand die Vermählung der Prinzessin Karoline statt. So sehr man auch von allen Seiten und aus allen Bevölkerungskreisen bemüht war, durch Feste und feierliche Aufzüge diesen Tagen ein heiteres und festliches Gepräge zu geben, breitete doch die politische Lage einen Schatten über sie, wie ein Vorahnen trüben Geschickes. Der jungen Fürstentochter, des besten Glückes wert, sollte es nicht beschieden sein, sich ihres bescheidenen Glückes in einer Existenz, die die Liebe des Gatten, ihrer eigenen und ihrer Stiefkinder freundlich schmückte und in der sie durch selbstlose Erfüllung ihrer Gattin- und Mutterpflichten sich einen Wirkungskreis geschaffen hatte, lange zu freuen. Trugen diese Jahre auch äußerlich das Gepräge des Friedens, so war dieser friedliche Anschein doch nicht geeignet, die kriegerischen Weltläufte vergessen zu lassen, und die furchtbare Katastrophe, die im Sommer 1810 über

die Stadt Eisenach hereinbrach, ließ alle Schrecken des Krieges aufleben [1]).

Die innere und äußere Abgeschlossenheit, die Napoleons politisches Absperrungssystem den einzelnen wie den Ländern auferlegte, konnte wohl den Wirkungskreis aber nicht den Interessenkreis des Fürstenpaares einschränken. Gerade diese Zeit des aufgezwungenen Stillebens illustrieren manche Einzelheiten in den Briefen der Herzogin, kleine Züge, die durch den Hintergrund der Zeitverhältnisse ihre Färbung erhalten. So mutet es inmitten dieser bewegten Zeitläufte wie ein kleines Idyll an, wenn die Herzogin als ein Ereignis schildert, daß einige zwanzig Kühe aus der Schweiz, mit denen der Herzog den vom Kriege arg verwüsteten Viehstand seiner Güter aufbessern wollte, in Weimar angekommen seien.

Von Karl Augusts bitterer Stimmung berichtet einer der Briefe der Herzogin, als sich sein Schwager ein Porzellanservice aus Meißen bestellt hatte: Er, Karl August, begreife nicht, wie man auf einen solchen Einfall kommen könnte, man müsse das Porzellan jetzt in Frankreich kaufen, da sei es billiger und tausendmal eleganter und reicher zu haben, und diese Versicherung belegt er mit so energischen Ausdrücken, daß es die Schwester dem Bruder, der ihn ja kenne, überläßt, sie sich zu ergänzen.

Um die Wirkung der Zeitlage auf die Geistesrichtung

---

[1]) In dem Brief, in dem die Herzogin dem Bruder eine Schilderung der durch die Explosion verursachten Zerstörung und des Notstandes der Einwohner macht, heißt es zum Schluß: „Le duc est allé dès son retour de Toeplitz chez les pauvres Eisenachois et en est revenu ces jours très-affecté. Il me charge de vous offrir ses hommages et de vous demander si comme franc-maçon vous pouviez engager vos frères à faire quelque chose pour ces malheureux habitants en leur envoyant quelque somme? Je reçois dans ce moment une relation exacte de tout ce que s'est passé de malheureux à Eisenach et je vous l'envoye, parceque j'apprends que les Français à Erfurth veuillent faire imprimer une relation à leur manière, qui ne sera donc pas des plus vraies."

noch mit einem flüchtigen Blick zu streifen, sei bemerkt, wie auch bei dem einzelnen wie in weiteren Kreisen die trostlose Gegenwart das Interesse an der deutschen Vergangenheit weckt. So beschäftigt sich auch die Herzogin mit Vorliebe mit den alten Baudenkmälern ihrer Heimat, mit denen sich die Erinnerung an eine glänzende, kraftvolle Zeit verknüpft. Und noch ein in die Augen fallendes Moment. Die selbst erlebten Ungeheuerlichkeiten, die fortwährend umlaufenden, nicht zu kontrollierenden Gerüchte schufen einen weiten Spielraum für eine über alle Möglichkeiten hinausgehende Phantasie, für einen Aberglauben, der sich an Zeichen und Träume hielt als Verkündigungen einer von allen herbeigesehnten Zukunft. Auch die Herzogin kann sich trotz ihres klaren Urteils diesem Zug der Zeit nicht ganz entziehen, umso weniger, als ihr Bruder ein reges Interesse für Geisterglauben und Spukgeschichten an den Tag legte. So fehlt es auch in ihren Briefen nicht an Mitteilungen von Erscheinungen, Geistergeschichten und Prophezeiungen.

Ein momentanes Vergessen der Außenwelt brachten der Fürstin die Sommermonate des Jahres 1811, in denen sie in der Gesellschaft ihrer Schwiegertochter und der ältesten Enkelin, Marie, in dem geliebten Wilhelmsthal weilte. Ein längerer Besuch des Bruders bildete einen besonderen Lichtpunkt dieses Aufenthaltes, den allerdings ein Bruch des Fußes, den sie sich auf einem ihrer weiteren Spaziergänge zuzog, empfindlich trüben sollte. Überaus anmutig zeichnet sich die Art der Herzogin in den folgenden, auf diese Zeit bezüglichen Briefen:

„Vous avez écrit, que vous seriez enchanté de vous y rendre (nach Wilhelmsthal), et je ne doute pas, qu'un beau matin je vous verrai courir sur un boudin, qui aura l'air de s'abîmer dans le lac, mais qui au lieu de cela viendra rouler sous mes fenêtres. Je les ouvrirai à deux battants, prendrai ma lorgnette et reconnaissant le prince d'Allemagne, je pousserai des cris d'allégresse. Ce sera vraiment touchant. Venez, venez donc bien vite. J'ai les plus jolies choses à vous raconter et je suis sûre que vos histoires seront les plus belles,

que j'ai jamais entendues. Ce qui est fâcheux, c'est que le duc ne sera pas à Wilhelmsthal, car il va à Toeplitz."

„Wilhelmsthal, ce 18 Juillet 1811.

Si je n'avais eu la maladresse de manquer un jour de poste, mon très-cher frère aurait eu l'avantage de recevoir plutôt une réponse à l'aimable lettre, qu'il m'a écrite ainsi que mes remerciments pour la belle et charmante porcelaine, qu'il m'a envoyé et qui m'enchante. Lorsqu'on en eut dépaqueté une tasse, je criai: arrêtez, arrêtez, ceci est trop beau pour la campagne, cela doit briller dans la résidence, et vite, vite, qu'on l'y transporte au plutôt! Cela c'est fait et c'est là que je boirai dans cette belle coupe à votre santé, mon cher frère. Eh bien, prince, il me semble que vous n'avez pas voyagé bien vite et que vous vous êtes hâté lentement. Vous avez laissé beaucoup de regrets, et à commencer par votre chère soeur un chacun vous regrette à sa manière. Peu de jours après votre départ je reçus une lettre du duc, qui me charge de vous dire de sa part: Bel oiseau, que j'aime, qu'il fallait absolument que vous vous rendiez bientôt à Weimar. N'oubliez donc pas de suivre sa volonté. Où vous trouvera cette lettre? J'espère pourtant que ce sera au beau et cher Baden. Je quitte aprèsdemain le beau et cher Wilhelmsthal, qui depuis quelques années me porte malheur. J'ai éprouvé ici la destinée de Tantale, et je n'en conçois pas la raison. Depuis le dimanche je dîne dans la grande salle et marche avec trois jambes. Votre très-humble servante partira aprèsdemain ainsi que mon fils et „Marienkind". Cette petite est vraiment un singe, elle se fait porter dans mon fauteuil, prend ma canne et marche en boîtant..."

Der heitere Ton ihrer Briefe beweist, bis zu welchem vollkommenen Grade der Herzogin die Betätigung eines gelegentlich geäußerten Grundsatzes gelungen war, nämlich sich nie eine Äußerung von schlechter Laune zu gestatten, denn wohin solle das führen, wenn sich jeder für berechtigt halte, seine Mißstimmung zu äußern? Unter der Hülle dieses äußeren Gleichmuts, der den Dingen die beste Seite abzugewinnen suchte, barg sich aber der tiefe Ernst, der ihre Seele erfüllte. „Ich und die Hoffnung kennen einander nicht mehr," hatte sie vor fünfundzwanzig Jahren ausgerufen, auf jedes persönliche Glück, das die Jugend für ihr Recht hält, verzichtend.

Jetzt an der Schwelle des Alters bekennt sie: „La vie m'a toujours paru être quelque chose de très-sérieux, et peut-être même que je finirai par la trouver une triste chose!“ Auf allen Gebieten machte sich der Druck der politischen Lage fühlbar, und wie unter dem gehemmten Verkehr im allgemeinen, so litt sie auch darunter, ihre Beziehungen zu einer Freundin wie Frau von Staël durch die politischen Verhältnisse beeinflußt zu sehen. Sie schreibt dieser:

„J'ai été et suis encore bien affectée de ce que vous avez pu avoir des doutes sur la constance de mes sentiments pour vous. Ils sont toujours les mêmes et ne changeront jamais, mais une des plus tristes choses de ce malheureux temps, c'est qu'on ni peut, ni ose suivre l'impulsion de ce qu'on voudrait et souvent même devrait faire. Etant surveillée comme on l'est, c'est même impossible, à moins de ne se compromettre avec les siens. Je me flatte, Madame, que vous n'appellerez pas ceci un excès de prudence, et je vous conjure d'être persuadée, qu'elle est fondée sur l'expérience, mais que mon coeur vous restera toujours fidèlement attaché. Le duc me charge de ses hommages pour vous. Lui et moi avons pris une part bien vraie à l'exil de vos amis, sur le sort desquels, j'espère, vous serez tranquillisée actuellement. J'ose compter, Madame, sur la continuation de votre ancienne amitié pour moi et que vous ne croyez plus devoir vous plaindre d'avoir changé à votre égard. Si la chose était telle, je serais alors la première à me blâmer et à me vouloir du mal. Heureusement que je n'en ai pas besoin, car je serai toujours la même pour vous.“

Welche Genugtuung würde es Louise, auf der die Gegenwart so schwer lastete, gewährt haben, wenn eine jener Prophezeiungen, von denen sie auch so manche gerade das Jahr 1811 betreffende erwähnt, den Schleier der Zukunft für einen Moment vor ihrem Blick gelüftet hätte. Als sie dem Bruder am 14. Oktober 1811 schrieb: „La journeé d'aujourd'hui me rappellant des souvenirs désagréables, je tacherai de les chasser en m'entretenant avec vous; ma belle-fille me charge de recommander à vos bontés la petite Auguste, qui est tout gentille, quoiqu'un garçon nous eût fait beaucoup plus de plaisir,“ ahnte sie nicht, daß es dieser Enkeltochter dereinst

beschieden sein sollte, die Schmach der Erinnerung, die sich für Deutschland wie für die Herzogin Louise an den Tag von Jena knüpfte, ausgelöscht zu sehen in jenen siegreichen Schlachten, die sie sechzig Jahre später Deutschlands erste Kaiserin werden lassen sollten.

IV

Ausbruch des französisch-russischen Krieges. Die Briefe Louisens über seinen Verlauf. Die Affäre Spiegel-Voigt. Napoleons Besuch in Weimar. Hilfsbereitschaft der Fürstin in den Zeiten der Not. Karl Augusts Teilnahme am Krieg gegen Frankreich. Madame de Staël und ihr Buch über Deutschland. Die Ansichten der Herzogin über den Wiener Kongreß und seine Aufgaben. Die Erhebung zum Großherzogtum

Jahre waren gekommen und gegangen, ohne den heiß ersehnten Umschwung in der Lage der Dinge herbeizuführen, vielmehr schien sich zu Anfang des Jahres 1812 der politische Himmel von neuem zu verdunkeln. Abermalige Truppenverschiebungen ließen erkennen, daß Napoleon zu einem neuen Feldzug rüste. Und wieder beschlich bange Ahnung von kommendem Unheil die Herzen. „La position de la Prusse est bien triste et cruelle," schreibt damals die Herzogin, „et Dieu sait ce que lui est encore destinée. Mais au fond un chacun peut et doit faire des réflexions pareilles sur sa propre position. J'ai le coeur tout gros de ce qui peut encore arriver et je vois, au moins pour nous autres tout en noir. Dieu éprouve bien les pauvres mortels. On dit qu'il ne donne à chacun que ce qu'il peut porter; il faut donc qu'il ait une haute opinion de la force humaine." Ein anderer Brief der Fürstin aus diesem Jahr übermittelt leider von einer Dresdener Zusammenkunft Napoleons mit seinen Bundesgenossen, dem Kaiser von Österreich, dem König von Preußen, nur einige äußerliche Details, was umsomehr zu bedauern ist, als Karl August, der ihr beigewohnt hatte, bei dieser Gelegenheit eine einstündige Unterhaltung mit dem Kaiser Napoleon über die gegenwärtige Lage gehabt hatte,

und wie sie schreibt, darauf brannte, dem Schwager die erstaunlichsten und interessantesten Dinge darüber mitzuteilen. Charakteristisch für die politischen Gedanken der Fürstin erscheint es, daß sie nicht unterläßt, von der ausgesuchten Höflichkeit zu berichten, mit der Napoleon den König von Preußen behandelt habe, und hinzufügt, die vor dem Schloß versammelte Menge, vor allem das Militär, habe diesen, so oft er sich am Fenster zeigte, im Gegensatz zu Napoleon mit Hochrufen begrüßt.

Karl August führte der Sommer dieses Jahres abermals nach Töplitz, dessen Bäder sich zur Herstellung seiner angegriffenen Gesundheit bewährt hatten, und die Herzogin bemerkt neckend, daß er in diesem Jahre eigentlich gegen seine Absicht hingehe, weil ihn die Kaiserin von Österreich eingeladen habe, eine Aufforderung, der er natürlich nicht habe widerstehen können. Sie, Louise, bedaure nur, daß sie ihn nicht dort mit ihr dinieren und täglich eine Partie Whist spielen sehen könne. Daß aber auch die politische Stimmung, und zwar in ausgesprochen deutschem Sinne in jenen böhmischen Ländern zum Ausdruck kam, bestätigt ihre Schilderung von der unfreundlichen Aufnahme, die man dem Gefolge der Gemahlin Napoleons trotz ihrer österreichischen Herkunft in Prag und ganz Böhmen bereitet habe.

Unterdessen nahm der neue, furchtbare Krieg seinen Verlauf; die Truppen der deutschen Bundesgenossen, auch die Sachsen-Weimars, folgten Napoleon immer tiefer nach Rußland hinein. Die Briefe der Herzogin sind jetzt fast ausschließlich gefüllt mit Berichten von den kriegerischen Ereignissen im Osten: die Einnahme von Smolensk, endlich der Brand von Moskau. Aber so unerschütterlich schien Napoleons Kriegsruhm, daß selbst seine eilige Fahrt durch Weimar auf Schlitten, in Pelze verhüllt, ein Flüchtender, sie noch nicht zur Überzeugung kommen läßt, daß es mit seiner Herrlichkeit zu Ende gehe.

Die politische Spannung steigerte sich so, daß die Fürstin zwischen ihren politischen Exkursen den Tod Wielands (Januar

1813) nur flüchtig erwähnt; der Goetheschen Gedächtnisrede gedenkt sie zwar mit Anerkennung, aber im Vordergrund ihres Interesses stehen die kriegerischen Ereignisse.

„... Le contingent du duc a extrêmement souffert. Il ne reste de tout le contingent du duc de Saxe que 120 hommes. Le colonel est à Danzig et de nos officiers il n'y a qu'un revenu ici. On ne sait rien des autres. Appareament qu'ils sont prisonniers ou gelés. Quelle horrible campagne que celle de 1812, depuis le monde existe il n'y en a pas eu de pareille, et si vous m'objectez que les armées des Croisés dans leur temps ont actuellement souffert aussi, j'aurai l'honneur de vous faire observer: qu'au moins ils ne mouraient pas de froid, ni de la suite de ce terrible froid, qui les mutilait avant de mourir et que les temps d'alors étaient barbares et les nôtres ne sont-ils pas si furieusement éclaircis? Il faut espérer que la campagne de 1813 sera moins meurtrière que la dernière ..."

Auch am 4. März (1813) gibt sie in einem Brief an den Bruder der quälenden Ungewißheit und dem beklemmenden Verlangen nach sicheren Nachrichten in der Fülle der widersprechenden Gerüchte, namentlich auch über die Haltung Preußens, einen lebhaften Ausdruck:

„Que pensez-vous des événements? Répondez-moi donc là-dessus à votre aise en ayant d'occasion sûre. Je voudrais que les Russes se dépêchent d'avantage; ils ne se battent pas assez. Il y a un beau dévouement en Prusse, qui doit prouver aux Français, combien on les haït, mais aussi méritent-ils bien cette haine après la manière dont ils ont agi en Prusse étant amis. On se tourmente toujours chez nous avec l'ancienne prophétie, qui dit, qu'une terrible bataille entre ici et Erfurth terminera le tout. Dieu nous en préserve... Je comptai vous donner des nouvelles de Berlin, mais à mon étonnement la poste, qui arrive de bonne heure l'après-dîner, n'est point encore ici, quoiqu'il soit huit heures passé. Le duc veut, que j'attende jusqu'après l'arrivée de la poste, afin d'avoir quelque chose d'intéressant à vous raconter. En attendant je vous dirai, que hier on avait à Leipzic la nouvelle, que le Vice-Roi a son quartier-général entre Berlin et Potsdam, et on dit, que les Russes ne sont pas encore en force de ce côté-là. L'intendance générale et 25000 hommes se trouvent à Wittenberg. (Fortgesetzt.)

Le 5 Mars. Une lettre de Berlin du 28. dit aussi ce que je vous ai dit hier. Les Français ont brûlé les ponts de Francfort et de Crossen, ce qui retarde la marche des Russes. Ceux-ci se montrent en Lusace et on croit, qu'un corps repartira vers Dresde, où la proclamation du Roi fait le plus mauvais effet. On aura tant voulu, qu'il se taisa sur le système, qu'il a choisi et on craint la vengeance des Russes. La déclaration du Roi de Prusse ne paraîtra que le premier Mars. On dit à présent, que l'empereur Alexandre est arrivé le 27 à Breslau. Voilà mes nouvelles!"

Die Herzogin bemerkt weiter, sie hoffe sich öfters einer sicheren Gelegenheit zur Übermittlung der Briefe bedienen zu können, denn wie sie erfahren, werden diese, besonders die mit fürstlichen Siegeln versehenen, nicht nur in Erfurt sondern auch in Fulda und Hanau geöffnet, und fährt dann noch einen Tag später fort:

„Le 6 Mars. Nous allons avoir dans quelques jours 6000 chevaux du corps du maréchal Ney. On dit l'alliance entre la France et la Prusse faite. Ce qui est certain est, que 4000 Français ont pris possession de (unleserlich) et d'Anclam. Un courier a été envoyé à Paris après cette occupation inattendue . . ."

Durch die inzwischen erfolgte Stellungnahme des Königs von Preußen hatte sich die Situation geklärt. Von neuem kämpfte das von seinem Könige unter die Waffen gerufene preußische Volk als Verbündeter Rußlands gegen den Unterdrücker. Mit welcher Freude auch dieser Umschwung der Dinge die Anhänger der guten Sache erfüllen mußte, für die gezwungenen Bundesgenossen des französischen Kaisers bedeutete die momentane politische Lage eine schwere Gefahr. Von französischer Seite mit dem äußersten Mißtrauen beobachtet, sahen sie sich gezwungen, ihren natürlichen Gesinnungsgenossen als Feinden zu begegnen. Auch Weimar sollte von neuem der Schauplatz kleinerer kriegerischer Vorstöße werden und man mochte nicht ohne Grund eine Wiederholung der Tage von 1806 fürchten. Am 12. April besetzte eine preußische Streiftruppe des Blücherschen Armeekorps Weimar; in der Nähe

von Erfurt hatte sich unter General Souham die Avantgarde Neys gesammelt. Es kam in der Nähe der Stadt, in den Straßen selbst zu einem Gefecht; die Preußen sahen sich gezwungen, Weimar zu räumen, das nun von Souham besetzt wurde. Als die Preußen durch das in der nächsten Nähe des Schlosses gelegene Kegeltor hinausgedrängt wurden, stand die Herzogin an einem Fenster des Schlosses, durch ihre Lorgnette das Geplänkel beobachtend. Mündliche Überlieferung berichtet, die Fürstin habe, als eine Kugel durch das Fenster geflogen sei und ihr Hofmarschall Deckung gesucht habe, nur gleichmütig den Kopf gewendet, ohne ihren Platz zu verändern.

Allein noch in ganz anderem Sinn sollte sich die Situation zu einer für das weimarische Fürstenhaus äußerst bedrohlichen zuspitzen. „Ich weiß gar wohl, daß Euer Herzog mein abgesagter Feind ist," äußerte Napoleon gelegentlich zu Müller, „und daß er nie aufgehört hat, mit meinen Feinden zusammenzuhängen. Hat er nicht preußische Offiziere in seinen Diensten und in seinem Solde? Hat er nicht fortwährend mit meiner Schwiegermutter, der Kaiserin von Österreich, korrespondiert, die von Wien aus giftige Netze für mich spinnt? Aber fürwahr, man betrügt mich nicht so leicht! Ich habe sie alle gelesen, diese Briefe; die Kunst zu entziffern und unmerkbar Briefe zu öffnen ist unglaublich weit gediehen. Euer Herzog ist der unruhigste Fürst in ganz Europa." Auslassungen wie diese lassen es begreiflich erscheinen, daß man dem weimarischen Hofe von französischer Seite mit großem Mißtrauen begegnete. Ein Brief der Herzogin läßt erkennen, wie gern man die von ihr in Übereinstimmung mit anderen Darstellungen ausführlich geschilderte Affäre Spiegel-Voigt zum Vorwand eines Handstreiches gegen das weimarische Haus benutzt hätte, wenn sich nur der geringste Beweis des Einverständnisses des Herzogs mit dem Feinde hätte auffinden lassen:

„Ah mon Dieu, Prince, que je suis lasse et fatiguée de ces temps! ... Vous savez, Prince, que nos pauvres gens avaient été dans une position des plus pénibles et cela pen-

dant dix jours consécutifs. Il est singulier que depuis quelques mois il courait dans différents pays des bruits inquiétants sur nous, et que même le duc avait été adverti de différents côtés, qu'il ferait bien de s'éloigner d'ici, parcequ'il n'y était pas en sûreté. Comme de raison il ne voulait pas suivre cet avis et resta. Nous eûmes des avant-postes Prussiens ici, qu'on traita comme les circonstances l'exigaient, mais pas autrement. Ils bivouaquèrent près de la ville, le duc n'est pas sorti une seule fois pour les voir. Le premier jour de Pâques la ville fut inondé de troupes françaises, qui par-ci par-là se conduisirent fort mal. Mess. de Spiegel et de Voigt, fils du Geheimrat, étant de la police, vinrent en connexe avec le général Souham et le commandant. Le général exige de Mons. de Spiegel, qu'il lui procure des nouvelles prussiennes. Ces deux messieurs avaient arrangé un chiffre avec le conseiller de la Régence Müller, qui était à Jena, pour le compte sur les vivres, et dans ce chiffre les Français étaient nommés l'Epidémie, parce que effectivement ils avaient donné de la fièvre de nerf dans toute la contrée et les Prusses étaient nommés les médecins. Je ne veux pas dire que cette invention était ingénieuse, ni prudente, mais enfin pour prouver, qu'elle était de l'avis de ces messieurs innocente, c'est qu'ils écrivirent à Jena en se servant de ce chiffre. Le commandant les avait assuré que la lettre passerait et avait donné un passeport au hussard d'ici, qui en était le porteur. Celui-ci arrivant aux avant-postes français, fût arrêté, malgré le passeport du commandant français et renvoyé chez celui-ci, qui ouvrit la lettre et fit chercher Mons. de Spiegel. En attendant un commissaire français l'avait traduite, mais jamais on a produit l'original. Mons. de Spiegel arrivant le commandant fit un train terrible, disant, qu'il serait fusillé et lui, le commandant, peut-être aussi. Il l'arrêta, Mons. de Voigt le fût aussi, on mit les scelles sur leurs papiers, où il ne se trouva pas la moindre chose, qui pût les compromettre. Le commandant se hasardait de dire à Mons. de Spiegel, qu'il serait libre du moment qu'il disait, que le duc est instruit du chiffre, ce que lui ne fit pas, comme il n'était pas le cas. Enfin ces deux mess., après que le général Souham eût répété sans cesse au pauvre Voigt, qu'il serait fusillé, furent transportés à la citadelle d'Erfurth, où ils passèrent dix jours dans un lieu sal et malsain. On ne les examina pas, et lorsque l'empereur vînt ici, je demandai leur grâce, il me l'accéda sur le champ. Les prisonniers arrivés le pauvre Voigt prit la

fièvre de nerf et mourut, laissant ses pauvres parents dans la plus profonde douleur, dont il était toute la joie et le bonheur. Ils n'avaient que ce fils. Je ne saurais exprimer la peine, que ces pauvres vieilles gens font, mais ils sont d'une résignation vraiment respectable. L'accusation s'était faite sans qu'on en a dit un mot au Duc et le général Souham dit à Charles, que son père avait envoyé chez lui pour faire des réprésentations là-contre, qu'il avait le droit de nous faire arrêter tous ensembles. Enfin je vous ennuierais si je voulais vous raconter toutes nos peines."

Wieder war es Müller, obgleich als Empfänger der chiffrierten Briefe selbst in französischen Augen verdächtig, der es mutig auf sich nahm, diese Angelegenheit bei dem eben wieder in Thüringen eintreffenden französischen Kaiser zu vertreten. Napoleons Zorn, den noch andere Zufälligkeiten auf Rechnung Weimars gereizt hatten, hatte nach der oben mitgeteilten Äußerung über Karl August mit der Niederbrennung von Jena gedroht, das sich durch das freiheitsliebende Gebahren seiner Studenten mißliebig gemacht hatte, und die Erschießung der wegen des unglückseligen Chiffrebriefes Festgenommenen in Aussicht gestellt. Erst nach einer heftigen Szene war es Müller gelungen, das über Jena verhängte Schicksal rückgängig zu machen, das Los der beiden Gefangenen aber hatte er nicht zu bessern vermocht; vor allem hatte Napoleon verlangt, daß Karl August unverzüglich nach Erfurt komme, um ihm seine Aufwartung zu machen. Müllers Schilderungen mögen hier die knappen Mitteilungen der Herzogin ergänzen. Betrübt von den Eindrücken der Unterredung mit Napoleon langte er Abends im Schloß zu Weimar an. „Wir fanden die Herzogin bei dem Herzog; beide in gespanntester Erwartung. Ich erzählte treulich das Vorgefallene und bat dringend, daß der Herzog, trotzdem es inzwischen Nacht geworden, sogleich nach Erfurt abreisen möge. Mehrere der hinzugekommenen Personen machten auf die Gefahr aufmerksam, welcher der Herzog sich aussetze, in so später Stunde unbeschützt durch die im Marsch begriffenen französischen Truppen zu reisen. Allein der Herzog war augenblicklich entschlossen und die Herzogin

billigte diesen Entschluß gar sehr. So fuhr er denn auf seiner gewohnten, offenen, zweispännigen Droschke gegen neun Uhr Abends, bloß von dem General von Seebach begleitet, nach Erfurt ab, ein einziger Husar ritt mit der Fackel voraus." Nach den oben erwähnten Gerüchten gewiß ein mutiges Wagnis, vollkommen bezeichnend für seine eigene wie seiner Gemahlin Haltung, die durch den Hinweis auf Gefahren nicht zu erschüttern war.

Napoleon war nicht mehr in der Lage, seine Bundesgenossen schlecht zu behandeln; so nahm er auch Karl August liebenswürdiger, als zu erwarten gewesen war, auf und versprach auf der Durchreise die Herzogin zu besuchen. Und wieder war sie es, die furchtlos für das Recht eintrat und die Freilassung der Gefangenen forderte. „Je le veux bien," entgegnete Napoleon, „et je suis fort charmé de pouvoir faire une chose, qui vous soit agréable, Madame!" Von dem weiteren Verlauf seiner Anwesenheit, 28. April 1813 [1]), berichtet die Herzogin noch:

„L'empereur s'arrêta 3 heures au château, gracieux au possible, et le Duc l'accompagna jusqu'à Eckhardsberge, où il soupa avec lui et fut traité au mieux. On n'y conçoit rien. Si je vous revois enfin, je vous raconterai tout pleine de la conversation ici, où il s'est dit des choses très-singulières. Il nous arrive une garnison de 1300 hommes. C'est très-agréable et nous aurons peut-être de nouveau mille désagréments à

[1]) Ein kleines Detail dieser Unterhaltung teilt der Kanzler von Müller mit. „Zu unbedeutenden Gegenständen ganz munter übergehend, fragte Napoleon die Herzogin, ob sie die Memoiren der Prinzeß von Wales gelesen, mit denen er sich unterwegs amüsiert habe? Als die Herzogin es verneinte, ließ er dieses Buch durch Caulincourt aus seiner Wagentasche holen, und bat sie, es zum Andenken zu behalten." Diese beiden in rosa Umschlag brochierten Bände: Mémoires de la Princesse de Galles écrites par elle-même, Paris 1813, befinden sich noch heute in der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar; die Titelseite des ersten Bandes trägt von der Herzogin den Vermerk: „Ce livre me fut donné par l'Empereur Napoléon, le 28 d'avril 1813 à Weimar."

éprouver. Que le Ciel nous assiste, peut-être que nous y succomberons à la fin . . .“

Wieder hatten sich in diesen Zeiten einer drohenden, schweren Gefahr die Blicke wie zu einem schutzspendenden Palladium zur Herzogin erhoben, und mit Staunen wurden die mit ihren eigenen Nöten so Beschäftigten, ihre persönlichen Bedrängnisse so wichtig Nehmenden gewahr, daß die Fürstin, jenen antiken Götterbildern vergleichbar, in deren hoheitsvollen Zügen sich alle persönlichen Elemente verwischen, „in allen großen Begebenheiten des Lebens sich gleich bleibe, immer mild und klar in der Erscheinung, durch ihr Wesen wie durch ihr Gesicht wohltuend wirkend“. Diese Ruhe und Vertrauen einflößende Wirkung, die von der Herzogin ausging, brachte auch Fernerstehenden den Wert ihrer Existenz zum Bewußtsein, den ihr Befreundeten aber erwuchs aus diesem Empfinden die bange Furcht vor einem möglichen Verlust dieses Gutes. So schreibt Frau von Stein: „Die Herzogin tut mir weh wegen ihres besonderen Kopfschmerzes. Wie wird hier alles zusammenstürzen, wenn wir sie verlieren sollten, den Trost von vielen!“

Als Schutz und Trost für viele, über die momentane Not der Plünderung und Bedrohung hinaus, sollte sich Louise aufs neue in Zeiten weiterer Bedrängnis erweisen, als der neu ausgebrochene Krieg den Rest des seit Jena so geschmälerten Wohlstandes des kleinen Landes aufzehrte. Neue Kriegslasten, die fast unerschwinglich schienen, mußten aufgebracht werden. Wer noch etwas zu geben hatte, spendete es bereiten Herzens als freiwilliges Opfer. Aber die durch feindliche Heere ausgeraubte, durch den geforderten Schanzenbau zur Befestigung der Erfurter Zitadelle an der Bestellung ihrer verwüsteten Felder, am Ausbau ihrer zerstörten Häuser gehinderte Bevölkerung fand sich in unsagbarem Elend, und furchtbare Krankheiten, die, ein vergiftender Atemhauch des Krieges, jung und alt darniederstreckten, steigerten die herrschende allgemeine Notlage.

Die Herzogin, der Frau von Stein nachrühmt, sie habe im Gegensatz zu der viel reisenden Schwiegertochter die Liebhaberei des Zuhausebleibens, des Sparens, um der Not entgegenzukommen, tat, was in ihren Kräften stand, zur Linderung des Elends um sie her. Wie viel Tränen die immer zum Helfen bereite Landesmutter getrocknet, wie viel Seufzer sie gestillt, berichten weder die patriotisch-politischen noch die schöngeistig-literarischen Berichte ihrer Zeitgenossen. Denn Louisens Eigenart ließ sie über die von ihr gespendeten Wohltaten einen dichten Schleier breiten. Nur die Blätter ihres bescheidenen Ausgabebuches lassen ahnen, wie sie auf die Befriedigung eigener Wünsche und Annehmlichkeiten Verzicht leistete, um fremder Not zu steuern. Aber auch hier ließ sie ihr Gerechtigkeitssinn jede persönliche Bevorzugung vermeiden. Der monatliche Beitrag, „welchen Ihre Durchlaucht bei dem Druck der Zeit der fürstlichen Kammer zum Verteilen überlassen haben", wurde von dieser zur Unterstützung der Bedürftigen, ohne die Nennung ihres Namens, verwandt; dadurch verminderten sich die Gaben nicht, die sie „als Zuschuß für arme Landleute", oder an Kranke und Verwundete austeilen ließ. „Das Elend hier und die Zahl der Unglücklichen sind so groß," bemerkt sie einmal, „daß es mir als erste Pflicht erscheint, für sie zu sorgen." Ihr besonderes Wohlwollen wandte sie dem von Falk ins Leben gerufenen „Verein der Freunde in der Not" zu. Wiederholt rühmt sie Falks aufopfernde Tätigkeit, die ihn die durch den Krieg verwaisten und verrohten Kinder in den Ortschaften des Landes sammeln und durch eine angemessene Ausbildung bei Handwerkern zu brauchbaren Menschen erziehen ließ, und bemerkt von ihm, daß er ohne äußeren Schein das Gute tue, wie man es tun solle, um seiner selbst willen.

Als immer neue Mittel gefordert wurden, um die unerschwinglichen Etappenlasten aufzubringen, übergab die Fürstin der Landschaftsdeputation ihren gesamten Schmuck „ohne Bedingung" als Opfer zur Linderung der gemeinsamen Not. Er hat zur einstweiligen Verpfändung gedient und wurde ihr

später gegen ihren Willen zurückgegeben[1]). „Der Herzogin Hilfe bei der Landesnot wundert mich gar nicht," schreibt (Mai 1815) Frau von Stein, „denn sie ist eine von den wenigen Fürstinnen, die aller Aufopferung fähig sind."

Wie sehr indessen auch die furchtbaren Zustände ihr Herz bewegen mochten, sie hielten die Herzogin nicht ab, mit erneuter Sorge die politische Lage zu beobachten, die sich eben jetzt (im Sommer 1813) kritisch zuspitzen sollte. Der Reichenbacher Vertrag konnte, das fühlte jeder, den Entscheidungskampf nur herausschieben, nicht verhindern, und noch schien Napoleon mächtig genug, um sich als Herr in Deutschland zu behaupten. Die momentane Stimmung gibt ein Brief der Herzogin an den Bruder wieder, dem sie am 28. Juli 1813 schreibt:

„Que pensez-vous de la paix et de la guerre? Je n'ai pas cru un moment à la paix, et serai très-étonnée si elle se fait. Une paix bonne et solide serait le plus grand bien, mais comment la faire? Vous aurez sans doute lu les rapports Prussiens et Russes sur l'affaire du Corps de Lützow. C'est vraiment remarquable comment ce corps a été traité . . . Dimanche passé nous avons été bien étonnés du passage de l'Empereur Napoléon. Un courrier ne l'avait précédé que de cinq minutes et avait commandé six chevaux pour le duc de Bassano. On le reconnut à la poste où il ne fit que changer ses chevaux. Qu'est-ce que se fera de nous tous et de vous en particulier, pour nous j'augure rien de bon. Il semble que tout s'embrouille toujours d'avantage et peut-être n'y a-t-il rien que la continuation de la guerre, qui puisse couper ce noeud gordien . . ."

Schneller noch als sie dachte sollte dieser Knoten durch Schwertschlag durchhauen werden, und in den auf die Völkerschlacht bei Leipzig folgenden Tagen fand sich Weimar wieder in den Wirbel der Ereignisse hereingezogen. Am 21. Oktober rückten die Russen und Preußen, mit Begeisterung als die Befreier aufgenommen, in Weimar ein. Am 24. weilte Kaiser Alexander als Gast im großherzoglichen Schloß — zwei Tage

[1]) Vgl. Voigts Bemerkung. Geiger, Alt-Weimar S. 228.

vorher hatte der geschlagene Franzosenkaiser, den Weg über Weimar vermeidend, in Buttelstädt hinter dem Ettersberge Mittagsrast gehalten — und auch der Kaiser von Österreich, der König von Preußen kehrten, dem Vormarsch der Heere folgend, in Weimar ein. Noch ehe durch einen am 2. Dezember abgeschlossenen Traktat Weimars Beitritt zu den verbündeten Mächten Tatsache geworden, war Karl August als russischer General den verbündeten Fürsten nach ihrem Hauptquartier in Frankfurt a. M. gefolgt, um dann den Oberbefehl über die gesamten sächsischen Truppen zu übernehmen.

Wieder sah die Herzogin den Gemahl und den jüngsten Sohn in den Krieg ziehen. „Le duc part le 8.," schreibt sie am 4. Januar 1814, „j'ai la confiance dans son ange tutélaire, qu'il en aura soin, et le ramenera sain et sauf ainsi que Bernard. De la trempe, dont est fabriqué le duc, votre beau-frère, il serait mort d'ennui et d'impatience, si au milieu de ce beau dévoument, de cette haine générale il aurait dû rester tranquille spectateur chez lui. D'ailleurs c'est sa place, qu'un Duc de Saxe soit à la tête des Saxons . . . Eh bien, vous aussi prince, vous avez envie de guerroyer, et je comprends cette envie, que j'aurais aussi, si j'étais du genre masculin." . . .

Gebrochen war das Joch der Fremdherrschaft; der deutsche Boden wieder deutsch. Umso auffallender muß es wirken, die Fürstin, die wie wenige Leid getragen hatte um die demütigende Erniedrigung des deutschen Vaterlandes, sich jetzt über den endlichen Triumph der guten Sache bei weitem weniger ergriffen aussprechen zu hören, als sie einst den Untergang des alten Deutschen Reiches beklagt hatte. Zur Erklärung dieser Erscheinung mag zunächst in Betracht zu ziehen sein, daß die sieben Jahre jenes schweren Druckes die Seele der jetzt den Sechzigen nahen Fürstin müde gemacht und die Kraft zu einem begeisterten Aufschwung geschwächt hatten. Vor allem wird ins Gewicht fallen, daß sie, mit einem geschärften, politischen Urteil weiter blickend als die Massen, die augenblicklichen Siege durch kommende politische Verwicklungen

zwischen den Siegern beeinträchtigt fürchtete. Fehlte ihr deshalb einstweilen noch das Vertrauen für die Zukunft eines neuen Deutschlands, so war ihr Empfinden gegen Frankreich dasselbe geblieben. Diese Nation, „die sie haßte und verabscheute", hoffte sie, werde sich im Parteikampf aufreiben und so aufhören, für das übrige Europa eine Plage zu sein. Auch der Wiedereinsetzung der Bourbonen, eines Geschlechtes, „das sich so heruntergebracht habe, daß ihr unglückliches Geschick kaum noch Mitleid einflöße", bringt sie wenig Sympathie entgegen. Umso hervortretender ist das Interesse, mit dem sie das Schicksal Napoleons begleitet. Ihre auf ihn bezüglichen Äußerungen lassen erkennen, welchen bedeutenden Eindruck seine Persönlichkeit trotz ihrer inneren, unversöhnlichen Gegnerschaft auf sie gemacht haben mußte. Mit der ihr eigenen Objektivität sah sie in Napoleons Geschick eine schreckliche Tragödie, „die jetzt ihrem Ende zuneige und deren letzter Akt etwas sehr Großartiges, wirklich Furchtbares und Ungeheures habe". Sie fand sich, als schließlich die Alliierten Napoleon seines Thrones entsetzt hatten, überwältigt von dem Wechsel eines Geschickes, das ihm von seiner Höhe einen so tiefen Fall bereitet habe. „Müsse man nicht," ruft sie aus, „das Walten einer höheren Macht in der Verblendung erkennen, die Napoleon gehindert habe, einen Frieden anzunehmen, der ihn immerhin auf dem ‚hölzernen Thron mit Samt bedeckt' seiner berühmten Rede belassen haben würde." Ihr eigener Großsinn aber erkennt dem Unterliegenden eine Größe zu, die ihn vor Demütigungen hätte bewahren sollen, und läßt sie dem Pariser Pöbel, der sich jetzt in glatten Wortspielen über den Gestürzten ergehe, wie den abtrünnigen Marschällen einen Vorwurf aus solcher Gesinnungslosigkeit machen. Den ehrenvollen Tod auf dem Schlachtfeld, ja selbst durch die Kugeln seiner Getreuen hätte sie ihm statt des Schicksals, das ihn nach Elba führte, gegönnt. Aber auch noch dort in der Verbannung beschäftigt sie seine Gestalt, sie würde wünschen seine Memoiren zu lesen, wenn sie nicht fürchten müßte, daß er Poesie hineinverweben werde, da er doch im Grunde „un être très-romanesque" sei.

Da sie sich in diesem Anteil an Napoleons Geschick in Übereinstimmung mit Goethe wußte, so unterläßt sie es nicht, ihm eine ihr durch einen Brief Karl Augusts überlieferte Äußerung des Verbannten mitzuteilen. „J'ai toujours cherché le merveilleux, et j'avais la passion de soumettre toutes les difficultés, et chaque contradiction me faisait roidir contre elle. Tout cela m'a mené à l'île d'Elbe." Goethe gibt dieses Selbstbekenntnis Gelegenheit, ein auffallendes Streiflicht auf die eigentümliche Mischung in Napoleons Wesen fallen zu lassen, wenn er in seiner Antwort bemerkt: „Die Worte Napoleons sind merkwürdig genug; er legt sich die entgegengesetztesten Eigenschaften bei: die Liebe zum Wunderbaren gehört eigentlich dem Poeten und die Lust, Schwierigkeiten zu überwinden, dem Mathematiker." —

Während sich so in dem Feldzug der ersten Monate von 1814 Napoleons Geschick zu vollenden schien, hatte der ihm zuerteilte Posten Karl August von dem eigentlichen Kriegsschauplatz ferngehalten. Als Gouverneur der belgischen Provinzen sah sich der Herzog, nachdem Bülows glänzender Siegeszug bis vor die Tore von Antwerpen diesen Teil der Niederlande von der französischen Herrschaft befreit hatte, mit einer mehr organisatorischen als kriegerischen Aufgabe betraut. Die Herzogin war mit dieser Ernennung nicht sonderlich einverstanden, tröstete sich aber, der Wunsch der Belgier, der Fürst möge ihrem Reiche eine neue Organisation geben, nötige ihn, sich mit diesen Angelegenheiten zu beschäftigen. Da sie wiederholt klagt, nur selten direkte Nachrichten von ihm zu erhalten, so ergötzte es sie, aus den belgischen Zeitungen sein Tun und Lassen zu erfahren, darunter auch, daß er anläßlich des Pariser Einzuges in der Kirche Sainte Gudule zu Brüssel ein Tedeum abgehalten habe und genötigt sei, eine so kirchliche Gesinnung zur Schau zu tragen, daß ihn die Brabanter, die viel für ihn übrig hätten, „den frommen Herzog" nannten. Nachdem sich Karl August dann zu den Häuptern der Alliierten nach Paris begeben, folgte er später den Monarchen nach London, und dieser Aufenthalt in dem konstitutionellen Musterstaat

interessierte seine Gemahlin besonders, da sie für diese Nation, die sich allein „immer groß und ihren Grundsätzen getreu gezeigt habe", eine Vorliebe hatte. „Je me rejouis de revoir le duc," schreibt sie im Juli 1814, „et je suis très-curieuse des Ansichten pour l'Allemagne, qu'il rapportera de l'Angleterre, car il-y-a à croire que dans ce pays-là on ne voudra pas, que la nouvelle Constitution de l'Allemagne se fasse à la légère."

Viel später als man erwartet hatte, so daß die zur Feier seiner Ankunft schon einmal vorbereiteten Blumen und Kränze gewelkt waren, traf endlich Karl August, nachdem er noch zur Wiederherstellung seiner Gesundheit die Aachener Bäder gebraucht und in Mainz mit Goethe zusammengetroffen war, am 1. September wieder in Weimar ein. Ein glänzender Willkomm, in dem sich alle Stände geeinigt hatten, feierte die Rückkehr des geliebten Landesherrn. „J'ai été bien aise de revoir le duc si bien portant et de bonne humeur," äußert die Herzogin gegen ihren Bruder.

Von den mannigfaltigsten Erlebnissen, von wechselnden Eindrücken und von bedeutendsten Persönlichkeiten der Zeit hatte Karl Augusts reger Mitteilungseifer seiner Gemahlin zu berichten. Ein Wiedersehen vor allem mußte ihr Interesse erregen. In Paris war Karl August mit Madame de Staël zusammengetroffen, und ihre alten, freundschaftlichen Beziehungen hatten eine Erneuerung gefunden.

Noch einmal muß hier die Gestalt dieser bedeutenden Frau in den Vordergrund treten. Die nachfolgenden Stellen aus dem Briefwechsel, die zum Teil zurückgreifen auf frühere Jahre, lassen klar und deutlich das Bild der Herzogin hervortreten, wie es sich in diesen bewegten Zeiten entwickelt hatte.

„J'ai vu son Altesse le duc et nous avons beaucoup parlé de vous," schreibt Madame de Staël unter dem Eindruck dieses Wiedersehens an die Herzogin, und die Fortsetzung ihres Briefes läßt unschwer erraten, daß die Fürstin auch des weiteren noch den Gegenstand ihres Gespräches gebildet hatte.

„Au milieu de tous mes voyages j'ai toujours pensé à Votre Altesse, à ses bontés pour moi. C'est à elle que j'ai dû d'avoir supporté l'exil, et cet exil, que m'a fait tant de peine, a été la cause de beaucoup de bien pour moi." Nach einer Schilderung der momentanen politischen Verhältnisse in Paris fährt sie fort: „Je n'ai point renoncé à l'espoir de vous voir encore en Allemagne. J'ai perdu l'habitude d'être sédentaire, et le changement me plaît. Quand j'aurai marié ma fille, j'irai en Grèce, pour y composer un poème sur les croisades. Il faut faire quelque chose de cette triste vie, où l'on a toujours l'idée du bonheur, qui fuit devant nous, comme les nuages: il est vrai que ces nuages sont le pressentiment d'une autre vie. Adieu, Madame, adieu, vous qui avez pu faire un si noble usage de vos années, et qui n'avez pas un souvenir, qui ne doive vous honorer à vos propres yeux . . ."

Die Freundschaft der Herzogin für Madame de Staël, in ihren äußeren Bezeigungen durch Napoleons Machtwort, das speziell den Verkehr seiner unbeugsamen Gegnerin mit Weimar zu überwachen befahl, auf einen sehr gelegentlichen Austausch von Briefen zurückgedrängt, war im Verlauf der verflossenen schweren Jahre immer die gleiche geblieben. Ein bleibendes Zeugnis dieser herzlichen Beziehungen bildet die Büste der Frau von Staël, die diese schon 1809 der Herzogin übersandt hatte. Das Fürstenpaar wies ihr, eine für beide Teile gleich auszeichnende Ehrung, ihren Platz in der weimarischen Bibliothek[1]) an, inmitten der Erzeugnisse deutscher Geistes-kultur, zu deren begeisterten Verkünderin sich die geniale Schriftstellerin gemacht hatte. Als es 1810 Napoleon beinahe

[1]) Die darauf bezügliche Mitteilung findet sich in einem vom 8. Oktober 1809 datierten Briefe der Herzogin: „Votre buste m'est arrivé bien longtemps après que vous me l'avez annoncé et je l'ai reçu avec ce sentiment, que vous me connaissez pour vous. Je vous demande et aussi au nom du duc d'oser le placer à la Bibliothèque, où se trouvent les bustes de plusieurs de vos illustres contemporains?"

Madame de Staël erwidert: „Un temoignage de bonté de Votre Altesse est un signe d'honneur et de protection, qui me va jusqu'au fond de l'âme."

geglückt war, ihr Werk de l'Allemagne zu vernichten, das er als eine geistige Verherrlichung des von ihm in den Staub getretenen Deutschlands mit seinem Zorn verfolgte, hatte Madame de Staël der Herzogin geklagt, wie tief es sie betrübe, daß sie nicht das Vergnügen haben solle, ihr das zu Füßen zu legen, was sie über die Fürstin selbst, über den Herzog, über Weimar geschrieben habe. Mit warmem Anteil hatte dann Louise Madame de Staëls weiteres Geschick begleitet, das diese als eine von neuem Verbannte auf weite Reisen, bald nach Süden, bald nach Norden führen sollte. Nur mit dem einmal von dieser gehegten Plan einer Auswanderung nach Nordamerika konnte sie sich nicht einverstanden erklären. Sie schreibt ihr darüber: „Je me flatte encore, que vous ne vous hâterez pas trop de vous embarquer pour l'Amérique. L'espérance est une si douce chose, et il serait bien triste d'être séparée de vous par cette vaste mer."

Die Herzogin, immer bereit, ihre Freundschaft mit der Tat zu beweisen, war es auch gewesen, die Madame de Staël durch die Vermittlung ihrer Schwiegertochter die Wege angab, die es ihr ermöglichten, Pässe für Rußland zu erhalten, wohin sie sich in der Absicht, Schweden zu erreichen, von der Schweiz aus zu begeben wünschte. Als sie ihr von dort aus 1813 ihre Schrift gegen den Selbstmord übersandte, antwortet ihr Louise: „Sans vous donner de mes nouvelles je me suis pourtant bien souvent occupée de vous, et je vous remercie de toute mon âme de l'envoi de votre dernier ouvrage, où je vous ai bien reconnue, et avec ce sentiment, que je vous conserverai toujours." Indem sie auf das verzögerte Erscheinen des Buches de l'Allemagne zu reden kommt, bemerkt sie dann weiter: „Votre ouvrage, qui a éprouvé tant de contradiction sera à ce que j'espère imprimé en Angleterre et trouvera moyen de passer sur le continent".

Endlich war im Jahr 1813 dies vielbesprochene Werk, zuerst in England gedruckt, erschienen. Es bedeutete als die erste umfassende Würdigung deutschen Geisteslebens ein literarisches Ereignis. In eben jenem Moment, da die zur Tat gewordene

vaterländische Begeisterung Deutschland von neuem eine achtunggebietende Stellung innerhalb der europäischen Staaten schuf, ließ die Feder einer genialen Frau, die noch dazu durch ihre Geburt jener Nationalität angehörte, die Deutschland mit der Vernichtung bedroht hatte, vor dem Blicke der Gegenwart das vornapoleonische Deutschland in seinen äußeren Formen erstehen, zeichnete in der Schilderung seiner inneren Kraft und seines geistigen Reichtums die Grundlagen einer von ihr nicht geahnten Zukunft. Wie ein Nachklang jener Vergangenheit mußten die Abschnitte des Buches, die sich mit Weimar, seinen Dichtern und dem Leben am Hofe beschäftigen, Louise anmuten. Ihr Urteil über die Herzogin faßt Frau von Staël dahin zusammen:

„La duchesse Louise de Saxe-Weimar est le véritable modèle d'une femme destinée par la nature au rang le plus illustre: sans prétension comme sans faiblesse, elle inspire au même dégré la confiance et le respect; et l'héroisme des temps chevaleresques est entré dans son âme, sans lui rien ôter de la douceur de son sexe." Nicht nur ihre eigene Wesenheit und die weniger scharf erfaßten Züge Karl Augusts, sondern die ganzen geistigen Beziehungen dieser Zeit erstanden hier wieder in der fein beobachtenden Auffassung der französischen Schriftstellerin. Auch insofern bedeutet das Werk de l'Allemagne für die Herzogin einen Abschnitt, als ihr in diesem Buche ihre eigene Zeit und ihr und des Gemahls fürstliches Wirken darin zum ersten Male in einer allgemeinhistorischen Würdigung entgegentrat. Dem Paris freilich, das soeben unter den alliierten Mächten auch die Deutschen einen siegreichen Einzug durch seine Tore hatte halten sehen, erschien Madame de Staëls Entdeckung des geistigen Deutschlands kaum bedeutungsvoll, die Zukunft erst sollte den hohen Wert ihres Urteils rechtfertigen.

Dieser Zukunft Deutschlands, die in den Siegen der Jahre 1813/14 so verheißungsvoll angebrochen zu sein schien, sollten freilich noch mancherlei Stadien ihrer Entwicklung beschieden sein, und zu den am wenigst fördernden gehörte die

Periode des Wiener Kongresses, der einstweilen dem befreiten Deutschland eine neue, der Zeitlage entsprechende Organisation geben sollte.

Das Bewußtsein der außerordentlichen Bedeutung dieser Versammlung und der von ihr zu treffenden Entscheidungen hatte die Herzogin schon im Juni, als sie Karl Augusts Entschluß seiner persönlichen Beteiligung erfuhr, an Goethe schreiben lassen: „Sie gedenken wohl, daß die Veranlassung zu dieser Reise der Kongreß in Wien ist, wo das Schicksal Deutschlands ganz entschieden werden soll. ... Es freut mich, daß auch bei dieser Gelegenheit der Herzog sich wie ein deutscher Fürst benimmt und nicht mit dem Leichtsinn, der an der Tagesordnung ist."

Läßt diese Andeutung erkennen, wie klar Louise die Größe der Aufgabe und die Gesinnung der zu ihrer Lösung Berufenen beurteilte, so ist es interessant, aus einem Briefe Leopolds von Stolberg[1]), den er ihr mit seiner Ode „An die Wiener Ratsversammlung" im Herbst 1814 übersandte, zu ersehen, welche Hoffnungen und Befürchtungen für die Wiedergeburt Deutschlands er, gleich ihr, an diese Vereinigung deutscher und ausländischer Machthaber knüpfte.

„Mögen Euer Durchlaucht nicht ermüdet werden, wenn ich Ihnen die Früchte meiner Muse wiederholt auftische. Eine Versagung würde mir indes schwer sein bei einer Ode, die durchaus vaterländisch ist, und von der ich mir schmeicheln darf, daß sie mit den Gesinnungen und Wünschen unserer edelsten und erhabensten Fürstin im Einklang töne. Sie haben mich nun einmal durch einen, für meine Ansichten, Urteile und Gefühle mir ewig teuern Ausspruch nicht wenig stolz gemacht (die Herzogin hatte eine Übereinstimmung seiner Ansichten mit den ihrigen gefunden), daher scheint es mir so, ich müsse in so manchem, in Hinsicht des Ganges der Dinge während dieser wichtigen Stunde mit dem zusammentreffen, was in Ihnen hierüber vorgeht. Wir können uns ja wohl nicht verhehlen, daß unsere Ideale nicht erreicht werden, allein lassen Sie uns nicht verzagen. Wie viel ist über alle menschliche Erwartung geschehen, wie herrlich hat sich unsere Nation dargestellt, und wie unverkennbar waltet eine

[1]) Im Großherzogl. Hausarchiv; ebenso wie der Brief S. 319.

höhere Kraft, die sich der guten, heiligen Sache so mächtig annahm! Würden wir nicht, wenn uns alles, was seit zwei Jahren geschah, hätte verborgen bleiben können, und nun das ganze Gemälde uns vor Augen stünde, die Riesenschritte, die vollbracht worden sind, entzückt anstaunen? Wir Menschen bleiben immer Menschen, zur Vollkommenheit erheben wir uns nicht, mehr oder minder ist Schwäche unser Los; folgerecht sind wir auch nicht, wir lassen uns verblenden, und je höher der Standpunkt ist, auf den uns die Umstände vor aller Augen erheben, je leichter können wir vom Schwindel ergriffen werden. O, ich bitte und beschwöre Sie, hochverehrte Frau Herzogin, lassen Sie uns Gott danken für das Große, so geschehen ist, welches uns Hoffnung, Gewähr und Trost sein müsse, wenn augenblicklich vielleicht unsere zu hochfliegenden Wünsche getäuscht werden . . ."

Mit diesen etwas verschwommenen Äußerungen des Dichterpatrioten kontrastieren wirksam die der Fürstin selbst. Gerade ihre treffenden Bemerkungen über den Kongreß und seine Aufgaben zeigen, da hier das Gefühlsmoment politischen Folgerungen gegenüber zurücktritt, die Schärfe ihres politischen Urteils.

Sie hatte von Anfang an daran gezweifelt, daß von diesem Kongreß Gutes für Deutschland, für die Welt zu erwarten sei, und mit Unwillen vernommen, daß ein Teil Deutschlands bei Frankreich verbleiben solle, darunter die armen Saarbrückener, die darüber verzweifelt seien. Ebenso erkannte sie mit richtigem Blick die Aufgaben und Forderungen, die aus der Lage erwuchsen. „Es sei vorauszusehen," meint sie, „daß, wenn man sich in diesem für Europa so wichtigen Moment nicht weise benehme, sondern ungeschickt vorgehe, man früher oder später Ursache haben werde, dies zu bereuen. Denn die Art, wie momentan in allen Ländern die Geister erregt seien, lasse annehmen, daß man den von dem berühmten Kongreß ausgehenden Anordnungen, durch die den Völkern ihr Geschick zugeteilt werden solle, nicht blindlings Folge leisten werde."

„Welche neue Verfassung wird man Deutschland geben?" fragt sie und verhehlt nicht, daß sie wenig Zutrauen habe zu denen, die sich mit dieser Frage beschäftigen, unter ihnen frei-

lich auch „Stein avec sa mauvaise tête et ses haines et passions“. Der Grund ihrer Abneigung gegen diesen Staatsmann ist ihren Briefen nicht zu entnehmen, doch dürfte wohl seine Stellungnahme für Preußen gegen die Mittel- und Kleinstaaten ins Gewicht gefallen sein. Denn ihr Gerechtigkeitssinn, der sich hier mit den ihr von Jugend an geläufigen Traditionen reichsfürstlicher Unabhängigkeit begegnete, ließ sie ein gleiches Recht für die kleinen wie für die großen Staaten begehren.

Daß sie jedoch durchaus nicht einseitig den Standpunkt der Tradition vertrat, beweist ihr Urteil über die Wiedereinsetzung der Bourbons, die in ihren Augen nicht die Nachfolger und berechtigten Erben eines Heinrich IV. und Ludwigs XIV., sondern eine „degenerierte Rasse“ sind. Aufs lebhafteste nimmt sie anderseits gegen Preußen für den vertriebenen König von Sachsen Partei, „der doch nicht habe voraussetzen können, daß er das einzige Opfer eines Fehlers sein werde, den andere schon früher gemacht hätten“. — In dem gefeierten Zarbefreier erkennt sie den „Autokraten“ und berichtet, „Talleyrand sei frappiert gewesen von der Ähnlichkeit der Grundsätze und Vorschläge eines gewissen jemand mit denen Napoleons, und finde nur den einen Unterschied, daß nämlich Napoleon, wenn es galt, eine schlechte Sache zu unterstützen, trotzdem die Gründe, die ihn dazu bewogen, angegeben habe, während der andere sich diese Mühe spare und nur von seinem Willen spreche.“

Sie hatte schon bei Napoleons Einschiffung nach Elba geäußert, daß er, wenn nicht unter unausgesetzter Aufsicht gehalten, gewiß versuchen würde, zu entkommen und neuen Unfrieden in die Welt zu tragen, und fand sich daher, als er nach kaum Jahresfrist wieder in Frankreich landete, weniger in Erstaunen gesetzt als mit neuen Sorgen erfüllt, ob die Deutschen unterdessen im Wiederbesitz ihrer alten Kraft und Energie die Mittel und die Kunst erworben haben würden, sich mit Erfolg gegen ihn zur Wehr zu setzen. Der neue deutsche Siegeszug nach Paris gab eine stolze Antwort auf ihre Zweifel.

Inzwischen hatten auch die Angelegenheiten des Herzogs durch die Entscheidungen des Kongresses ihre Erledigung gefunden. So unbefriedigend in jeder Hinsicht diese Ratsversammlung für alle aufrichtigen Patrioten verlaufen war, dem weimarischen Fürstenhaus war neben einer zwar weit geringeren Gebietsvergrößerung, als man glaubte erwarten zu dürfen, durch die Erhebung zum Großherzogtum eine gerechte Anerkennung für seine unter so schwerem Druck standhaft erwiesene vaterländische Gesinnung zu teil geworden. Karl August wie Louise mußte es mit Genugtuung erfüllen, diese einst von Napoleon als Kaufpreis für einen Gesinnungswechsel in Vorschlag gebrachte Rangerhöhung jetzt der europäischen Fürstenversammlung zu danken, und jenen gegenüber, die durch Napoleons Gnade erhöht worden waren, auf diese Art die wohl verdiente Gleichstellung zu erfahren, auf die als solche sie nur wenig Wert legten. „Vous me demandez ce que nous sommes devenus?“ schreibt Louise dem Bruder, „Votre beau-frère est un Grand-duc . . . J'attends de ses nouvelles d'un moment à l'autre, qui m'annonceront son retour, et je désire vivement, qu'au moins il ait quelque sujet de se réjouir du long séjour à Vienne, dont il était bien las . . . Je vous avoue que ce titre d'Altesse Royale, dont je me suis tant moquée, dans le temps me dérange furieusement, et j'espère très-fort, qu'on ne me nomme pas ainsi, ne pouvant m'y faire.“

Und als ihr der Landgraf Christian seine gegenteiligen Ansichten auseinandergesetzt hat, erwidert sie ihm: „Vous trouvez que le duc a bien fait de se mettre au niveau de ses égaux et c'est vrai aussi; mais en attendant je voudrais, qu'il sût au juste à quoi il en est, car les affaires (die Einigung über die Gebietsveränderungen) vont bien lentement et il n'y a pas à nier, que ce nouveau titre est une extrême gêne. Je voudrais que six mois fussent passés, afin d'y être plus accoutumée et par là moins honteuse et embarrassée de l'entendre.“

V

Innerer Ausgleich der Ehe Karl Augusts und Louisens. Louisens Erwähnung der mit dem Ausbau der Verfassung verknüpften Feierlichkeiten. Das Wartburgfest. Das Fürstenpaar und die burschenschaftliche Bewegung. Louise über Sand. Der Tod Madame de Staëls

In all den politischen Vorgängen, die seit 1804 durch die Periode tiefster Erniedrigung, durch Kampf und Blutvergießen zu dem Pariser Frieden und dem Wiener Kongreß führten, hatte die Herzogin über das alte Deutsche Reich, dessen Untergang sie damals so schmerzlich empfand, durch Wandlungen auf allen Gebieten eine neue Zeit heraufziehen sehen. So fest sie selbst auch in jener Vergangenheit wurzelte, ja Grundzüge derselben, wie das scharf ausgeprägte Gefühl für Standesunterschiede und äußere Formen, in ihrem Wesen verkörperte, so war sie dennoch großsinnig genug, um den Ansprüchen dieser neuen Zeit eine vollkommene Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Zu solchem über jede Enge hinausreichendem Verständnis war die Fürstin in erster Linie wohl durch das ihr eigene Gefühl edelster Menschlichkeit gelangt, das durch die geistige Atmosphäre, von der sie sich umgeben fand, und durch eigene innere Erfahrungen eine abgeklärte Vertiefung erhalten hatte. Dann aber darf eben dies Moment auch als ein Gewinn ihrer geistigen Gemeinschaft mit Karl August bezeichnet werden. Auf sich selbst zurückgezogene Naturen wie die Louisens neigen im Alter dazu, auch im guten zu verknöchern. Daß die Fürstin jetzt mit ungetrübtem Scharfblick und unvoreingenommenem Urteil aus dem verworrenen Treiben des inneren und äußeren politischen Lebens das Gerechte und Berechtigte herauszufinden und anzuerkennen vermochte, daß diese neue Zeit bei ihr, die sich ihrer Natur gemäß so leicht von ihren nivellierenden Forderungen hätte verletzt fühlen müssen, ein volles Verständnis fand, das dankte sie der genialen, unermüdlichen Kraft, mit der Karl August in allen Fragen des geistigen wie des öffent-

lichen Lebens den Kern zu erschließen bestrebt war, und dem regen Mitteilungsbedürfnis, das ihn erfüllte. Ein Zug, so hervortretend, daß Goethe ihn mit dem Ehrennamen „Des Mitteilenden" in der Geschichte fortleben sehen möchte. Das Verhältnis Louisens zu Karl August hatte mit den Jahren eine sich ganz allmählich bemerkbar machende Änderung erfahren. Der Mann, in dem Frau von Staël einen der geistreichsten Köpfe seiner Zeit erkannt, den Goethe als eine dämonische Natur bezeichnet hatte, konnte in vierzig Jahren des Zusammenlebens nicht ohne Einfluß auf eine sein Leben teilende Natur bleiben.

Und in dem Maße als jene, früher schon als „organische Filamente" für eine innere Übereinstimmung bezeichneten, gemeinsamen Interessen an dem Wohl und Wehe des großen wie des engeren Vaterlandes in den Vordergrund ihres Lebens gedrängt wurden, hörten jene derben Seiten in Karl Augusts Individualität, die sie sonst tief verstimmt hatten, auf, Louise zu reizen. Über fürstliche Ehen sprechend äußert Knebel einmal, der, dem weimarischen Hofleben ferner stehend, doch überaus feinfühlig die seelische Entwicklung der ihm freundschaftlich zugetanen Persönlichkeiten des Fürstenhauses beobachtete: „Die Neigung der Fürstinnen muß bloße Freundschaft bleiben, dann haben sie überwunden und haben ihr Schicksal besiegt."

Auch Louise hatte ihr Schicksal besiegt, indem ihre Ehe zur „Freundschaft" geworden war, und es hatte dieser Wendung bedurft, um sie für den Wert ihres Gemahls gerecht werden zu lassen. Gewiß, die Jahre hatten, wie es einst der Dichter verhieß, seiner Kraft die rechte Richtung gegeben. In den Zeiten tiefster Erniedrigung hatte auch Louise in seiner standhaften Gesinnungstreue, in der väterlichen Fürsorge, die den Herzog sich aufs eingehendste mit allem beschäftigen ließ, was zum Besten seines heimgesuchten Landes dienen konnte, und nicht zuletzt vielleicht in dem persönlichen Mut, den er allen Gefahren gegenüber bewährte, die Größe von Karl Augusts Charakter erkannt. Erst von jener Epoche an kann eigentlich von einer Wirkung Karl Augusts auf sie die Rede

sein. Als diese Wirkung aber darf die Erweiterung ihres Gesichtskreises durch die Adaption seiner, im höchsten Sinne „unbegrenzten Natur" — so weit sie sich auf Geistiges bezog — bezeichnet werden. Der ursprüngliche Gegensatz von Louisens abgeschlossener Individualität zu Karl Augusts schrankenlosem Temperament hatte jetzt seinen Ausgleich gefunden in dem immer wachsenden Bewußtsein einer gegenseitigen inneren Ergänzung. Hatte doch auch Karl August gelernt, die Unabhängigkeit ihrer Überzeugung, den Scharfsinn ihres Urteils, ihre von keiner persönlichen Rücksicht zu beeinflussende Wahrheitsliebe und ihr überall auf die höchsten Ziele gerichtetes Streben zu schätzen. „Denn so fern sie bei der ihr eigentümlichen klugen Bemessenheit allen Staats- und Hofangelegenheiten stand, noch, jede Einmischung streng von sich weisend, jemals vorgriff, so wenig sie überhaupt das Tun und Lassen ihres Gemahls erforschte oder hemmte, so wenig versäumte der Herzog alles mit ihr zu besprechen und ihrem treffenden Urteil auch in den wichtigsten Angelegenheiten die Wahl der Menschen und Mittel vorzulegen. In den täglichen, ihm lieb gewordenen Morgenunterhaltungen mit seiner Gemahlin, die Karl August nur ungern entbehrte, auf die er, selbst wenn er auf Reisen war, manchen wichtigen Entschluß vertagte, war sie ihm zu einem untrüglichen Hausorakel geworden." Diese innerhalb der Jahre schwerer Erfahrungen vollzogene Wandlung in dem Verhältnis der Gatten zueinander, wie sie uns der Kanzler von Müller in dem ihr gewidmeten Nachruf bezeugt, findet in mancher billigenden Besprechung von Karl Augusts Tun und in einer echt weiblichen Sorge um seine schwankende Gesundheit in Louisens Briefen aus dieser Zeit ihre Bestätigung. Wie ein lichter Abendhimmel nach trübstürmischem Tage verklärt diese milde ausgleichende Anerkennung ihrer sich einst so schroff gegenüberstehenden Naturen die späteren Jahre ihres gemeinsamen Lebens.

Die Politik als Wirkensgebiet des Fürstenberufes war in gewissem Sinn das Lebenselement der Fürstin; politische Konstellationen, nicht literarische Bestrebungen, wie man bei der

Schließung ihrer Ehe hatte voraussehen wollen, waren es gewesen, die ihrem Bunde seine Vertiefung gaben, und so erscheint es selbstverständlich, daß ihr Interesse vorwiegend politischen Vorgängen zugewendet blieb. Zu den ersten bedeutungsvollen Ereignissen, durch welche die neue Zeit auf Grund der eingetretenen Umwälzungen ihr Recht verlangte, gehörte der von der Kongreßakte der beteiligten Staaten in Aussicht gestellte landesständische Ausbau ihrer Verfassung. Als man in Weimar der praktischen Ausgestaltung dieser Frage näher trat, da war, wie Müller erzählt, die Herzogin die erste, die dazu riet, durch eine liberale Konstitution den ausgelebten Feudalverband zu lösen; denn, wie ihr schon früher angeführter Hinweis auf die Aufgabe, die die weise Lenkung der durch die Zeitereignisse erregten Gemüter bedeute, erkennen läßt, begriff sie wohl ihre Zeit. Vorurteilslos genug, um auf fürstliche Vorrechte der Vergangenheit zu verzichten, mußte Louise in der Gewährung einer repräsentativen Verfassung ein gerechtes Entgegenkommen des Fürstenstandes zur Wahrung allgemeiner Menschenrechte erblicken, ohne sich damit im geringsten zu den liberalen Theorien der Wortführer dieser Neuerung zu bekennen. Diese Auffassung erklärt eine einige Jahre später (1820) getane briefliche Äußerung, in der es heißt: „Diese Begeisterung für die Konstitutionen ist eine Manie; denn alle diese guten Völker wissen gar nicht, was das ist, was sie verlangen. Dennoch wünschte ich sehr, der König von Preußen entschlösse sich, diese Angelegenheit, die schlecht für ihn ablaufen kann, endlich zu ihrem Ende zu bringen (durch die Verleihung einer Verfassung)."

Weimar war der erste unter den deutschen Staaten, dem von seinem Landesherrn eine Verfassung gegeben ward, die den Vertretern des Landes eine Teilnahme an einzelnen Angelegenheiten der Regierung gestattete. Am 5. Mai 1816 wurde das neue Grundgesetz unterzeichnet. Die Herzogin berichtet von der Zeremonie der Eidesleistung der zur Beratung dieses Gesetzes versammelten Stände, „daß sie gut und ehrenvoll verlaufen sei und daß die dabei gehaltenen Reden nicht

weniger befriedigend gewesen seien; der Vater des Volkes habe allein von der Familie mit den Abgesandten des guten Volkes gespeist".

Am 2. Februar 1817 wurde der erste Landtag vom Großherzog eröffnet, und Karl Augusts würdige Haltung bei dieser Feierlichkeit fand den vollsten Beifall seiner Gemahlin, die sich auch über den Fortgang der landtäglichen Beratungen sehr befriedigt äußert.

Auch einige Jahre später, 23. März 1823, berichtet sie dem Bruder: „Unser Landtag ist eröffnet worden; der Großherzog hat sitzend seine Rede gehalten, kurz, treffend, so wie sie sein muß, und sprach sie mit so starker Stimme und deutlicher Betonung, daß sie für die Versammlung wie für die Zuschauer vernehmlich war, ‚lui-même était enchanté, lorsqu'il était accouché de son discours, car cela le mettait mal à son aise'." Auch von dem herzlichen Empfang, den man Karl August in seinen neuen Landesteilen bereitete, weiß die Fürstin manche Einzelheiten zu erzählen, nicht von offiziellen Begrüßungen, sondern von spontanen Huldigungen, mit denen ihn das Volk auf der Jagd mit „Sang und Klang" ehrte. „Da geleitete einmal ein Geistlicher mit seiner Gemeinde den Fürsten in die Kirche vor den Altar, wo man ihm zu Ehren einen Lobgesang anstimmte, anderswo hatte der Lehrer mit seinen Schülern auf dem Felde eine Kantate gesungen, und überall bewies ihm das gute Volk seine herzliche Zuneigung. Alles dies ist ebenso unschuldig wie wohltuend," schließt die Großherzogin.

Diese innere und äußere Ausgestaltung seines Fürstentumes erachtete Karl August für den gegebenen Zeitpunkt, um dem Pflichtgebote, das ihn in einem wirkungsreichen Leben auf dem Gebiet der Literatur wie der Staatskunst geleitet hatte, „daß auf eine gründliche und des Ernstes des deutschen Nationalcharakters würdige Weise sich Licht und Wahrheit verbreite", ein äußeres Wahrzeichen zu verleihen. Dieser Gedanke, der von vornherein bei seiner Gemahlin den lebhaftesten Anklang gefunden hatte, leitete ihn bei

der Erneuerung seines Hausordens vom weißen Falken. Weniger zuversichtlich als Karl August meinte die Großherzogin, als die Zeit für den „öffentlichen Aufflug des Falken" gekommen war, „man dürfe ihm keine zu großen Flügel geben, damit man ihn anderswo nicht belächle; lasse man sich an einem bescheidenen Fluge genügen, so werde ihm dies besser anstehen, als wenn er zu hoch fliegen wolle". Auch mit den auf den Orden bezüglichen Äußerlichkeiten beschäftigt sie sich und findet das zum Tragen bestimmte rote Band zu „schreiend lebhaft". Schon im November 1817 übersandte der Fürst seinem Schwager, dem Landgrafen Christian, die Insignien des neuen Ordens. Der nächste, den er damit auszeichnete, war der Fürst Hardenberg. „Der Falke hat seinen Aufflug am Montag, den 4. Dezember, dem Tage der heiligen Barbara um 2¾ Uhr angetreten," schreibt die Großherzogin scherzhaft dem Bruder, „in diesem Moment stürzten sich zwei dieser Raubvögel, der Großherzog und der Fürst Hardenberg, auf mich, und ich kann nicht leugnen, daß mir ihre Ankunft eine gewisse Verlegenheit einflößte. Wie wird es werden, wenn man sich in einigen Tagen ganz von Falken umgeben findet."

Der Großherzog hatte als einen Akt der Huldigung für seine Gemahlin das Datum ihres Geburtstags, den 30. Januar, zur Feier der Ordensverleihung bestimmt. Die Herzogin, die wegen der wenige Tage zuvor eingetroffenen Nachricht von dem Tode ihrer einzigen Tochter der Feier selbst fern geblieben war, schildert ihrem Bruder wie die Menge der Dekorierten, nach der Feier selbst, die ein Prolog von Voigt eröffnete und eine Rede Goethes beschloß, sich zur Begrüßung zu ihr begeben habe. Ihnen allen um eine halbe Minute voran Goethe, der sich ihr mit einer solchen Heftigkeit entgegengestürzt habe, daß sie, nicht darauf gefaßt, ganz erstaunt darüber gewesen sei. Von je hatte es Goethe vermieden, sein Verhältnis zur Fürstin in Worte zu fassen. Dieser Moment einer stürmischen Erregung, die den in vierzigjähriger Freundschaft Bewährten mit jünglingshaftem Feuer der Fürstin entgegeneilen ließ, zeugt beredter als Worte von jener edlen Gefühlswärme, die den Greis sich noch immer

dem Geschick des Fürstenpaares, in seiner Art auch ein sieg-reicher Kampf um Licht und Wahrheit, aufs engste verflochten fühlen ließ. Hatte er doch noch eben in den Schlußworten seiner von einem tiefen Empfinden für Karl Augusts Ver-dienste erfüllten Rede gelobt [1]), „die Früchte seiner eifrigen Bestrebungen dem höchsten Paare als bescheidenen und auf-richtigen Dank entgegenzubringen, als kühne Betätigung des Wahlspruches vigilando ascendimus".

So sehr es Karl Augusts individueller Entwicklung ent-sprach, den Regungen eines neuen Zeitgeistes Rechnung zu tragen und in schöner, rein menschlicher Auffassung seiner Fürstenaufgabe seine Untertanen mit dem Recht einer selb-ständigen Vertretung ihrer politischen und wirtschaftlichen Inter-essen zu betrauen, so sollte eben auch das in der Preßfreiheit verliehene Recht freier Meinungsäußerung noch einmal eine Epoche jugendlichen Sturmes und Dranges rings um ihn heraufbeschwören.

Der politischen Verstimmung gegenüber, die um dieser ersten, unreifen Frucht willen seine edle Aussaat zu verdäch-tigen drohte, behauptete er die gelassene Haltung eines Fürsten, der in seiner eigenen menschlichen Entwicklung den Wert der Gedankenfreiheit für sich selbst wie für andere erkannt und erfahren hatte. Die Feier des burschenschaftlichen Wartburg-festes und die sich daran knüpfenden Folgen, die in ihrem inneren Zusammenhang bis zu Kotzebues Ermordung reichen, bedürfen keiner näheren Erläuterung. Dennoch erscheint es nicht ohne Wert, aus den Briefen der Herzogin, enthalten sie auch keine neuen Aufschlüsse zu diesen Vorgängen, die vor-urteilslose Auffassung kennen zu lernen, mit der auch sie diese jugendlichen Übertreibungen beurteilte. Teilte sie doch Karl Augusts Überzeugung, daß jener ersten Feier auf der Wart-burg ein echt vaterländisches Empfinden zu Grunde gelegen habe.

---

[1]) Goethes Rede bei der Feierlichkeit der Stiftung des weißen Falkenordens. Sophien-Ausgabe Bd. 36, S. 373 f.

„Weimar, ce 24 octobre 1817.

. . . Le 18 octobre a été célébré par 600 étudiants de différentes universités à la Wartburg, qui s'y étaient donnés rendez-vous pour y célébrer ce jour, en même temps l'anniversaire de la fête de la Réformation. Ces jeunes gens sont montés à la Wartburg avec de la musique en chantant des chansons faites pour la circonstance, puis ils se placèrent dans le Ritterſaal et chantèrent: Eine feſte Burg iſt unſer Gott, ce cantique de Luther avec beaucoup de solemnité et on dit que c'était beau et touchant. Alors un d'eux tînt un discours analogue, où on dît beaucoup de belles choses au duc; ils dînèrent en suite, redescendirent en ville, allant à l'Eglise. Tout cela se passa fort bien, ce ne fût que lorsque les feux s'allumèrent, qu'ils firent des enfantillages en brûlant quelques ouvrages et des bêtises.

Les gazettes prônent beaucoup une médaille frappée à l'occasion de la fête séculaire de le Réformation, dont le duc, votre beau-frère, a tout l'honneur, tandisque c'est le vieux Voigt, qui en a eu la première idée, trouvant convenable et avec justice, que cela s'étant fait, il y a 100 ans, se répète aujourd'hui, la Réformation ayant un intérêt tout particulier pour la branche Ernestine de Saxe."

Am 26. November 1817 ſchreibt ſie, auf die Vorgänge beim Wartburgfeſt und ſeine Folgen zurückkommend, in der Abſicht, die fälſchlich verbreiteten, übertriebenen Schilderungen der Vorgänge zu widerlegen:

„Nous souffrons des suites de cette fête, qui apparement se serait bien passée, si des professeurs, qui n'avaient rien à y faire, ne s'en étaient mêlés. Ce rassemblement fut permis, parce qu'on avait la conviction, qu'en s'y opposant, cela donnerait peut-être aux étudiants l'occasion de ce croire très-importants et leur montera encore davantage la cervelle. La journée se passa bien, et ce ne fût que le soir, à l'occasion des feux, qu'il y eut des incongruités très-mal imaginées. Ni l'Acte de Congrès, ni celui de la Sainte-Alliance ne furent brûlés, ceci est très-vrai, mais les noms de différents ouvrages, que beaucoup d'étudiants assurent à présent n'avoir pas lu, mais avoir entendu des professeurs, qu'ils ne valent rien. Il est certain, qu'aucun professeur n'assista à cette sotte cérémonie, mais qu'il y en a, et surtout le professeur de philosophie Fries, qui en étaient advertis, et le même a fait imprimé sous

sa dictée sous le nom des étudiants la description de la fête, ouvrage, qui aggrave encore l'affaire par des sottises dans le genre révolutionaire, qui s'y trouvent. Tout cela fait à présent grand bruit, nous attire de tous parts mille et mille désagréments et fait grand tort, je crains, à l'université, pour laquelle le duc a tant fait. Cette malheureuse liberté de la presse nous a déjà attirée tant de désagréments d'une fort fâcheuse espèce. Si nous nous en tirons passablement, nous aurons à nous féliciter. Je ne nie pas, que cette affaire me tourmente et m'inquiète."

Die Angelegenheit hatte in der Tat an den Höfen von Berlin und Wien ein übertriebenes Aufsehen erregt; dies bewog die Herzogin, in ihrem nächsten Brief vom 26. Dezember 1817 an den Bruder noch einmal darauf zurückzukommen.

„C'est un Turner nommé Massmann de Berlin, qui est le premier moteur de cette sotte histoire, dont à Vienne et à Berlin on à fait tant de bruit, tandis qu'à Berlin on laisse prêcher les principes révolutionaires publiquement par le professeur Jahn à ses écoliers les Turner. Le comte Bombelles, ministre d'Autriche à toutes les cours de Saxe, est celui qui à fait de faux rapports à sa cour sur cette affaire; au lieu d'en demander un rapport officiel ici, il s'est empressé de communiquer au Prince Metternich tous les faux et absurds bruits, qui couraient. La cour de Vienne communiqua avec celle de Berlin et on nous annonça que le prince de Hardenberg, accompagné du Ministre d'Autriche à Berlin, comte de Zichy, viendrait ici. En attendant on avait fait ici toutes les démarches nécessaires, et on en communiqua le résultat à toutes les cours. Ces deux messieurs arrivèrent, chacun porteur d'une lettre fort polie de leurs Souverains, où ils prient le duc, de se concerter avec eux sur les sentences à prendre pour effacer les germes révolutionaires. Voilà comment la Montagne n'a enfanté qu'une souris. Le comte Edling a mené le comte Zichy à Jena, afin qu'il vît de ses yeux, que les étudiants se conduisent bien. Aussi en a-t-il été fort content, et il n'y a pas de doute, que son rapport sera vrai et avantageux pour l'université, car il doit être un brave homme. Je vous ai sans doute fort ennuyé par ces details, mais il fallait, que je vous les communiquais et je me flatte, qu'il ne sera plus du tout question dans les gazettes de cette fâcheuse affaire, dont elles se plaisaient d'ennuyer leurs lecteurs."

Die Zeitungen hörten, wie die Herzogin einige Wochen später bemerkt, nicht auf, sich mit Weimar zu beschäftigen, und ließen sich die Affäre Kotzebue-Luden nicht entgehen, um sie als Beeinträchtigung der Preßfreiheit politisch aufzubauschen. Als dann im Frühjahr 1819 Kotzebue durch Sand, der der Jenaer Burschenschaft angehört hatte, ermordet worden war, fand sich Weimar-Jena von neuem in den Mittelpunkt des öffentlichen Meinungsaustausches gerückt. Die Ruhe, mit der der Großherzog der steigenden Erregung der Regierungen gegenüber seinen Standpunkt behauptete, bewirkten, daß die Kabinette der Bundesregierungen, obwohl er bei dem Bundestag eine allgemeine Vereinbarung über die Grundsätze der akademischen Disziplin beantragt hatte, ihn, der aber gleichzeitig auch für die Freiheit der Lehre und der Meinung eintrat und in dem ursprünglichen burschenschaftlichen Ideale eine deutschnationale Idee erkannte, einer Begünstigung der revolutionären Ideen ziehen. Die in ihren Briefen niedergelegten Urteile Louisens tun ihre vollkommene Übereinstimmung mit Karl Augusts Auffassung dar. Eine umso bemerkenswertere Erscheinung, wenn wir zurückblicken auf ihre Abweisung dichterischen Sturmes und Dranges und auf ihre Verurteilung der französischen Revolution. Sie läßt ebensowohl den hohen Grad der von ihr errungenen Vorurteilslosigkeit wie den Einfluß von Karl Augusts liberaler Denkart erkennen. Mit welchem Abscheu sie auch die Mordtat selbst beurteilt: „C'est vraiment horrible, un événement affreux, qui fait horreur à chacun, et me peine pour sa vieille mère de 80 ans, qui est ici;“ über Sand selbst äußert sie sich durchaus milde und ohne jede Spur von Schärfe: „Ce Sand était connu à Jena pour un bon jeune homme, extrêmement pieux, passant des demi-journées à l'église. Il se communiquait peu et était d'un caractère doux et paisible.“ Auf den Wunsch des Gemahls macht sie ihrem Bruder Mitteilung von den Ergebnissen dieser Untersuchungen, die zu der Annahme geführt hätten, daß der Herd dieser revolutionären Schwärmereien sich in Gießen befinde. Sie selbst war sehr begierig, welche Entwicklung diese

Sache in Jena nehmen werde, und hoffte nur, daß es endlich gelingen möge, diesen revolutionären Keim auszurotten.

„Je voudrais," schreibt sie im nächsten Brief, „que Sand meurt, car tout en abhorrant son crime on prends beaucoup d'intérêt à lui. Sa lettre et ses paroles, que vous avez lu dans les gazettes, sont fort remarquables. Les principes, qu'il y annonce, sont en partie faux et fort exaltés, mais c'est dommage que son esprit a pris cette tournure, comme d'ailleurs il doit avoir beaucoup de caractère."

Solcher unbefangenen Anschauung widerstrebte es freilich aufs höchste, wenn exaltierte Frauen, die sich Ringe aus Sands Haar machen ließen, und denen man, wie sie meint, mit Rutenstreichen wieder zu ihrem gesunden Menschenverstand hätte verhelfen sollen, ihn als Märtyrer feierten. Sands eigener Auffassung entspreche allerdings der Tod auf dem Schafott, er werde sich als Märtyrer der guten Sache fühlen und damit seine Wirkung nicht verfehlen, wenn man es ihm erlaube, vom Schafott herab eine Rede zu halten. Überhaupt erscheint es ihr geboten, diese Lehren so wenig als möglich vor die breite Öffentlichkeit zu bringen; so macht sie auch der preußischen Regierung einen Vorwurf daraus, „daß sie die verwerflichen Prinzipien der Studenten und Schüler in den Zeitungen erörtere, dies sei nicht der Ort für die Besprechung solcher Dinge und erleichtere es nur jung und alt, sie mit Eifer und Befriedigung zu wiederholen".

Karl Augusts Vorliebe für Jena, das er als eine Pflanzstätte geistigen Lebens hegte und pflegte, ward durch diese politischen Vorgänge nicht beeinflußt, und ebenso blieb Louisens geistiger Weite jede ängstlich-reaktionäre Anwandlung fern, von der in jenen trüben Zeiten, die den großen Siegestagen folgten, auch die Besten nicht verschont bleiben sollten. Die Hoffnung auf eine kommende Zukunft Deutschlands lebte auch in jenen bedrückten Jahren, als ringsumher der Glaube an eine nationale Idee in der Furcht vor Volkserhebungen untergegangen schien, in der Seele des Fürstenpaares fort. Und über die sich glättenden Wogen lenkte Karl August sein Staats-

schifflein einem gesicherten Hafen zu, der einen freien Ausblick auf die Zukunft bot.

Seit jener ereignisreichen Osterwoche von 1814, als der von einem einsamen Spaziergang in dem frühling-knospenden Park zurückkehrenden Fürstin Glockenklänge und der Jubel des in den Gesang: Nun danket alle Gott ausbrechenden Volkes die Siegeskunde von dem Einzug der Verbündeten in Paris verkündet hatten, mochte in der Seele Louisens die Zuversicht gefestigt worden sein, daß auch ihr deutsches Vaterland eine nationale Auferstehung früher oder später erfahren werde. Sie beschied sich in Geduld, als nach dem glänzenden, ersten Anlauf der Freiheitskriege schon nach wenigen Jahren erdrückendes Aufwuchern groß- und kleinstaatlicher Sonderinteressen die vaterländische Begeisterung lähmte.

Hatte die Fürstin einst lebhaften Einspruch erhoben gegen Madame de Staëls Wort en tout l'Europe on est en France, so hatte sie in jener schweren Zeit der Abhängigkeit, als in der Tat Frankreich in ganz Europa, vor allem in Deutschland war, jene gesunden, sittlichen Kräfte erkennen und schätzen gelernt, die ein Volk zu einem bewußten Ganzen erstarken lassen. Auf diese Kräfte gründete sich ihr Glaube an Deutschlands einstige Zukunft, deren mögliche Ausgestaltung sie nicht weiter zu entschleiern suchte. Sie selbst sah im Bewußtsein erfüllter eigener Pflichten dem Kommenden ruhig entgegen.

Nach wie vor blieb ihr Interesse den politischen Vorgängen zugewandt. Indessen sollten die letzten zehn Jahre der Regierungszeit Karl Augusts sich für ihn zu einem friedlichen, segensreichen Lebensabend gestalten, wie ihn der Dichter ihm wünscht:

„Daß als Lichter, daß als Flammen,
Vor dir glänzen allzusammen,
Alles, was du ausgerichtet,
Alle, die du dir verpflichtet."

Keine äußeren oder inneren Verwicklungen gaben dem Fürstenpaare Gelegenheit zu einer speziellen Betätigung ihrer geläuterten politischen Anschauungen. Und wenn auch hie

und da noch eine oder die andere Bemerkung Louisens über die europäischen Zeitereignisse zu erwähnen wäre, auf ihrem allmählich dem Abend entgegenführenden Lebenswege treten andere Gestaltungen in den Vordergrund. Wie in der abendlichen Landschaft, wenn die Schatten länger werden, die Ferne sich verliert, während goldiges Licht die Nähe noch mit eigenartiger Klarheit umgibt, so sammeln sich, während der große Welthorizont verblaßt, die Lichtstrahlen auf dem kleinen Kreis, in dem das Leben der Fürstin harmonischer verlief, als es der Anfang ihres Weimarer Lebens hatte hoffen lassen. Zu diesem kleinen Kreise leitet ein Brief der Großherzogin an Madame de Staël hinüber. Es war ein Abschiedsgruß, denn schon im Jahr darauf sollte der Tod der genialen Schriftstellerin die freundschaftlichen Beziehungen lösen, die zwei der bedeutendsten Frauen miteinander verknüpft hatten. Am 5. April 1816 hatte sie ihr aus Weimar geschrieben:

„Je ne saurais, Madame, vous exprimer la joie, que m'a causée la lettre, que vous m'avez fait l'honneur de m'écrire; il y avait si longtemps que je n'avais reçu de vos nouvelles, que je craignais beaucoup, que vous nous n'ayez oubliés, nous, qui ne vous oublierons jamais! Mais votre lettre m'a rassuré à cet égard et je vous remercie mille fois de votre bon souvenir et de la communication, que vous avez eu la bonté de nous faire du mariage de Mademoiselle de Staël. Soyez sûre, Madame, de la part bien sincère, que le duc et moi y prenons et de tous nos bons voeux. Je dois vous en dire autant de Goethe, qui voulait vous envoyer sa bénédiction en forme poétique, mais il en fut empêché par une forte indisposition, dont il commence à se remettre. Il m'écrivit: Er hätte seinen Trauungssegen gern in poetischer Form erteilt, es hätte aber nicht gelingen wollen; vielleicht ließe es sich nachbringen: voilà ses propres termes. Il est très-occupé tout ce temps de la poésie orientale, et a fait de charmantes choses dans ce genre. Madame de Schardt vous dira elle-même, qu'elle est toujours des nôtres. Madame de Wolzogen est absente depuis le mois de juin, mais je crois, qu'elle reviendra bientôt et Madame de Wedel est morte l'automne passée . . . D'ailleurs notre société est à peu près la même. Nous avons eu le chagrin, il y a près de trois mois de perdre notre fille. Son état de langueur nous faisait

prévoir sa fin, qui nous a pourtant bien affligés. Notre fils cadet va se marier. C'est une mesure nécéssaire comme il paraît que ma belle-fille n'aura plus d'enfants et il a fait choix de la Princesse Ida de Saxe-Meiningen. Je n'ai pu m'acquitter verbalement de votre commission pour ma belle-fille, qui est encore à Petersbourg, mais je lui en ferai part par écrit. Grand Dieu, Madame, comme les opinions sont différentes sur l'Empereur Alexandre! Je crois bien, que les Français en sont contents. Il vient tout nouvellement encore de demander, qu'on donne en Allemagne 50000 âmes (pour me servir de cette expression si odieuse) à son ami le Prince Eugène et Viceroi d'Italie. Mais certainement, qu'on n'entrera pas dans les vues libérales. Est-il vrai, Madame, comme les gazettes le disent, que vous allez en Grèce? Mes pensées vous y suivront, qui d'ailleurs sont aussi bien souvent avec vous. Recevez, Madame, l'assurance que le Duc et moi vous resterons toujours bien attachés et nous vous prions de ne pas nous oublier . . ."

Leider findet sich keine briefliche Aussprache über den Verlust der Freundin, die ihr Leben mit so innigem Verständnis und warmem Anteil begleitet hatte, daß sie ihr Hinscheiden als eine abermalige Vereinsamung tief empfinden mußte. Nur in der einen Versicherung, die sie ohne Ahnung der baldigen Trennung in diesem letzten Briefe ablegt, klingt ihre Freundschaft für Madame de Staël aus: „Nous qui ne vous oublierons jamais". Es war dies das letzte, leise Anklingen jener bewegten Wellen, die einst, hervorgerufen durch den stürmischen Zusammenstoß zweier Nationen, das Leben der Fürstin umflutet hatten.

VI

Reise nach Baden. Geburt des späteren Großherzogs Karl Alexander. Besuch der Kaiserin-Mutter von Rußland. Briefwechsel der Fürstin mit Goethe und ihre unveränderliche Freundschaft für ihn. Louisens wankende Gesundheit. Der Brand des weimarischen Theaters. Das fünfzigjährige Regierungsjubiläum Karl Augusts. Der Dank des geretteten Weimar.

„Es sei hart, unter dem Druck der Zeit auch auf die bescheidendsten Wünsche verzichten zu müssen," hatte die Her-

zogin einst, von lebhaftem Heimweh nach dem schönen Baden erfaßt, geseufzt. Als nun im Spätsommer 1817 Karl August in die Ferne und über die Alpen nach Norditalien und Mailand zog, da faßte auch Louise den Plan ins Auge, noch einmal durch eine Reise in die Heimat eine wohltuende Abwechslung in ihre Tage zu bringen und durch eine Kur in Baden ihre Gesundheit zu stärken.

„Der erlauchten Kranken", wie sie Karl August scherzhaft bezeichnete, deuchte diese ihre Reise in dem Gefühl ihres vorgeschrittenen Alters, ihrer Kränklichkeit und im Hinblick auf die durch ereignisvolle Jahre so veränderten Umstände beinahe ein allzu kühnes Unternehmen, „ein Abgrund, in den sie sich tollkühn stürze". Denn so sehr sie sich auch auf das Wiedersehen mit den Gliedern ihrer Familie freute, so meinte sie doch, „daß sie sich in dieser neuen Welt, inmitten der in Baden versammelten Potentaten und Fürstlichkeiten wie eine Ostrogotin vorkommen werde; man müsse es doch lächerlich finden, sie mit ihrem alten Gesicht so viel Wert auf die Herstellung ihrer Gesundheit legen zu sehen". Indessen verlief der Aufenthalt der Großherzogin, erst in Baden, dann in Karlsruhe und Homburg, Stätten, die ihr so manche teure Erinnerung auffrischten, aufs angenehmste, und sie empfand es, wie sie nach ihrer Rückkehr dem Bruder schreibt, schmerzlich, zu alt zu sein, um an eine nochmalige Rückkehr dahin denken zu können. Und wenn wir bei Gelegenheit ihres Aufenthaltes in Karlsruhe hören, daß sie sich dort vor allem am botanischen Garten ergötzt und die Sachkundigen durch ihre Kenntnisse in der Pflanzenkunde in Erstaunen gesetzt habe, so möge hier eingeschaltet sein, daß die Freude der Fürstin an den Blumen und ihrer Pflege sich unter Goethes Einfluß, der sie mit den Gesetzen der Botanik vertraut gemacht, zu wissenschaftlicher Kenntnis vertieft hatte. In ihren Briefen tritt ihr Interesse für die Pflanzenkunde und ihre liebevolle Beobachtung des Wachsens und Gedeihens der sie umgebenden Pflanzenwelt im Park von Weimar wie in den Gewächshäusern von Belvedere aufs anmutigste entgegen.

Dem alternden Fürstenpaar sollte noch eine große Freude beschieden sein. Tief schmerzlich hatte es Louise wie Karl August empfunden, daß dem Lande, dem der Fürst über seinen literarischen Ruhm hinaus auch eine staatliche Bedeutung zu geben gewußt hatte, seit dem Tod des kleinen Prinzen Alexander der Stammhalter fehlte, der das Fortbestehen des von ihm Geschaffenen auch für kommende Zeiten verbürge. Auch der am 30. Mai 1816 vollzogenen Ehe des Prinzen Bernhard mit der Prinzessin Ida von Meiningen, der die Großherzogin wünschte: „Gott wolle sie mit Söhnen segnen, die wir so nötig haben", war als erstes Kind ein Töchterlein geboren worden. Umso größer mußte daher die Befriedigung der Großeltern sein, als Maria Paulowna am 24. Juni 1818 einem Sohne, dem späteren Großherzog Karl Alexander, das Leben gab. Und wenn Karl August in dem Enkelsohn ein Unterpfand für die Dauer seines Geschlechtes erblickte, so sollte die Berufung der Landstände und der jenaischen Studentenschaft zu Patenstellen bei der Taufe (5. Juli) dieses Fürstenkindes bekunden, in welchem Sinn er die Aufgaben des Fürsten von seinen dereinstigen Erben aufgefaßt zu sehen hoffte. Die Großmutter nahm herzlichsten Anteil an der allgemeinen Freude; dieser Enkelsohn sollte ihr besonderer Liebling werden.

Mochte sich auch die Fürstin in dem Getriebe des höfischen Lebens, das in Gestalt zahlreicher Besuche manche Anforderung an ihre Kräfte stellte, manchmal nach Ruhe sehnen, so führte doch gerade der Winter von 1818 zu 1819 eine Folge von Gästen nach Weimar, denen es eine ihrem Ansehen entsprechende Aufnahme zu bereiten galt. Im November traf Kaiser Alexander zum Besuch seiner Schwester ein, und im Dezember weilte die Kaiserin-Mutter mehrere Wochen am weimarischen Hofe. Kaiserin Maria Feodorowna, einst eine einflußreiche Gegnerin Napoleons, stand seit Jahren in freundschaftlichem Verhältnis zu Karl August und seiner Gemahlin, und Louise gibt dem Bruder eine humoristisch gefärbte Schilderung von den zarten Beziehungen zwischen der Kaiserin und dem Großherzoge: „L'impératrice mère aime comme ses yeux

le duc, votre beau-frère, l'appelait souvent mon cher, et l'a tellement serré dans ses bras, que je croyais, qu'elle l'étoufferait. Entre mille gentillesses à son sujet, elle dit entre autres: qu'il avait réussi à faire la conquête de feu l'Impératrice d'Autriche, de l'Impératrice Elisabeth (Gemahlin Alexanders) et la sienne, et qu'il avait comme un bouquet d'Impératrices." Aber auch Louise persönlich war diese charaktervolle und edle Fürstin, die Nachfolgerin ihrer verstorbenen Schwester an der Seite Pauls, sehr zusagend, und sie rühmt, wie es die Kaiserin verstehe, trotz der durch den Besuch verursachten Fatigen ihre Gegenwart angenehm und anregend zu machen, indem sie Anteil an allem bezeige und durch ihr höfliches und anmutiges Entgegenkommen die Konversation zu erleichtern wisse.

Zu Ehren dieses erlauchten Gastes wurde am Hofe jener große Aufzug veranstaltet, in dem Goethe, den Blick zurückwendend, noch einmal die durch seine Dichter über Weimar heraufgeführte Glanzzeit in den Gestalten ihrer Werke verherrlichte. Die Bedeutung der hier von ihm entrollten Bilder mußte dem kleinen Hofe an den Ufern der bescheidenen „Ilme" in den Augen einer geistig so bedeutenden Frau wie der Kaiserin Maria einen Wert verleihen, der sie es mit Freuden empfinden ließ, daß ihre Tochter auf diesem auserlesenen Boden ihre fürstliche Wirkenssphäre gefunden hatte, daß hier ein Goethe ihrem und Karl Augusts Enkel durch den Mund der Künste das Prognostikon seiner Zukunft stellen ließ. Wenn hier in Goethes Gedicht noch einmal auflebte, was längst Vergangenheit geworden, so mußte auch Louise, „Sie, die uns verbunden, In stillen Tugenden erbaut, Sie, die in schreckensvollen Stunden Auf uns als Retterin geschaut", die Versicherung seiner liebevollen Treue, die der durch Krankheit fern gehaltene Dichter in die Worte der Ilme eingeflochten hatte, mit stiller Wehmut als die einzig erhalten gebliebene Wirklichkeit jener entschwundenen Tage empfinden. „Mir fehlen die Worte," schreibt sie, wohl nach der Abreise der Kaiserin und ungestörter Lektüre der Dichtung an Goethe, „um Ihnen

zu sagen, wie sehr ich Ihr letztes Gedicht bewundere. Manches war mir bei der Aufführung entgangen, das mir jetzt neu erscheint und große Freude macht. Mit viel Vergnügen höre ich, daß Sie wohl sind, ich leide aber noch immer an den Folgen des hohen Besuches."

So strahlt aus Louisens unwandelbarer Schätzung Goethes als Dichter wie als Persönlichkeit der Dank zurück für die in dreiundvierzig Jahren der Freundschaft bewährte Treue, die zu den ergreifendsten Zügen seiner großen Seele gehört. Das Goethe-Archiv, das Goethe-Nationalmuseum bewahren unter ihren Schätzen eine beträchtliche Anzahl jener vergilbten Blätter auf, die die Herzogin in den letzten Jahren dem Dichter übersandte, während Briefe aus der Jugendzeit nur vereinzelt vorhanden sind. Wenn Wolf Goethe einmal diese Lücke durch den Hinweis zu ergänzen sucht, „des Großvaters Briefwechsel mit der Herzogin ist zum Teil im Tasso abgedruckt", so steht diesem in dichterisches Gebiet entrückten Gedankenaustausch die Korrespondenz der letzten Lebensjahre beinahe unvermittelt gegenüber. Und wer in diesen Blättern nach geistreichen Wendungen, nach literarischen Urteilen suchen wollte, wie man vielleicht geneigt wäre, sie bei einer Frau von der geistigen Bedeutung Louisens im Verkehr mit Goethe vorauszusetzen, der fände sich getäuscht. Der wahrhaftigen Natur der Fürstin widerstrebte alles, was nur von ferne an Phrase oder an Aneignung von gekünstelten, ihr nicht ursprünglichen Gedankengängen streifte; wie wäre es ihr in den Sinn gekommen, sich Goethe gegenüber eine schöngeistige Färbung anzumaßen. Aber gerade die Schlichtheit, mit der sie sich hier gibt, bringt die einfache Würde, die vornehme Größe ihres Wesens, jene Züge, die auch die Prinzessin im Tasso charakterisieren, zu vollstem Ausdruck. Sind die meisten ihrer an Goethe gerichteten Mitteilungen flüchtige Zeilen, die sich mitunter nur auf die kleinsten Kleinigkeiten höfischen Lebens beziehen, oder in liebenswürdiger Fassung dem Dichter die Bitte um die Vorlesung des einen oder des anderen seiner Gedichte vor einem kleinen Kreise von Damen aussprechen, so finden doch beinahe alle Seiten des

Goetheschen Geisteslebens hier einen Widerhall. Dem Bühnenleiter spricht sie vom Theater, dem Minister von den Händeln der Welt, dem Kunstkenner sendet sie mit den bescheidenen Worten: „Verzeihen Sie, daß Sie die Poussins durch mich erhalten; nur der Wunsch, etwas zu Ihrem Vergnügen beizutragen, hat mich dazu veranlaßt", seltene Exemplare zur Vervollständigung seiner Sammlungen, und dem Gelehrten berichtet sie, bald des Herzogs Auftrage, bald ihren eigenen Beobachtungen folgend, von naturgeschichtlichen oder botanischen Vorkommnissen, die sein Interesse erregen könnten. Alle diese Äußerungen geben jedoch nur Bruchstücke ihres geistigen Verkehrs mit Goethe wieder, denn Louise gehört zu jenen spröden Naturen, die weniger mitteilen als sie besitzen. Ihre verständnisvolle geistige Anteilnahme aber gelangte in ganz anderem Grade wie in diesen brieflichen Äußerungen in ihrem Gespräch mit bedeutenden Männern zum Ausdruck. Ein Konzept gebliebener Brief Goethes an Meyer aus dem Sommer 1814 wirft ein helles Licht auf den hohen Wert, den er ihrer Einsicht auch in Bezug auf abstrakte Probleme beimaß. Er berichtet, wie der Ideenaustausch mit dem bei ihm in Berka weilenden F. A. Wolf alles aufrege, was er, Goethe, besitze und ihm einen ungeheuren Reichtum aufdränge und fährt fort: „Nicht hundert noch tausendmal habe ich an unsere verehrte, liebe Fürstin gedacht, sondern immer in einem fort. Oft hätte ich sie gegenwärtig gewünscht, aber immer hätte sie müssen durch Licht und Schallspiegel alles Vorhergehende sehen und hören."

Der warme Anteil der Herzogin mangelte auch dem menschlichen Geschick Goethes nicht, das bezeugen die Zeilen, die sie nach dem Tode Christianens an ihn richtet (Wilhelmsthal, den 10. Juli 1816): „. . . Ich bedaure recht sehr, Sie vor meiner Abreise nicht mehr gesehen zu haben. Es war aber in Wahrheit unmöglich, so sehr ich auch wünschte, selbst meiner Teilnahme an Ihrem Verlust Sie zu versichern. Meine guten Wünsche werden Sie überall hin begleiten und erhalten Sie mir Ihre Freundschaft, denn ich weiß sie zu schätzen."

Und nicht minder konnte die Herzogin ihrerseits bei jedem

Anlaß ihres eigenen Lebens des Mitempfindens Goethes sicher sein. In diesem Sinn erwidert sie auf seine Beglückwünschung anläßlich der Geburt des ersten Sohnes des Prinzen Bernhard:

„Wilhelmsthal, den 10. Juli 1819.

Die Geburt unseres neuen Enkels ist ein recht erfreuliches Ereignis für uns, und daß Sie unsere Freude teilen würden, war ich im voraus überzeugt, denn Sie haben uns von jeher so viele Beweise Ihrer Freundschaft gegeben, die wir mit dem innigsten Dank erkennen.

Der Großherzog scheint, nach seinen Briefen zu urteilen, recht wohl zu sein. Er bringt viele schöne Pflanzen mit, wovon er einen Teil in Bonn dem Professor Nees von Esebeck in Verwahrung gegeben hat bis zur Ankunft des Gärtners, der sie nach Weimar bringen soll. In der Kartause in Eisenach steht jetzt eine Fächerpalme von ungefähr 12 Fuß Höhe und 6—8 Zoll im Durchmesser, die ein Geschenk von einem Herrn von Baumbach ist und für Belvedere bestimmt ist. Es ist die Chamaerops humilis, die nach Diedrichs Behauptung bei einer sorgfältigen Pflege eine Höhe von 8—16 Fuß erreichen kann. Gegenwärtig blüht sie; die Blüte besteht aus traubenartigen, kleinen, grünen Blumen. In unserem Tal ist es ungemein schön, aber die Hitze war unerträglich und sogar im Walde. In den Wohnungen ging's nicht besser, da die Häuser sehr leicht und dünn gebaut sind. Mit den besten Wünschen empfehle ich mich der Fortdauer Ihres gütigen Andenkens."

Immer, wenn sie in ihren Briefen an den Bruder auf Goethe zu sprechen kommt, äußert die Fürstin die gleiche anerkennende Bewunderung für ihn, die aufrichtige Schätzung seiner Freundschaft, wenn auch ihr so streng an den Formen der Etikette haftender Sinn einmal im Hinblick auf einen kleinen Verstoß des Dichters gegen diese Gesetze bemerkt, „daß es die geistreichsten Leute, trotz all ihres Bemühens, richtig zu handeln, manchmal doch an Takt fehlen ließen". In dem ausführlichen Bericht, den sie dem Bruder über Goethes ernstliche Erkrankung im Februar 1823 sendet, kommt ihr Anteil zu vollem Ausdruck.

„Weimar, ce 28 févr. 1823.

Goethe nous a causé de très-grandes et justes inquiétudes et a été si excessivement malade, qu'on attendait d'un moment

à l'autre sa fin. Il avait une inflamation au coeur, maladie extrêmement dangereuse. Pendant les premiers jours de sa maladie il avait quelquefois le transport, mais les derniers où il fut le plus mal, pas du tout et ses idées étaient d'une clarté étonnante. Il croyait mourir et avait conservé pendant toute sa maladie sa manière originale et poétique. Malgré ses 73 ans il a une prodigieuse Lebenskraft. Le dimanche, cela allait toujours plus mal, son pouls était celui d'un mourant, et un des médecins, qui lui est fort attaché, très chagriné de cet état, ne voulait même plus lui tâter le pouls. A 8 heures se dit-il, qu'il voulait pourtant une fois voir comment il allait, et à son grand étonnement il trouva, qu'il reprenait des forces et depuis tout va bien. Les suites de cette grande maladie sont encore à craindre et pourvu qu'il ne prenne pas l'hydropisie de poitrine, qui est une maladie, qui est très-souvent la suite de la première. Il faut, qu'il ne se croit pas encore hors d'affaire, car il dit ce matin aux médecins, qu'il voulait leur faire eine Gewissensfrage, qu'ils devaient lui dire, pourquoi ils croyaient le tirer d'affaire. Sur cela ils répondaient: parceque le pouls allait si parfaitement bien. Bon, dit-il alors. Pardon de ce long détail, mais je suppose que vous prenez intérêt à cet homme extraordinaire. Celui, que sa maladie inspirait ici était général; on redoutait de perdre le dernier des quatre hommes célèbres, que nous avons possédés . . ."

Wie feinsinnig auch die Großherzogin, als die neugeschaffenen Verhältnisse dies einmal nötig machten, zu Goethes Gunsten einzutreten wußte, berichtet Luden in seinen Erinnerungen. Der weimarische Landtag von 1826 hatte, aufgebracht über Goethes summarisches Verfahren bei der Rechnungsablegung über die Gelder der von ihm vertretenen Kommission für Wissenschaft und Kunst, gedroht, diese zurückzuziehen. Bald nachher fand die Fürstin Gelegenheit, diese Sache, die Goethe lebhaft erregt hatte, mit dem zum Landtagsvorstande gehörenden Luden zu besprechen. „Der Landtag ist unleugbar in seinem Recht," so überliefert dieser ihre Worte, „aber der Geheimrat Goethe ist gewiß auch nicht der Meinung, daß er im Unrecht sei. Außer oder über dem geschriebenen Recht gibt es ja noch ein anderes Recht, das ist das Recht für Dichter und Frauen. Der ganze Landtag ist

doch wohl überzeugt, daß das bewilligte Geld wirklich von dem Herrn Geheimrate verwendet worden sei? Also kann nur noch gefragt werden, ob es gut und rechtmäßig verwendet worden sei. Nun darf man doch nicht vergessen, in welcher Stellung der Geheimrat Goethe zur Welt, zu unserem Lande, zum Hofe, zum Großherzoge seit einer langen Reihe von Jahren gewesen ist; diese Stellung hat natürlich auf seine Ansicht von den Dingen eingewirkt. Ich finde es daher ganz begreiflich, wie er wohl glauben kann, ihm stehe vor allen anderen das Recht zu, über die zweckmäßige Verwendung des ihm zur Verwaltung übergebenen Geldes selbst zu entscheiden. Ich verstehe natürlich die Dinge nicht und bin weit entfernt, jemanden rechtfertigen zu wollen; mein Wunsch ist nur, daß die freundschaftlichen Verhältnisse unter uns erhalten, und dem alten Herrn eine Verdrießlichkeit erspart werden möchte. Wie das zu bewirken, weiß ich freilich nicht. Die Besorgnis des Landtages aber, daß die Vorsteher anderer Behörden sich auf diesen Vorgang berufen und die Vorlegung spezieller Rechnungen verweigern möchten, ist doch wohl auch nicht sehr groß. Wir haben nur einen Goethe, und wer weiß, wie lange noch; ein zweiter dürfte sich vielleicht nicht bald wieder finden." — In ähnlichem Sinn wie seine Gemahlin hatte sich auch Karl August ausgesprochen, und die Sache gelangte im Landtag nicht weiter zur Verhandlung.

Doch wer vermöchte alle jene feinen Wechselbeziehungen aufzudecken, die in einem Zeitraum von beinahe fünfzig Jahren allmählich ein unzerreißbares Band zwischen der Fürstin und dem in Freud und Leid seine Ergebenheit bekundenden Dichter geknüpft hatten? Die Wurzeln dieses menschlich-schönen Freundschaftsverhältnisses waren untrennbar verwachsen mit jenen Erfahrungen, die Louisens Leben seine Färbung gegeben hatten. Louisens Ehe war ihr Schicksal und in dieses war Goethe mit den feinsten Fasern alles dessen, was Edles, Gutes und Hilfreiches in seiner Seele lag, hineinverwebt.

Die Aufgabe, die einst im Märchenspiel Doktor Verazio übernommen, hat, in die Wirklichkeit umgesetzt, Goethe treulich

zu lösen gesucht. Sein Wirken als ausgleichender Vermittler zwischen dem fürstlichen Paare entzieht sich vielfach der Kenntnisnahme wie der Beurteilung. Auch in der Familie des Fürstenpaares hat sich, wie in der Goetheschen die oben erwähnte Tassotradition, eine pietätvolle Überlieferung erhalten. In seinen persönlichen Erinnerungen an Goethe gedenkt der Großherzog Karl Alexander einer ihm von seiner Mutter mitgeteilten Szene, wie Goethe eines Tages am Hofe an einer Gruppe von Personen vorübergegangen sei, und Wieland zu diesen gesagt habe: „Ihr wißt nicht, was wir diesem Manne zu verdanken haben, er ist derjenige gewesen, welcher unsere Herrschaften wieder zusammengebracht hat."

Das von Goethe wieder zusammengebrachte Fürstenpaar war nicht nur äußerlich zusammengeblieben, es hatte sich, wie wir schon gesehen, auch innerlich zusammengelebt. Die Macht der Gewohnheit hatte auch die Fürstin, die sich in so vieles hatte schicken müssen — wie oft bezeichnet sie sich als „animal d'habitude" —, sich endlich auch mit den einst so schroff empfundenen Rücksichtslosigkeiten des Gemahls im täglichen Leben abfinden lassen. Ja sogar die bekannte Szene mit des Herzogs Hund, von der Goethe als dem Anlaß zu einer unliebsamen Verstimmung in dem fürstlichen Eheleben einst zu berichten wußte, findet jetzt ein versöhnliches Seitenstück. Louise erwähnt einmal, sie und der Herzog seien sehr betrübt über den Tod seines alten Hundes Neptun, er werde ihnen beiden recht fehlen, denn sie gehöre nicht zu den Leuten, die es nicht begreifen, daß man sich an Tiere so attachieren könne.

Hatte sie einst unter Karl Augusts Unruhe, dem steten Hin und Her seines Tageslebens gelitten, so beklagt sie sich jetzt scherzend über seine Bequemlichkeit, die ihn dazu geführt habe, sich ihrer für schriftliche wie mündliche Aufträge mit Vorliebe zu bedienen, so daß sie doch wenigstens in dieser Beziehung darauf rechnen könne, im Fall ihres Todes von ihm vermißt zu werden. Zu der Macht der Gewohnheit war ganz allmählich mit den zunehmenden Jahren jenes, dem höheren Alter eigene Gefühl der Unsicherheit über die noch

beschiedene Lebensdauer getreten und trug dazu bei, dem gegenseitigen Verkehr der Gatten jene geläuterte Milde zu verleihen, die im Bewußtsein einer kommenden Trennung alle Schroffheiten und Schwächen auszugleichen strebt.

Der schwankende Gesundheitszustand Louisens läßt es begreiflich erscheinen, daß sie sich älter fühlte, als sie es ihren Jahren nach tatsächlich war. Immer zart, war sie in den ersten Zeiten ihrer Ehe wiederholt schwer leidend gewesen; klagt sie doch selbst einmal, daß sie es zu ihren größten Prüfungen zähle, sich immer in den Händen der Ärzte zu befinden. Allein ihrer unbeugsamen Willenskraft gelang es, sich über diese körperlichen Leiden, mitunter sogar zu ihrem eigenen Nachteil, hinwegzusetzen. Wie hart sie in dieser Beziehung mit sich selbst war und wie groß ihre Selbstbeherrschung, bezeugt ein Unfall, der sie beim Spazierengehen in den Gewächshäusern von Belvedere betraf. Durch einen Fehltritt zu Fall gekommen, empfand sie heftige Schmerzen, allein Besuche und daran sich schließende Pflichten des Hofes ließen ihr nicht die Zeit, sich zu pflegen, und erst als nach mehreren Tagen diese Störungen vorüber waren, ließ sie die Ärzte kommen, die den Bruch mehrerer Rippen konstatierten und zugleich erklärten, da die gefährlichste Zeit überstanden wäre, bedürfe es nun keiner weiteren Hilfe.

Dem Bruder gegenüber äußert die Fürstin wiederholt, daß sie diese Unfälle, sie zählt ihm vier oder fünf Gelegenheiten auf, bei denen sie gefallen war und sich mehr oder weniger schwer verletzt hatte, als ein ihr besonders zugedachtes Verhängnis ansehen müsse und überzeugt sei, sich noch einmal den Hals zu brechen. Auch Charlotte Schiller berichtet als Augenzeugin von einem solchen Unfall der Herzogin, die die Gespielinnen und Freundinnen ihrer jungen Enkelinnen zu sich geladen hatte, und um der jungen Gesellschaft mehr Raum zu verschaffen, die Türe ihres Audienzzimmers aufzuschließen bemüht war, als sie zwischen den beiden Türen zu Falle kam und sich nicht wieder zu erheben vermochte. „Die Großherzogin mit ihrer schönen Gestalt so hilflos am Boden zu

sehen war herzzerreißend, bis dann die Ärzte kamen und der Chirurg die Hand für gebrochen erklärte. Die Folgen sind länger als wir anfangs glaubten, und nun sind es beinahe acht Wochen und die gute Großherzogin kann noch nicht aus dem Zimmer," fährt sie fort und entwirft eine so herzlich anmutende Schilderung der Fürstin in dieser Zeit der Rekonvaleszenz, daß sie hier ihre Stelle finden möge. „Die Anwesenheit des Herzogs Bernhard und Familie verursachen kleine Teegesellschaften, zu denen auch die Prinzessinnen-Enkelinnen und einige ältere und junge Damen erscheinen. Dies alles macht die Großherzogin müde. Sie ist so selten gewöhnt, Menschen um sich in ihrem Zimmer zu haben; — sie ist geistreich, mitteilend und sorgend für alles, was sie umgibt in diesen Zirkeln. Die fünf Enkel, die allerliebst sind, machen ihr viel Freude. Am Christabend hat sie fünf Zuckerbäume auf einmal beschert."

Bedenklicher als solche Unfälle erwies sich eine Erkrankung, die die Fürstin in jenem kalten Winter des Jahres 1823, der Goethe so verderblich wurde, befiel. Obwohl sie sich schon leidend fühlte, hatte sie sich bis zuletzt aufrecht zu erhalten gesucht und noch an einer Hoftafel zu Ehren des Königs von Württemberg teilgenommen. Dieser hatte sich kaum verabschiedet, als sie, in ihre Gemächer zurückgekehrt, schwer erkrankte, und zwar an der gleichen gefährlichen Herzbeutelentzündung, die Goethe soeben durchgemacht hatte. Das Leiden drohte eine schlimme Wendung zu nehmen, und es war wenig Hoffnung vorhanden, sie am Leben zu erhalten. Tiefste Betrübnis erfüllte Stadt und Land und diese allgemeine Teilnahme trat aufs rührendste zu Tage in einem von dem Oberhofprediger Röhr abgehaltenen Bittgottesdienste. Röhr selbst erzählt, daß es ihm unvergeßlich bleiben werde, wie Karl August nach dieser kirchlichen Andacht ihm freundlich die Hand gereicht und mit erstickter Stimme und Tränen in den Augen gesagt habe: „Nun lassen Sie es sich nicht gereuen, Sie haben für eine würdige Frau gebetet." Am 10. Mai konnte ein allgemeines Dankfest im Lande für ihre

gnädige Erhaltung gefeiert werden. Als Röhr der Fürstin einige Zeit später die gedruckte Dankpredigt überreichen durfte, nahm die Herzogin diese mit der tiefsten Bewegung an, versicherte ihm aber, „gar nicht zu begreifen, womit sie alle die Liebe verdiene, welche man ihr bei dieser Gelegenheit bewiesen habe". Auch dem Bruder schreibt sie beinahe beschämt über die Entdeckung, daß man sich so viel aus ihr mache: „Je suis en vérité toute pénétrée et même embarassée de l'intérêt, qu'on a bien voulu prendre à moi et que je trouve ne pas mériter, donc que j'en étais toute surprise. Vraiment le Grand-duc et d'autres m'en ont tant témoigné, que je ne saurai jamais assez le reconnaître . . ."

Die Fürstin fühlte sich von jenem Zeitpunkt an gebrechlicher geworden und klagte wiederholt über ihre abnehmende Gesundheit, besonders quälte sie in dem nächsten Winter einer ihrer langandauernden Husten. Nichts jedoch lag ihr ferner als eine ängstliche Sorge um ihr eigenes Befinden; vielmehr bezeigen alle ihre Briefe die unermüdliche Sorgfalt, mit der sie über Karl Augusts Wohlergehen wachte. Die erschütterte Gesundheit ihres Gemahls ängstigte sie schon seit lange, und seine nie an eigene Schonung bedachte Lebensweise war nicht danach angetan, sie zu beruhigen. Mit jener Gelassenheit jedoch, die sie den Aufgaben ihres Lebens gegenüber bewährt hatte, faßte sie jetzt auch das Herannahen des Endes ins Auge. Wie ein Mahnen erschien es ihr, aus dem Kreise ihrer Angehörigen Gleichalterige, ja Jüngere abberufen zu sehen.

Tief schmerzlich hatte natürlicherweise der frühe Tod ihrer Tochter die Fürstin berühren müssen. Kaum dreißigjährig war die Erbgroßherzogin Karoline von Mecklenburg im Januar 1816 einer auszehrenden Krankheit erlegen, tief betrauert von ihrem Gemahl und ihren in zärtlicher Liebe an ihr hängenden Stiefkindern, während ihre eigenen noch zu klein waren, den Verlust zu begreifen. „Il est bien douloureux," schreibt die Herzogin, durch die vorhergehenden Krankheitsberichte auf diese Trauernachricht vorbereitet, „de voir mourir ceux, qui d'après

le cours de la nature devaient nous suivre, et ces pauvres enfants, si jeunes encore sont bien à plaindre."

Als der verwitwete Erbgroßherzog später in der Prinzeß Auguste von Homburg seinen Kindern eine neue Mutter gab, bildete dies eine Beruhigung für die Fürstin; obwohl sie es der Nichte zum Vorwurf machte, ihre greisen Eltern zu verlassen, erkannte sie an, besonders als der baldige Tod des Erbgroßherzogs seine Kinder ganz verwaist zurückließ, daß die aufopfernde Liebe dieser Stiefmutter sie der Sorge für diese enthebe. Kurze Zeit nach der Vermählung seiner Tochter war dann auch ihr treuer Freund, der Landgraf von Hessen-Homburg, sanft entschlafen. Seine Gemahlin, Louisens älteste Schwester, überlebte ihn nur kurze Zeit.

In Baden hatte der Tod des einzigen Sohnes ihrer Schwester weitgehende dynastische Veränderungen herbeigeführt, und die Großherzogin äußert wiederholt ihren wärmsten und herzlichsten Anteil an dem Geschick dieser Fürstin, die „so viel Kummer und Unglück in ihrem Leben erfahren habe" [1]). So

[1]) Wir geben hier eine eingehende Äußerung der Großherzogin wieder über die Sukzession der Hochbergschen Deszendenz in Baden und über die Ehe des Thronfolgers aus dieser Linie mit der Tochter des Königs von Schweden, einer Enkelin ihrer Schwester, der Markgräfin von Baden. Sie schreibt ihrem Bruder am 26. März 1818:

„Der Herzog und ich sind übereingekommen, die vielleicht langweiligen Gründe detailliert mitzuteilen, welche uns diese Heirat nach reiflichen Überlegungen durchaus nicht schlecht geplant erscheinen lassen. Meine Schwester von Baden hatte ihrer Zeit vernünftige und gerechtfertigte Gründe, die Ehe ihres Sohnes mit der kleinen französischen Mademoiselle de Beauharnais zu mißbilligen, doch wurden die männlichen Nachkommen derselben der Sukzession würdig gefunden; demnach scheint es unrichtig, daß die eines deutschen Fräuleins nicht dasselbe Recht genießen sollten. Umsomehr als das badische Haus im Begriff war zu erlöschen und niemand anders die Nachfolge beanspruchen konnte als die Hochbergs. Dies schöne Land, zwischen Bayern und Österreich geteilt, würde nur dazu dienen, deren Macht zu vergrößern. Die Hochberg, obgleich aus einer Ehe zur linken Hand abstammend, sind die einzigen, die zu dem Hause gehören. Man hat sie zu Markgrafen von Baden ernannt, und sie sind im Lande geachtet und geliebt, so ist nicht einzusehen, warum

bedurfte es kaum eines äußeren Anstoßes, um die Großherzogin an irdische Vergänglichkeit zu erinnern. Allein als in der Nacht vom 21. zum 22. März 1825 das alte Theater niederbrannte, da dünkte sie dies ein Vorzeichen, daß jene Epoche, der Karl August sein Gepräge aufgedrückt, ihrem Abschluß entgegengehe, und ihre dahin zielenden, sonst nur hin und wieder angedeuteten Gefühle finden in ihren beiden auf dies Ereignis bezüglichen Briefen an den Bruder einen unverhüllten Ausdruck.

„Très-cher Prince!

Notre théâtre n'existe plus! pendant la nuit du lundi au mardi il a été totalement brûlé, et avec lui beaucoup de souvenirs, car c'est sur notre théâtre, que les pièces de Schiller et de Goethe paraissaient toujours en premier lieu. Ces deux grands génies s'en occupaient, y formaient les acteurs. En un mot, la perte en est une sensible pour nous. Pour moi c'est tout comme si j'avais perdu une bien bonne et ancienne connaissance, que m'intéressait infiniment. Goethe en est tout malade, et tout le monde est peiné et affligé de cette perte, qui dérange toutes nos sociétés en y laissant un vide. Dois-je vous avouer encore une chose? C'est qu'il me semble, que cet événement est précurseur d'autres, que Goethe, que le Grand-duc et moi finiront aussi bientôt. Tout cela tient ensemble et cette année est celle du jubilée du Grand-duc. Il est bien possible, que je me trompe, et je vous prie instamment de n'en parler à personne, et surtout je vous prie de m'en parler point dans vos lettres, parceque souvent je dois en faire la lecture au Grand-duc vu que lui-même il les lit."

„Weimar, ce 4 avril 1825.

Je vous remercie infiniment de la part, que vous prenez à la perte de notre théâtre. C'en est une véritable pour nous par tant de raisons et par les souvenirs attachés à ce théâtre. On ignore au juste la cause de l'incendie, on croyait, qu'il provenait des tuyaux trop chauffés, mais on assure que ce jour-là ils ne l'étaient pas du tout. Ce qui est certain, c'est que ce jour-là il faisait une terrible chaleur au théâtre, tel que tous les spectateurs avaient peine à le supporter et avec cela il y

---

dies nicht eine annehmbare Partie für die Tochter des Exkönigs von Schweden sein solle. Und warum sollte meine Schwester nicht das Mittel ergreifen, ihre Nachkommenschaft auf dem badischen Thron zu erhalten?"

avait une odeur très-forte de brûlé, qu'on disait venir des fournaux ou poiles trop chauffés. J'avoue croire avec quelques autres, qu'il s'est passé là quelque forte négligence. Le théâtre sera rebâti sur la même place avec la différence que la scène ne sera plus dans la largeur du bâtiment, mais ira dans un jardin, qui est derrière la maison. Quelques personnes croyaient, qu'on devait le placer dans le Parc, mais heureusement que le Grand-duc a rejeté cette mauvaise idée. On commencera tout de suite à bâtir et on compte, qu'en automne tout sera achevé. Le G.-duc voulait vous écrire tout cela et encore autre chose, mais les mémoires de Mad. de Genlis l'en empêchent et comme vous il y retrouve une quantité d'anciennes connaissances. Le G.-duc nous a donné de nouveau de très-grandes inquiétudes. Il s'était fort éffrayé du feu, qui l'éveilla à une heure du matin; il y alla et s'y refroidit très-fortement et eut les pieds très-mouillés. Il prit des crampes de poitrine et la toux, malgré cela il allait à Eisenach, y arriva dans un très-mauvais état, qui dura tout le temps qu'il fut à Eisenach, en revint le mardi extrêmement souffrant, n'ayant plus de haleine et montant les escaliers avec la plus grande peine. Cela alla depuis quelquefois mieux, puis plus mal, enfin on le saigna hier et depuis il va fort bien. Il est singulier que ce que je vous écrivis dernièrement sur des pressentiments que j'avais, que différentes personnes ont eu la même idée. La fin de ce théâtre dont le souvenir se rattache à tant de faits, qui nous concernent, me donne des idées sombres ou plutôt les fortifie encore d'avantage, car depuis quelque temps j'ai toujours l'idée, qu'il arrivera un malheur, que nous regardera de près . . ."

Louiſens trübe Ahnungen für dieſes bedeutungsvolle Jahr ſollten nicht in Erfüllung gehen; auch ihre Beſorgnis um Karl Auguſts Geſundheit, die ſie veranlaßt hatte, ihn auch in dieſem Sommer, da er nach ihrer Äußerung „den Widerſpenſtigen ſpielte und keine der zu ſeiner Erfriſchung ſo nötigen Reiſen unternehmen wollte", durch eine kleine, hinter ſeinem Rücken eingeleitete Verabredung mit ihren Verwandten zu einer Reiſe nach Baden zu bewegen, erwies ſich als grundlos. Indeſſen zerſchlug ſich dieſer Plan und das fürſtliche Paar verbrachte den Sommer in Wilhelmsthal, wo „die guten Leute", wie die Herzogin ſchreibt, „von einer Menge von

Menschen, Fürstlichkeiten, Generälen u. s. w. besucht wurden". Erst kurz vor dem Tage von Karl Augusts fünfzigjährigem Regierungsjubiläum kehrte der Hof nach Weimar zurück. Die diesen Gedenktag verherrlichenden Feierlichkeiten schienen, indem sie den Ruhm der Vergangenheit aufleben ließen und den Dank einer sich auf festen Grundlagen entwickelnden Gegenwart zum Ausdruck brachten, recht eigentlich bestimmt zu bekunden, welch ruhmvolles Ansehen sich der Fürst innerhalb dieser Wirkenszeit über die Grenzen seiner eigenen Heimat wie die Deutschlands hinaus errungen hatte.

Karl August, der in seinem schlichten Sinn solchen äußerlichen Festbezeigungen wenig Wert beimaß, hatte anfangs beabsichtigt, sich jeder öffentlichen Feier dieses Tages zu entziehen. „Überhaupt," schrieb er, als er von der beabsichtigten Feier hörte, an das Ministerium, „kann ich es mir noch nicht recht klar machen, ob die sogenannte Jubelfeier eines Menschen ein Fest der Freude sein sollte, da es doch erst fällt, wenn der Abschied des Gefeierten für ewig vor der Tür ist. Diese meine Gesinnungen bitte ich im Publico bekannt werden zu lassen und es dahin zu vermögen, daß es den 3. September 1825 wie alle seine Vorgänger seit etlichen sechzig Jahren vorbeigehen lassen möge."

Allein das Land, das, wie der altmodische Festbericht sich sinnig ausdrückt, „in Kränzen stand", ließ es sich nicht nehmen, in diesem Schmuck von Blumen und Früchten dem Fürsten wenigstens sinnbildlich seinen Dank darzubringen für die reiche Saat, die auszusäen er in diesen fünf Dezennien unermüdlich bestrebt gewesen war. Überall, auch in den kleinsten Ortschaften, wurde der Tag festlich begangen und durch Stiftungen zu Schul- oder sonstigen gemeinnützigen Zwecken ausgezeichnet. Den Mittelpunkt dieser Feierlichkeiten bildete Weimar; dorthin hatte das ganze Großherzogtum seine Deputationen entsandt; dort waren Gesandte fast aller Großstaaten des Kontinentes, Rußlands, Österreichs, Preußens, Frankreichs und der Mittel- und Kleinstaaten zur Würdigung dieses seltenen Regentenjubiläums eingetroffen. Einige Fürsten

der benachbarten thüringischen Staaten wohnten dem Feste persönlich bei, auch Landgraf Christian von Hessen, einer der nächsten Vertrauten des Herzogs während dieses ganzen Zeitraums, war am Vorabend des Festes in Weimar angekommen. Begleitet von diesem Schwager und Goethe war Karl August in der Morgenfrühe dieses 3. Septembers unter die Säulen des Römischen Hauses getreten, um den ersten, enthusiastischen Huldigungsgruß der auf den Wiesen des Parkes dicht gedrängt seines Erscheinens harrenden Menge in Empfang zu nehmen. In diesen Festtagen trug auch das kleinste Haus der bescheidensten Gasse seinen Festschmuck, und prangte wohl gar mit Versen, deren mangelnder dichterischer Wert durch die Aufrichtigkeit herzlichen Empfindens ersetzt wurde. Groß und klein umdrängten in der Kirche, auf öffentlichen Plätzen ungehindert den Landesherrn mit Jubel, und in dem neu erstandenen Theater begrüßten in Riemers Prolog, von Frau von Heygendorf gesprochen, die Künste den Fürsten. Dieser hatte mit der Eröffnung einer von ihm und seiner Gemahlin begründeten, nach damaligen Begriffen großartig ausgestatteten neuen Bürgerschule sich noch ein Gedenken in den Herzen kommender Geschlechter gesichert. So entfalteten sich alle jene unendlich feinen Wechselbeziehungen zwischen dem Volke und seinem Fürsten, die nur da erwachsen, wo dieser die höchste Aufgabe des Herrschenden löst, indem er wie Karl August seine individuelle Eigenart mit all ihren Gaben in den Dienst der Allgemeinheit stellt. Eine Würdigung solchen Strebens als Fürst und Mensch, wie es Karl August betätigt hatte, „der im langen Verlauf eines merkwürdigen Lebens durch große und liebenswürdige Eigenschaften in einem so weiten Kreise gewirkt, daß sich die Grenzen nicht übersehen lassen", sollte die Stiftung einer Medaille zum bleibenden Gedächtnis dieses Tages sein. Goethe selbst, der an der Spitze dieses Privatvereines treuer Verehrer und Untertanen stand, von dem die Anregung ausgegangen war, überreichte dem Fürsten das wohlgelungene Kunstwerk. In Erkenntnis des Wertes, welchen Goethes Mitarbeit für die Lösung seiner Regenten-

aufgabe während dieser fünfzig Jahre bedeuten mußte, hatte aber auch Karl August im Einverständnis mit seiner Gemahlin eine ausgezeichnete Ehrung für den Dichter vorbereitet. „Dem ersten Staatsdiener, dem Jugendfreund, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit Mich bisher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat", widmete auch er eine Medaille [1]) mit den Bildnissen des Fürstenpaares und des Dichters.

Als ein minder vergängliches Zeichen wie die herzlich anerkennenden Worte seines Handschreibens, war sie bestimmt der Mit- und Nachwelt das Jubelfest zu verkünden, an den Tag zu erinnern, da Goethe vor einem halben Jahrhundert in weimarische Dienste getreten war, „ein dauerndes Denkmal Unserer Gesinnung". „Karl August und Louise Goethen", ein Dankesbekenntnis im Lapidarstil! Diese Vereinigung ihrer Namen zu einem zusammengehörigen Dreigestirn sollte späteren Geschlechtern neben Karl Augusts einzigartiger Freundschaft für Goethe und Goethes unwandelbarer Treue für seinen Herrn auch jene wertvolle Ergänzung bezeugen, die der Fürst wie der Dichter in ihrem Edelsten und Besten durch Louisens hochgesinnte Denkart erfahren hatten. Und auch im Vollklang der Karl August und Goethe erwiesenen Ehrungen würde ein Ton fehlen, wenn der Fürstin, die diese fünfzig Jahre eng verbunden mit ihnen verlebt hatte, die ihr gebührende Anerkennung versagt geblieben wäre.

Aus Gründen, die gewiß die vollste Billigung der Großherzogin gefunden haben werden, nahm Karl August von einer Feier seiner goldenen Hochzeit am 3. Oktober desselben Jahres Abstand. Wenn es auch den Anschein hat, als habe man diesen Gedenktag im engsten Familienkreise festlich begangen, so fand er doch inbegriffen in die Festlichkeiten zu dem Regierungsjubiläum offiziell keine Erwähnung. Denen,

[1]) Nähere Mitteilungen über diese Medaille siehe: Festschrift zum 24. Juni 1898. P. v. Bojanowski, Hundertundvierzig Jahre weimarischer Geschichte in Medaillen. Ebenda der S. 382 erwähnte Brief Goethes.

die den Wert Louisens kannten, widerstrebte es jedoch, die Fürstin auch diesmal als die ihre Verdienste Verhüllende inmitten der Festfreude abseits im Schatten stehen zu sehen. Jene Gruppe von Verehrern des weimarischen Fürstenhauses, Goethe an ihrer Spitze, die dem Großherzog die Medaille überreicht hatten, ließ es sich nicht nehmen, auch der verehrten Fürstin, anknüpfend an die Tat, die ihren Namen unvergeßlich gemacht in der Geschichte Weimars, eine Huldigung darzubringen, ihr sinnbildlich die Dankbarkeit der durch ihre Fürsprache bei Napoleon vor dem schlimmsten Schicksal bewahrt gebliebenen Untertanen auszusprechen. Hatte auch die Fürstin eine ihr von dem Rat der Stadt zu ihrem Geburtstage zugedachte Ovation damals (1807) mit dem Hinweis abgelehnt, sie sei sich nicht bewußt, mehr als ihre Schuldigkeit getan zu haben, so war doch das Gedächtnis an die mutige Haltung der Fürstin in allen Schichten der Bevölkerung lebendig geblieben, und das damals gewebte Band hatte Louisens Gewohnheit, die in der Not zu ihr Geflüchteten am Jahrestage dieses Ereignisses wieder im Schloß um sich zu sammeln und zu bewirten, noch fester werden lassen. Als nun Goethe am Morgen des 14. Oktober, als am Jahrestage der Schlacht von Jena, der Großherzogin die Medaille mit ihrem Bildnis und der von einem Sternen- und Eichenkranz umgebenen Inschrift: „Louisen, Großherzogin von Sachsen — Das gerettete Weimar" übersandte, da stimmte sicher ihr ganzes Volk in seine schlichte Bitte ein, „sie als ein Zeugnis zu betrachten, daß wir jener Schuld, die nicht abzutragen ist, wenigstens tief im Herzen treulich gedenken".

In schwungvollen Worten feiert eine diese Denkmünze begleitende gedruckte Beilage die mutvolle Handlung der Fürstin.

Louise erwiderte: „Durch das Geschenk, welches ich von Ihrer und Ihrer Freunde Güte und Aufmerksamkeit erhalten habe, bin ich sehr überrascht und tief gerührt worden, obgleich die Überzeugung ich habe, daß aus einem einfachen Gegenstande viel zu viel gemacht worden ist, da er ganz

natürlich aus den damaligen Zeitumständen entstanden war. Mich ferner Ihren freundschaftlichen Gesinnungen empfehlend

L. Gh. z. S." [1]).

Louisens spröder Natur blieb es auch hier versagt, sich durch den Glorienschein der Erinnerung die Wirklichkeit, wie sie sie einst empfunden hatte, vergolden zu lassen, und die Verherrlichung einer Tat, die ihr als einfach und natürlich galt, bedeutete, indem sie ihrem Heroismus nachträglich zu seinem Ruhme verhalf, nicht etwa eine Befriedigung für sie, sondern erneute die Erinnerung an die schmerzliche Verkennung, die ihr die besten Jahre ihres Lebens vergiftet hatte. War nicht diese ihr so hoch angerechnete Tat doch nur ein Ausfluß ihres Selbst gewesen, und wie viel oder wie wenig hatten bis dahin engere und weitere Kreise von ihrem Selbst geahnt?

Jetzt, als man bemüht war, ihre Verdienste an das Licht zu ziehen, als ihr zuerst mißlungenes Bild auf der Medaille für Goethe Karl August Sorge tragen ließ, sich ein gutes Porträt von ihr zu verschaffen — er hatte sich mit der Bitte an den Prinzen Christian gewandt, ihm das in seinem Besitze befindliche Bildnis der Herzogin zur Nachbildung zu überlassen —, bricht in einem hierauf bezüglichen Briefe an den Bruder der Damm ihrer sonstigen Zurückhaltung zusammen, und die Bitterkeit, mit der sie das Geschick ihrer Jugend empfunden hatte, überflutet rückhaltlos alle Versuche, ihrer Vergangenheit jetzt im Rückblick einen Anstrich von Harmonie zu verleihen, den sie in Wirklichkeit nie besessen hatte.

„Weimar, ce 21 novembre 1825.

... Le Grand-duc reçut hier une lettre de votre part, qu'il me communiqua et qui me causa une surprise non pas agréable, mais qui me mit dans un grand étonnement. Il est vraiment très-singulier et remarquable, que, il y aura vingt ans de cela, toute la famille hors moi, fût gravée et courut le monde, personne eut l'idée de vouloir avoir ma chétive figure parcequ'elle n'en valait pas la peine, et voilà que tout à coup je parais sur l'onde et sous différentes formes ... Tout à coup

[1]) Veröffentlicht im Goethe-Jahrbuch für 1902.

le Grand-duc se rapelle avoir vu mon portrait chez vous et sans me dire gare, il fait des arrangements, qui me sont extrêmement désagréables. Ne pouvant donc empêcher cette fâcheuse affaire, je vous demande en grâce de me faire la faveur de m'envoyer le portrait, afin qu'on en fasse une copie et arrange le costume un peu après celui de nos jours. D'ailleurs je me rappelle pas du tout ce portrait. Faites-moi donc l'insigne faveur de me l'envoyer le plutôt possible, je vous promets de le renvoyer bientôt . . . Je croyais à mon âge n'être plus exposée à des choses pareilles, et voilà tout à coup, qu'une malheureuse idée met les esprits en mouvement et moi dans une situation des plus désagréables!

Cette rage, qu'on a depuis quelques semaines de me mettre en évidence me fait presque supposer, que ma fin approche, et je serai fort aise si on me laisse en repos et qu'on ne s'embarasse pas et ne s'occupe pas de moi. Permettez-moi, d'ajouter encore quelques lignes sur ce sujet, dont je ne vous ai déjà que trop ennuyé. Jusqu'au moment de la bataille de Jena, je n'avais l'approbation que de peu de personnes; ayant fait alors ce qu'il était tout simple et naturel de faire, cela fit de l'effet et on me traita comme une nouvelle arrivée, tandis qu'alors j'étais ici depuis vingt-huit ans. Ce fut au point que des personnes de la bourgeoisie tâchèrent de me voir, parceque disaient-ils, ne pas me connaître: Entr'autres le libraire, qui sous le prétexte de me porter des livres, vint chez moi pour faire ma connaissance et le Bourgemaître avec une députation me fit à peu près entendre avec un ton de protection, que j'avais bien mérité de sa patrie. Je puis vous assurer, qu'avant cette époque, lorsque j'allais à un endroit publique avec ma belle-fille, personne me regardait ou me saluait. D'après ce que je viens de vous dire, vous voyez que je n'ai pas été gâtée, que je n'ai pas été accoutumée aux louanges, ni qu'on m'ait fait croire que je valais quelque chose. Tout ceci a fait une profonde impression sur moi et était bien fait pour cela. Pardon, très-cher Prince, de cet ennuyeux récit, mais j'étais en train de m'égosiller là-dessus et je vous promets, qu'il n'en sera plus question . . ."

Dieser erschütternde Aufschrei gegenüber dem allgemeinen Gefühl eines aufrichtigen Dankes zeigt wie tief die Herzogin gelitten hatte. Gewiß, die Tragik von Louisens Geschick, das sie sich immer wie Proserpina nur als Fürstin des Schattenreichs empfinden, das sie noch immer wie Lila nicht fassen, nicht

halten ließ, was sie hätte beglücken können, offenbart auch gerade wieder dieses Moment.

Aber wenn auch die Biographie zur wahrhaften Zeichnung der Persönlichkeit an solchen Selbstbekenntnissen nicht vorübergehen kann, so hat sie doch auch anderseits eine scharfe Unterscheidungslinie zu ziehen zwischen dem persönlich Empfundenen und der im Wirken betätigten persönlichen Gesinnung. Für Louise war es ein zeitlebens geübtes Gesetz, sich durch solche ätzende Niederschläge ihres subjektiven Empfindens die reine Höhe ihres Handelns nicht trüben zu lassen. Dieses ihr Handeln aber hatte Früchte getragen. Und wenn Louise in jenen Septembertagen den stammelnden Mund der naiven Volkspoesie befragt hätte, wie sie aus den unbeholfenen Versen ihrer Untertanen zu „Mutter Louise" sprach, „für die jeder Leib und Leben hinzugeben bereit sei", so hätte sie erkennen müssen, daß sie sich dennoch dies ihr so lange versagt gewesene Gut, die Liebe ihres Volkes, errungen habe, daß sie, wie Herder es ihr einst verheißen, „Sonne", Licht- und Wärmespenderin geworden war an ihrem Ort. So schlang sich nicht umsonst um die Worte der Dankesmünze ein Kranz von Sternen, Sinnbild von Louisens Wesen, von jenem Sternenhymnus Herders an bis zu dem poetischen Gruß, mit dem der Kanzler von Müller seine die Ehrengabe begleitenden Verse schließt:

„Und wie am Himmel, wundersames Zeichen!
Den heil'gen Tag Planetenschein begrüßt —
Dem hehren Sterngebilde zu vergleichen,
Das uns're Brust so lang schon in sich schließt —
So laß' auch uns dir Sternenkränze reichen,
Wie ew'ger Schmuck des Fürsten Haupt umsprießt,
Und stolzen Rufs die fernste Nachwelt grüßen:
Es weihte sie das Vaterland Louisen."

Und die Fürstin, die sich in der schwersten Zeit unseres Vaterlandes in rettender Tat bewährt hat, sie leuchtet: ein lichter, klarer Stern in dunkler Wetternacht.

Fünfter Abschnitt

Lebensabend

I

Die Fürstin als Mittelpunkt des weimarischen Hofes und der Gesellschaft. Ihr Verhältnis zu den Kindern und Enkelkindern. Die preußischen Prinzen in Weimar. Vermählung der Prinzeß Marie

„Il faut faire quelque chose de cette triste vie, où on a toujours l'idée d'un bonheur, qui fuit devant nous comme les nuages," so hatte einst Madame de Staël der Herzogin Louise geschrieben. Und war das Glück auch unergriffen vor ihr her geflohen, der Inhalt, den Louise in dies unvollkommene Dasein hineinzulegen gewußt hatte, ein Menschenleben voll erfüllter Pflichten, durchleuchtete jetzt, da es Abend geworden war, die Wolken ihres Geschickes. Dies Lebensgesetz der Pflichttreue, zu dem sich die Fürstin bekannte, hatte, wenn schon es die ihr eigentümliche herbe Lebensauffassung nicht mildern konnte, doch seinen Lohn in sich getragen. Die unwillkürliche Ehrfurcht, die ihre schlichte Seelengröße einflößte, hatte sie im Laufe der Jahre zu einem unentbehrlichen Stützpunkt für das Leben des Hofes, der weimarischen Gesellschaft überhaupt, und ihrer eigenen Familie werden lassen.

Dem Anschein nach gleichgültig, so daß man ihr vielleicht Indifferenz zugeschrieben hätte, bedurfte es nur eines Gespräches über Personen und Handlungen mit der Großherzogin, um fühlen zu lassen, welch reine Anschauung sie sich über alle Dinge gebildet hatte, und höchst selten nur war sie mit ihrer

Umgebung in Widerspruch, weil ihr die Verschiedenheit der Ansichten bedingt erschien[1]). Von selbst vermittelte schon die gemessene durchaus fürstliche Würde von Louisens äußerer Erscheinung, denn die zunehmenden Jahre hatten die Förmlichkeit ihrer Haltung gesteigert, diesen Eindruck ihres inneren Wertes. Eine nicht allzugroße Gestalt, die ihre aufrechte Haltung größer erscheinen ließ, als sie war; unter der lichten, krausen Blondenmütze ein Kranz von weißen Löckchen, die ihr feines Antlitz mit den edlen Zügen und dem durchdringenden Blick umrahmten; immer in der gleichen Art in dunkle, einfarbige und ungemusterte schwer seidene Gewänder gekleidet, vorn bis zur Taille hinunter ein anliegendes, garniertes Blondentuch, halblange Puffärmel mit Handschuhen bis zur untersten Puffe, das Kleid faltig lang, hinten etwas schleppend, so pflegte sie in den Kreis ihrer Gäste zu treten, und der seltene Wohllaut ihrer Stimme, ihre ruhige Sprechweise trugen noch dazu bei, die Wirkung ihrer Persönlichkeit zu vertiefen[2]). Ihre bloße Gegenwart verbannte jede seichte Frivolität, jedes formlose Sichgehenlassen aus ihrer Nähe, und wie sie selbst auf einer höheren seelischen Stufe stehend erschien, so erhob sie unwillkürlich den Anspruch eines von kleinlich-persönlichen Elementen befreiten Verkehrstones an ihre Umgebung.

So groß auch der innere wie der äußere Kontrast zwischen ihr und ihrem Gemahl erscheinen mußte, sie hatte, wie wir gesehen, als die Lebensgefährtin Karl Augusts ihr Schicksal siegreich überwunden und brachte in diesem letzten Dezennium ihres gemeinsamen Lebens dem Wesen wie dem Wirken des Fürsten überall und immer die vollste Gerechtigkeit entgegen, die sich von dem getrübten Hintergrund der Vergangenheit umso heller abhebt. An Zeugnissen dafür, wie vollkommen sie seinen Wert erkannte, fehlt es auch in den Briefen aus

---

[1]) Vergl. Charlotte von Kalb, aus ihrem Nachlaß für Freunde herausgegeben.

[2]) Vergl. Erinnerungen von Frau von Gustedt, herausgegeben von Lilly von Kretschmann.

ihren letzten gemeinsamen Lebensjahren nicht, und es liegt etwas Rührendes in ihrem Festhalten einzelner, sein Auftreten und seine Persönlichkeit kennzeichnender Züge. So beschreibt sie einmal bei Gelegenheit der Feier des Jubiläums des Großherzogs als Rektor der Universität Jena (Januar 1824), wie dieser beim Empfang des Prorektors und der Dekane auf die Rede des ersteren überaus trefflich erwidert und zum Schluß um die Aufnahme seiner beiden kindlichen Enkelsöhne als dereinstige Studenten in die Register der Universität gebeten habe. Eine Szene, so würdevoll, daß manche der Anwesenden zu Tränen gerührt gewesen seien. Ein andermal als der Großherzog seinem Schwager Christian durch seine Gemahlin den bekannten Stich[1]) übersenden läßt, der ihn, von seinen beiden Hunden begleitet, vor dem Tempelherrenhaus im weimarischen Park darstellt, fügt diese hinzu, daß das Beiwerk recht gut geraten sei, aber der Herzog selbst erscheine stärker wie er sei, und wirke dadurch und durch die zu niedrige Mütze etwas wie eine Karikatur.

Um den richtigen Gesichtspunkt für Louisens Stellung innerhalb ihres Familienkreises zu finden, erscheint eine scharfe Unterscheidung geboten zwischen dem äußeren, bestehenden Verhältnis und den subjektiven Äußerungen ihrer Briefe. Louisens Wesen bürgt dafür, daß sie in diesen nicht immer ganz leichten Beziehungen zu den Ihrigen unablässig bemüht war, nicht die geringste ihr daraus erwachsende Pflicht zu versäumen, so daß wie ihr Gemahl auch ihre Kinder darauf rechnen konnten, sie immer und überall die ihr zufallende Aufgabe nach besten Kräften lösen zu sehen. Allein gerade diese fortgesetzte Bereitschaft, immer und überall ihrer Pflicht nachzukommen, mußte für sie, da ihr das Element der ausgleichenden Liebe fehlte, eine fortwährende Anspannung der Willenskraft bedeuten. Dies entging wohl den Beteiligten, aber es ist erklärlich, daß diese Anstrengung sich unwillkürlich in jene Schärfe umsetzt, die sie sich in der vertraulichen Aussprache

[1]) Von Schwerdtgeburth.

gegen den Bruder zuweilen in dem Urteil über die Ihrigen gestattete.

Sie vermißte das Übergewicht einer genialen Natur, das den Unvollkommenheiten Karl Augusts gegenüber einen Ausgleich gebildet hatte, bei den Söhnen und litt darunter, in keinem von ihnen den geistigen Erben des Vaters zu finden. Wie schmerzlich sie diesen Unterschied bei seinem einstigen Nachfolger empfand, kommt charakteristisch in einem ihrer Briefe zum Ausdruck, in dem sie im Hinblick auf die vielseitigen, nützlichen Interessen ihres Gemahls dem ältesten Sohne nur ein Viertel von dem praktischen Sinn des Vaters wünscht, statt seiner Vorliebe für die nichtigen Kleinigkeiten des modischen Lebens.

Auf eigentümliche Art schienen die äußerlich hervortretendsten Züge beider Eltern ohne die innere Triebkraft, aus denen sie bei jenen hervorgegangen waren, in den Söhnen des Fürstenpaares wieder aufgelebt zu sein. Karl Friedrich repräsentierte jenes korrekte, in allen äußeren Formen tadellose Wesen, auf das die Formlosigkeiten des Gemahls Louise einst so viel Wert legen ließen; mit seinen ausgesprochenen Grundsätzen mischte sich ein freilich mehr passiver Zug jener Herzensgüte, die eine Grundlage von Karl Augusts Natur bildete. Im Gegensatz zu ihm verkörperte Prinz Bernhard das heftige Temperament des Vaters, dessen Natürlichkeit und Leichtigkeit des Verkehrs auf ihn übergegangen war, allein seiner Tatkraft und geistigen Regsamkeit fehlte der feste Zusammenhang einer zielbewußten Energie. War sich Louise über die Licht- und Schattenseiten ihrer Charaktere völlig klar, so hatte sie doch nicht genügenden Einfluß auf ihre Söhne gewinnen können, um ein natürlich-herzliches Verhältnis zu ihnen herzustellen. Am nächsten stand ihr wohl immer noch Prinz Bernhard; seine schon im jugendlichsten Alter bewährte Tapferkeit, von Beweisen warmer Menschlichkeit veredelt, entsprach ihren auf ihn gesetzten Hoffnungen. Mit Mutterstolz hatte sie die Laufbahn des Sohnes in den Jahren des Krieges verfolgt, voller Freude, „daß der gute Junge sich in allen Ge-

fahren so tapfer zeige, wie es ihm zukomme und wie sie es von ihm erwartet habe".

Doch sollte ihr der weitere Lebensgang dieses Sohnes, der nach dem Frieden in die niederländische Armee eingetreten war, und der, gedrängt von einem aus der Enge der heimischen Verhältnisse hinausstrebenden Sinn, sich weit ab ein eigenes Feld der Tätigkeit zu schaffen suchte, auch Anlaß zu mütterlicher Unbefriedigtheit geben. Vor allem mißbilligte sie den eine Zeitlang von ihm gehegten Plan, sich mit seiner Familie in den Vereinigten Staaten von Nordamerika anzusiedeln. Auch als er, den Vorstellungen Gagerns[1]) Gehör gebend, diesen Plan in den einer bloßen Reise dahin umwandelte, stieß Bernhard auf Widerstand bei seinen Eltern; später erst entschloß sich Karl August, zur Ausführung derselben seine Einwilligung zu geben. Die Mutter wird die Anwesenheit des Sohnes bei den Jubiläumsfeierlichkeiten des Jahres 1825 schmerzlich vermißt haben, aber die von seinen vielseitigen Interessen, seinen eingehenden Beobachtungen Zeugnis ablegenden Berichte söhnten sie doch aus mit seinem ausgedehnten Aufenthalt in den Ländern des damals noch so fernen Weltteils. Sie berichtet dem Bruder unter anderen Details, daß man Bernhard zu ihrer Verwunderung (da sie den Republikanern einen Haß gegen alle Fürsten zuschreibt) sehr gut aufgenommen habe, ja, daß die Zeitung in Boston ihn als den Sohn jenes Großherzoges von Weimar angesprochen habe, der als erster Fürst in Deutschland seinem Lande eine Konstitution gegeben habe.

Indessen hatte die Fürstin bei dieser Gelegenheit eingesehen, daß eine Natur wie die des Sohnes eines weiteren Wirkungskreises bedurfte, und als dem Prinzen später (1827) vom König der Niederlande der Posten eines Gouverneurs der ostindischen Besitzungen angetragen wurde, erklärte sie sich mit seiner Annahme desselben durchaus einverstanden, nur meinte sie, dürfe er seine Familie schon aus dynastischen

[1]) Der bekannte Staatsmann.

Gründen dem dortigen Klima nicht aussetzen. Bildet in dem Verhältnis Bernhards zu seiner Mutter die Ferne, in die ihn seine Pläne führten, eine Schwierigkeit, so stellte gerade das nahe Zusammenleben mit dem ältesten Sohne und seiner Gemahlin, von ihr mit Vorliebe nach einem Ausdruck Karl Augusts als „les petits chers" bezeichnet, die Fürstin vor manche Aufgabe.

Gewiß hatte die Großfürstin zumal in den ersten Jahren ihrer Ehe eine wohlwollende und sorgliche Mutter in der Großherzogin, die immer auf ihr Bestes bedacht war, gefunden. Allein vorhandene Gegensätze in beider Naturen mußten mit den Jahren, die die Großfürstin selbständiger auftreten ließen, sich verschärfen. Schon die sich leicht steigernde Art ihrer lebhaften Konversation, das bewegte Hin und Her ihres täglichen Lebens, in das die sich mitteilende Natur Maria Paulownas ihre Schwiegermutter hineinzuziehen bemüht war, empfand diese, der die innere und äußere Ruhe ihrer Existenz mehr und mehr zum Bedürfnis geworden war, als eine Störung. Hatte es sich auch Louise zur Norm gemacht, ihrer Umgebung so wenig wie möglich mit ihren eigenen Stimmungen zur Last zu fallen, so litt doch das anfänglich so harmonische Verhältnis zwischen beiden Fürstinnen unter Reibungen solcher Art. Dazu kam ihre Mißbilligung der häufigen Reisen und langen Abwesenheiten ihrer Schwiegertochter, da diese mit dem Gemahl häufig in Petersburg, auch während der Kongreßzeit in Wien weilte, oder wohl auch diese oder jene Bäder zur Kräftigung ihrer Gesundheit aufsuchte. Und im letzten Grunde mochte das allmählich innerhalb des Familienkreises mehr bemerkbar werdende Betonen der russischen Kaisertochter sie verletzen.

Waren so alle diese Beziehungen in ihrem tiefsten Grunde nicht ganz ungetrübt, so sollte doch auch gerade jetzt am Abend ihres Lebens ein Lichtpunkt in Louisens Herzen aufgehen, der ihr die eigenen Tage, auch als sie am trübsten geworden waren, erhellte. Dies war die zärtliche Liebe, die sie mit ihren Enkelkindern verband. Die Schatten, die ihr Bild als

Mutter aufweist, fehlen dem der Großmutter. Es war, als ob sich einzig in dem Verkehr mit den Enkelkindern, deren Entwicklung gegenüber sie sich ja der direkten Verantwortung enthoben sah, ihre gehemmte Liebesfähigkeit ganz entfaltete.

Schon als jenes erste Enkelkind, der früh verstorbene Prinz Alexander, während eines Aufenthaltes seiner Eltern am Berliner Hofe in ihrer Hut verblieben war, lassen ihre täglichen Berichte an die Mutter ihre persönliche Fürsorge für ihn erkennen. Allein das volle Maß ihrer Zärtlichkeit wurde erst den beiden Enkeltöchtern und dem spät geborenen Prinzen Karl Alexander zu teil. Die älteste Enkeltochter, die 1808 geborene Prinzeß Marie, während einer längeren Abwesenheit des erbprinzlichen Paares der Großmutter anvertraut, bildete für diese in der trüben Zeit politischer Bedrückung eine Abziehung von ihren eigenen schmerzlichen Gedanken. Das schöne, prächtig gedeihende Kind in allen seinen Fortschritten auf dem Gebiet des Laufens und des Sprechens zu beobachten, gewährte ihr immer neue Freude. Und sie versichert der Mutter mit scherzhafter Genugtuung, die kleine, fünf Monate alte Prinzessin habe den Besuch der damals in Weimar anwesenden Madame de Staël mit viel Anmut und Würde empfangen und sich nicht einen Augenblick in Verlegenheit bringen lassen. Ein andermal beschreibt sie, wie die Kleine gelegentlich der Anwesenheit des Kaisers Alexander, mit dem russischen Ordensband geschmückt, den vollen Beifall des kaiserlichen Onkels gewonnen habe. Als im Sommer 1810 die Großfürstin mit der gefährlich am Keuchhusten erkrankten Prinzeß nach Jena übergesiedelt war, lassen die täglichen Erkundigungen der Herzogin erkennen, welchen Raum die Sorge um das Enkeltöchterchen in ihrem Herzen einnahm. Auch die Prinzeß Augusta, die nach Lotte Schillers Bericht „mit den Händen am Köpfchen zur Welt kam, als ob sie für eine Krone bestimmt sei", erwarb sich bald die Liebe der Großmutter.

„Die Enkelkinder," schreibt die Fürstin zehn Jahre später, „lieben uns, und wenn sie uns sehen, bezeugen sie ihr Vergnügen aufs lebhafteste." An der Erziehung wie an den Ver-

gnügungen der Kinder bezeigte die Großherzogin ihren lebhaften Anteil; sie nahm sogar gegen deren Erzieher Partei, weil er die kleinen Enkelinnen zu sehr ermüde. Als Maria Paulowna zu Ehren des Geburtstages ihres Gemahles (1824) eine große Maskerade veranstaltete, machten ihr die Kinder in ihrem altdeutschen Kostüm großen Spaß. Sie berichtet dem Bruder, wären auch die Enkeltöchter ihrer Ansicht nach etwas zu kostbar herausgeputzt gewesen, mit Brillanten übersäet, so habe es ihnen doch gut gestanden. Der kleine Karl (Alexander), der mit seiner sächsischen Physiognomie ganz den Kindern auf den alten Familienbildern geglichen habe, sei ganz aufgeregt gewesen. Er, der immer Rittergeschichten im Kopfe habe, hätte sich für einen der Prinzen vom Prinzenraub angesehen, deren Geschichte man ihm kürzlich erzählt habe.

Mit Sorgen erfüllte es ihr großmütterliches Herz, daß die jungen Prinzessinnen (Winter 1824) ihre fürstlichen Eltern an den Hof von Petersburg begleiten sollten. „Mit großer Betrübnis sehe ich Marie und Augusta scheiden," schreibt sie, „denn ich kann nicht daran glauben, daß ihnen diese Reise physisch oder moralisch wohltätig sein wird. Augustas Unterricht, die ja eigentlich noch ein Kind ist, wird besonders darunter leiden. Und auch der lange Aufenthalt ohne die gute Frau von Hopfgarten (die ihre Erziehung leitende Hofdame) scheint mir gefährlich, denn sie würde es verstanden haben, ihre Ideen über die falschen Größen, die sie dort blenden werden, richtig zu stellen."

Die lebensfrohe Jugend der Enkelkinder, deren Kreis sich vergrößerte, da auch der Prinz Bernhard mit seiner Familie mehrfach einen Winter in Weimar zubrachte, trug in die Tage der alternden Fürstin aufs neue das ihr im eigenen Leben so fremd gewordene Element der Hoffnung hinein. Ja, so sehr ihr jede Unterbrechung ihrer ruhigen Abgeschlossenheit zuwider war, von den schönen Erscheinungen der Enkeltöchter, von den kindlichen Gesprächen des kleinen Enkelsohnes ließ sie sich gern von den eigenen, dem Lebensende zugewendeten Gedanken abziehen, an die Schwelle des Lebens zurückführen.

Eingehend sehen wir sie teilnehmen an den Aussichten, die sich für eine Verbindung der Prinzeß Marie eröffneten.

Schon mehrfach waren in den zwanziger Jahren die nie ganz abgerissenen verwandtschaftlichen Beziehungen zu dem preußischen Königshause wieder aufgelebt. Wiederholt hatte das junge kronprinzliche Paar die großherzoglichen Herrschaften in Wilhelmsthal besucht, und die Großherzogin, obgleich sie den mokanten Zug des Kronprinzen scheute, äußert ihre Freude an der anspruchslosen Liebenswürdigkeit der fürstlichen Gäste. Nach den Feierlichkeiten des Jubiläums trafen Ende September des Jahres 1825 nun auch die Prinzen Wilhelm und Karl von Preußen in Weimar ein. „Der Prinz Wilhelm," urteilt die Fürstin, „ist außerordentlich einnehmend, sehr verständig und hat viel Haltung." Ahnungslos wie sie in der Zusammenstellung dieser Namen dem Schicksal vorgreife, fügt sie hinzu: „Augusta wird heute vierzehn Jahre, allein sie sieht wie sechzehn aus, doch ist ihr Wesen noch immer spröde, kaum daß sie spricht." Ein zweiter Besuch des Prinzen Karl (November 1826) galt der Prinzeß Marie, um deren Hand er sich bewarb. Doch hatte ihn sein älterer Bruder, einer Einladung des Großherzogs zur Jagd Folge leistend, begleitet, und in ihrer Schilderung der Verlobung wird er zur Hauptperson. „Am Montag, den 13. hat Marie dem Prinzen ihr Jawort gegeben," schreibt Louise dem Bruder, „doch wird die Sache erst später veröffentlicht werden. Ich mache mir nichts aus diesen Zeremonien, die immer in den Zustand einer gewissen Emotion versetzen; und der Prinz Wilhelm, der unendlich bewegt war, gewiß im Gedanken an seine eigene Lage[1]), hat uns alle gerührt. Marie und Prinz Karl scheinen sehr zufrieden." Auch jetzt lobt sie im Gegensatz zu seinem Bruder Karl, den sie mokant und etwas naseweis findet, wiederholt das gesetzte, besonnene Wesen des Prinzen Wilhelm, der sehr gewinnend sei. Ein Urteil, das umso wertvoller erscheint, da es den unbefangenen, ersten Eindruck Louisens wiedergibt,

[1]) Die Aussichtslosigkeit seiner Liebe zu Elisa von Radziwill.

während ihre späteren Äußerungen über diesen nicht frei von Einseitigkeit sind. In Berlin war man mit dieser Verbindung sehr einverstanden, vor allem aber in Weimar erregte sie allgemeine Freude und befriedigte besonders das großherzogliche Paar.

Noch einmal sollte der Geburtstag der Großherzogin zu einem Festtag werden, in dessem Lichte sich die Vergangenheit und Zukunft berührte. Zu Ehren des Tages waren die preußischen Prinzen als Vertreter der neuen Lebenskreise der Enkelin nach Weimar gekommen, und ein Brief der Fürstin zeichnet den unbefangenen Frohsinn, mit dem die Träger der Zukunft der Jugend ihr Recht zu verschaffen wußten (7. Februar 1827):

„. . . Le prince Royal de Prusse et son frère Guillaume arrivèrent effectivement à l'intéressant 30. janvier; le prince Charles était déjà arrivé le 26. J'aurais volontiers dispensé les princes de cette attention, qui ne laissait pas de me fatiguer beaucoup. Le prince Royal est un singulier mélange de sérieux et de comique. On dit, qu'il est fort instruit, et s'occupe beaucoup des affaires, mais il y a des moments, et qui viennent souvent, où il est comme un garçon de douze ou quatorze ans, faisant un terrible tapage. J'avais pour les amuser invité un soir beaucoup de jeunesse chez moi; on joua des petits jeux et tout à coup il leur prit envie de danser, comme il n'y avait pas de musique, les princes et les jeunes gens se mirent à chanter et à danser au son de la voix. Le prince Royal fit un tel tapage, cria à n'en pouvoir plus, en un mot c'était un terrible train et il paraissait s'amuser parfaitement bien . . ."

Schon damals tauchten Gerüchte auf, die den Prinzen Wilhelm als Bewerber der Prinzeß Augusta bezeichneten. Allein die Großherzogin wollte nichts von dieser Möglichkeit wissen. Obgleich sie zugibt, daß sich der Prinz viel mit Augusta beschäftigt habe, meint sie, daß dies noch nichts beweise, da er auch während seiner Passion für die Prinzeß Radziwill verschiedenen anderen gehuldigt habe. Gesetzt den Fall, es sei ihm mit dieser Absicht ernst, so erklärt sich die Fürstin durchaus gegen diese Verbindung und vermutet, daß er, in dessen Beständigkeit sie Zweifel setze, auch Augusta bald wieder vergessen werde, sei diese doch überhaupt noch zu jung, um sich zu vermählen.

II

Louisens Stellung zu Christentum und Kirche. Ihre Auffassung der Wohltätigkeit

Ließ das Schicksal der Ihrigen Louise bei solchen Gelegenheiten wohl ihren Blick noch einmal hinaus in die Zukunft richten, sie selbst fühlte sich dennoch dem äußeren wie dem inneren Leben der Gegenwart mehr und mehr entfremdet. Sie sah das Leben, den Anforderungen einer neuen Zeit gemäß, in neue Bahnen gleiten, und vermißte in der Richtung, die es genommen, die innere Vertiefung, die das Ziel ihres eigenen Lebensganges gewesen war. „Faire de l'effet, prince, voilà ce qu'il faut!“ ruft sie wiederholt aus. Eine bloß äußerliche Wirkung anzustreben, ein Haschen nach Effekt, das sie der neuen Zeit vorwarf, das war das richtig herausgefühlte Merkmal, das die Trennungslinie zwischen ihr und ihrer Gegenwart bezeichnete.

Vielleicht hat in fürstlicher Stellung kaum je eine Natur in ähnlichem Grade Scheu getragen, sich in die Öffentlichkeit zu bringen, wie Louise es tat. Die große Eigenschaft, die ihr Karl August einst in der ersten Jugend nachgerühmt hatte: nie von einer Tugend zu reden, die sie besitze, es sei denn die größte Not, hatte sie lebenslang bewährt. Ihre Gaben und Anlagen zu einer Wirkung nach außen zu verwerten hatte sie nie vermocht. Im Gegenteil, immer stolzer, immer herber verschloß sie mit den Jahren ihre eigenen Werte und ihr ganzes Bemühen war darauf gerichtet, aus ihrem Handeln alle persönlichen Elemente auszuscheiden. Das Gute tun um des Guten willen, war ihre aus dem Bekenntnis ihrer großen Mutter übernommene Maxime und mit Befremden bemerkte sie jedes Abweichen davon in der Handlungsweise anderer. Und voll und ganz setzte sie ihr Selbst ein überall und immer, wo es das zu tun galt, was ihr als das Rechte erschien. Aus diesen Grundzügen ihrer Natur erwachsen ihre Einwendungen, die sie hie und da gegen das öffentliche Leben der Zeit wie gegen persönliche Anschauungen einzelner erhebt.

Unter jenen Tugenden, von denen Louise, ohne von ihnen zu reden, durchdrungen erscheint, steht ihre Religiosität obenan; sie bildet das verborgene Fundament ihres Wesens und Wirkens. Das Bestreben ihrer sittlichen Natur sehen wir jederzeit darauf gerichtet, ihr Handeln mit den Forderungen ihrer religiösen Überzeugung in Einklang zu bringen. Allein diese selbst konnte nicht unbeeinflußt bleiben von ihren persönlichen Erfahrungen, von ihrer geistigen Entwicklung. Diese feinen Wechselbeziehungen gilt es ins Auge zu fassen, um für die Wandlung, die sich im Lauf ihres Lebens in Bezug auf ihr christliches Bekenntnis vollziehen sollte, ein Verständnis zu erlangen. Von ihrer gläubigen Großmutter, von dem Religionslehrer ihrer Jugend waren ihr die Lehren eines streng dogmatischen Christentums übermittelt worden. Auf diesem Boden hatte sie sich einst mit Lavater begegnet, dessen gesteigerte Überschwenglichkeit auch ihre jugendliche empfindungsvolle Seele von der Wirklichkeit loszulösen, in die Regionen einer bloßen Gefühlsreligion zu versetzen wußte. Diese hielt den Erfahrungen gegenüber, mit denen das Leben an die Gemahlin Karl Augusts herantrat, nicht stand, und für Louisens Natur lag die Gefahr nahe, in einer in dogmatischen Grundsätzen befangenen Unduldsamkeit zu erstarren. In diesem entscheidenden Moment war ihr in Herder ein Führer zur Seite getreten, der ihren urteilenden Verstandeskräften entsprechend den Schwerpunkt ihrer religiösen Anschauungen auf ein rein geistiges Gebiet verlegte, indem er ihrem forschenden Geist den tiefsten Gehalt des Christentums erschloß, ohne ihre selbständige Erkenntnis an ein dogmatisches Bekenntnis zu binden.

Auf diesem Wege hatte sich Louisens religiöse Überzeugung zu einer auf die Wahrheiten des christlichen Evangeliums begründeten Verstandesreligion entwickelt. Als eine „Denkgläubige" bezeichnet sie der Kanzler von Müller, und der in ihren späteren Lebensjahren durch einen eingehenden Gedankenaustausch über religiöse Anschauungen der Fürstin nähergetretene Generalsuperintendent F. Röhr charakterisiert das Eigentümliche ihrer Frömmigkeit dahin, „daß sie sich nicht mit

einem dunklen, unklaren Glauben an das Göttliche begnügte, sondern sich von den Gründen, auf denen er beruhe, genaue Rechenschaft zu geben suchte, daß sie die echte Religiosität nicht bloß in die Wärme und Tiefe frommer Empfindungen und Gefühle, sondern auch in eine möglichst deutliche Erkenntnis der Wahrheiten setzte, welche dieselbe erzeugen und unterhalten. Was ihr daher bei stetem Denken und Forschen über die evangelische Glaubenslehre nicht als wahr und göttlich einleuchtete, was sie an dem ihr in den frühesten Jahren des Lebens erteilten, christlichen Unterrichte mit den richtigeren Einsichten einer auch hierin fortgeschrittenen Zeit nicht mehr im Einklang fand, das machte sie auch nicht länger zum Gegenstand eines bewußtlosen, hartnäckigen Beifalls, sondern vertauschte es gegen die besseren Überzeugungen, welche sich ihr aufdrangen. Diese aber machte sie durchgängig von der Übereinstimmung derselben mit der göttlichen Lehre Jesu selbst und mit der dem Menschen in das eigene Herz geschriebenen Offenbarung Gottes abhängig"[1]).

Die Religion war für Louise die heiligste Angelegenheit des Lebens; diesem Empfinden entsprach ihre Stellung zu dem äußeren kirchlichen Leben. Zu der protestantisch-evangelischen Kirche, als dem in der Reformation erworbenen Erbe ihrer Vorfahren, bekannte sie sich mit stolzer Freude. Sie setzte ihren Ruhm in das Bestreben, nicht nur für ihre Person Glauben zu halten, sondern auch als Fürstin ihren Landeskindern mit dem Beispiel ihrer aufrichtigen Frömmigkeit voranzugehen. Zeitlebens hielt sie mit gewissenhafter Treue an der Ausübung der kirchlichen Gebräuche fest, „und es war in Weimar mehr als Kirchengeläut zur Andacht weckend, wenn sonntäglich die ehrwürdige Landesmutter mit ihren wohlgekannten Isabellen durch die Straßen zur Kirche fuhr".

Allen Erscheinungen auf dem Gebiet des religiösen und kirchlichen Lebens brachte sie das lebhafteste Interesse entgegen.

---

[1]) Röhr in seiner Gedächtnispredigt bei der öffentlichen Todesfeier der Großherzogin Louise.

Die Tätigkeit der Bibelgesellschaften (an der Spitze der deutschen Bibelgesellschaft stand der Landgraf Christian) verfolgte sie mit Eifer, und begrüßte mit Freuden die von dieser erreichte Verbreitung der Heiligen Schrift, in der sie die Grundlage des evangelischen Christentums erkannte, als eine ebenso bemerkenswerte wie bewunderungswürdige Tat und zugleich als die einfachste und wirkungsvollste Methode, um echte Christen zu gewinnen. Es begreift sich, daß ihre hier dargelegten, religiösen Überzeugungen die Fürstin zu einer ausgesprochenen Gegnerin des Katholizismus werden lassen mußten. Sie hofft, daß die Vernunft die einzelnen mehr und mehr dahin führen werde, sich von den Mißbräuchen des Papsttums, dem sie die Grundsätze des reinen Evangeliums gegenüberstellt, abzuwenden; ein besonderes Mißtrauen bringt sie den Machenschaften des Ultramontanismus, vor dem man sich nicht genug verwahren könne, entgegen. Eine andere, nicht geringe Gefahr für das kirchliche Leben glaubt sie in der zunehmenden Hinneigung der Zeit zur Äußerlichkeit auch auf diesem Gebiet zu bemerken. So schreibt sie bei Gelegenheit der heiligen Allianz: „Die Religion wie die Wohltätigkeit kommen jetzt in Mode, es bleibt nur abzuwarten, ob das menschliche Geschlecht dadurch religiöser werden wird."

Auch die damals hervortretende „fromme" Richtung innerhalb der evangelischen Kirche erfuhr als Mystizismus seitens ihrer Vernunftreligion eine Ablehnung. Wie sie nach der Lektüre von Stillings Lehrjahren ausruft: „Welch sonderbares Fest bereitet sich dieser Mystizismus! Wie alles sich hier kreuzt und ineinandergreift; und was für intime Beziehungen zu Gott sich ein solcher Mensch zurecht macht, und was für zarte Aufmerksamkeiten für sich er von diesem voraussetzt!" So erregt die mit diesen Ansichten verbundene Art einer Frömmigkeit, die bemüht ist, „in den Zufälligkeiten des Tages Gottes Finger zu erblicken und auch die kleinen Begebenheiten des Lebens zu Ehren Christi auszulegen", ihre Ungeduld. Wo aber immer und in welcher Form sie echter Frömmigkeit begegnet, bleibt diese nicht ohne Wirkung auf ihr Gemüt. Von der schlichten

Feier des Abendmahls in der Brüdergemeinde in Neudietendorf, der sie einmal beigewohnt hatte, bekennt sich die Fürstin tief ergriffen.

Auf dem gesunden Boden ihrer nach innen gerichteten Religiosität erwuchs als äußere Betätigung solcher Frömmigkeit Louisens fürstliche Wohltätigkeit. Auch sie trug den Stempel ihrer individuellen Eigenart. Wie sie es verstand, ihr Wohltun in den Schleier des tiefsten Geheimnisses zu hüllen, haben wir gesehen, achtete doch ihr echter Christensinn die Gabe als die verdienstlichste, welche die gerührte Dankbarkeit nicht auf ihre Rechnung setzen konnte. Ihr mildtätiges Herz war immer zum Helfen bereit, allein ihr gerechtes Urteil übernahm die Prüfung, ihr praktischer Sinn die Ausführung solcher Wohltaten. Und wie viel Not galt es besonders während und nach den schweren Kriegszeiten zu lindern! Die Notstände ganzer Gemeinden, das Elend der Geringsten, sie durften sich vertrauensvoll auf ihre planvolle, nie ermüdende Hilfe an die Landesmutter wenden. Nur eines Blickes in das von ihrer Kammerfrau geführte „Armenbuch" bedarf es, um sich von Louisens ausgedehntem Wirken in der Stille zu überzeugen.

Da stehen in erster Linie die regelmäßig wiederkehrenden Beträge: Stipendien für arme Studenten, Beiträge für wohltätige Einrichtungen wie das Waisenhaus, das Falksche Institut, die weimarische und eisenachische Almosenkasse, die Renten für Alte, die Stundengelder für Näh- und Klöppelstunden, die sie armen Kindern unentgeltlich erteilen ließ, die Kosten für Kleidung, für Essen, die sie für arme Schüler bezahlte; daneben ihre Gaben bei Feuersbrünsten, bei plötzlichen Unglücksfällen, zur Unterstützung armer Landleute u. s. f.; dann die lange Reihe der „Monatsarmen" und endlich die nicht weniger lange der von ihr gelegentlich Beschenkten: Handwerksburschen und wanderndes Volk, Soldaten und Invaliden. Keiner geht leer aus. Oft genug findet sich auch unter dem Namen vermerkt „taugt nicht", „darf nicht wieder kommen", oder „ist jung und gesund", oder es heißt, bezeichnend für ihren persönlichen Verkehr mit den Armen: „dem liederlichen,

alten Ender, dem J. K. H. begegnet und ihm wieder etwas versprochen hatten". Während eines ihrer sommerlichen Aufenthalte in Wilhelmsthal beträgt die an die Armen dort und in Eisenach verteilte Summe weit über dreihundert Taler. Doch damit hatte sich ihr Wohltätigkeitssinn nicht genug getan. Spenden anderer Art waren es, wenn sie hie und da begabte junge Leute eine Profession erlernen ließ, Künstler oder Gelehrte unterstützte, und endlich die stete Hilfsbereitschaft, mit der sie, in jenen Zeiten allgemeiner Verarmung ein weites Feld, den in Not geratenen Angehörigen höherer Stände in zartfühlendster Weise beistand. Noch am Tage ihres Todes lief der Dank ein für eine solche im stillen ausgeführte Liebestat.

Louise verstand es wie wenige mit ihrem geringen Überfluß viel zu tun. „Wie viel Tränen hat sie getrocknet," heißt es in ihrem Nachruf, „wie viel heimlich ausgeglichen und geheilt, wo der strenge Buchstabe verwundet hatte! Und um es zu können, versagte sie sich nicht oft die Befriedigung schuldloser Wünsche? Wie einfach ging sie gekleidet, wie beschränkte sie jeden, nicht direkt erforderlichen persönlichen Aufwand, damit ihre kleine Kasse ausreichen möchte!"

So wenig ein so ausführliches Eingehen auf die von ihr in so großem Maßstabe ausgeübte Wohltätigkeit auch dem Sinn der Fürstin selbst entspricht, es erscheint an dieser Stelle geboten, da nur aus der Erkenntnis heraus, welch hohen Wert sie der im stillen ausgeübten, persönlichen Liebestätigkeit beimaß, wie eng ihre persönliche Auffassung und Ausübung dieser Fürstenpflicht mit ihrem eigenen Selbst verwachsen war, die Einwendungen zu erklären sind, die sie gegen jene Wohltätigkeitsbestrebungen erhebt, die den veränderten Verhältnissen einer neuen Zeit Rechnung tragen.

Maria Paulowna hatte in einem genialen Erfassen der Forderungen der Zeit die weiblichen Kräfte zum gemeinsamen Dienst an der sozialen Not aufgerufen und in jenen Jahren des Notstandes nach dem Kriege in Weimar das „Patriotische Institut des Frauenvereins" gegründet. Die Großherzogin

Louise zahlte einen jährlichen Beitrag, beharrte aber innerlich in einem für sie überaus charakteristischen Widerspruch zu dieser neuen Art der Wohltätigkeit. Dem Bruder schreibt sie einmal darüber:

„La bienfaisance est devenue une mode. Aimez-vous ces femmes, ces coureuses de bienfaisance, qui mettent les gens en contribution, qui leur mettent le couteau à la gorge pour habiller et nourrir les pauvres? Je ne les aime pas, et tout aussi peu ce fameux ‚Frauen-Verein', dont il y a des individus, qui entrent dans les maisons et cherchent dans tous les coins ce qui peut convenir et servir à leur noble et touchante bienfaisance. Qu'est-ce que le monde, et combien peu suffit pour avoir une belle ou mauvaise réputation."

Schärfer noch kommt ihr persönlicher Gegensatz an anderer Stelle zum Ausdruck:

„Notre ‚Frauen-Verein' fait mille choses, mais que ne fait-on pas pour faire le bien? Quant à moi toutes ces tribulations, ces timbalements pour faire le bien m'en dégoûteraient furieusement. De l'effet, prince, faire de l'effet; voilà la meilleure des expressions."

Ein solches Ablehnen einzelner Zeiterscheinungen ließ die Fürstin den Zusammenhang mit dem Leben um sie her keineswegs verlieren: unermüdlich trug vielmehr Karl Augusts reger Geist Sorge dafür, daß ihr die Gegenwart nicht fremd werde.

Aber wenn die Ansprüche der Außenwelt, die Pflichten, die ihre fürstliche Stellung ihr auferlegten, ungemindert an Louise herantraten und sie ihnen jederzeit gerecht wurde, so hatte sich doch der Schwerpunkt ihres eigenen Lebens mehr und mehr verschoben.

III

Verlust von Altersgenossen und Freunden. Louisens gefaßter Ausblick auf ihr herannahendes Ende. Der Tod Karl Augusts. Briefwechsel und Wiedersehen mit Goethe. Karl August in ihrer Erinnerung

Die Fürstin, die sich schon in ihren früheren Jahren nach der Abgeschlossenheit eines Klosterlebens gesehnt hatte,

zog sich mit den zunehmenden Jahren, soweit es möglich war, in die Stille ihrer Gemächer, in die Welt ihrer Bücher und ihrer eigenen Gedanken zurück. In diese, von äußeren Ereignissen nur wenig berührte Welt, die vor dem sinnend nach innen gewandten Auge Louisens erstand, gewähren ihre Briefe an den Bruder aus den letzten Lebensjahren einen Einblick.

Wie der letzte Glanz eines scheidenden Sonnenblicks bricht die ihr angeborene Liebenswürdigkeit des Herzens hier noch einmal mit voller Kraft hervor und umgibt die Gestalt der alternden Fürstin mit einem milden Schimmer. In anmutige Zärtlichkeit kleidet sie in dem Geburtstagsbrief an den Bruder den Ausdruck ihrer lebenslang bewährten, schwesterlichen Liebe; überall leuchtet durch ihre Äußerungen die warme Herzlichkeit hervor, mit der sie die Enkelkinder umfaßt, und endlich der vertiefte Genuß der schönen Natur, der Rosenüberfluß in Dornburg, die einsame Waldschönheit Wilhelmsthals gewinnen ihr immer wieder einen Ausruf des Entzückens ab. Mit besonderer Vorliebe aber wendet sich Louise — „ein Zeichen," meint sie, „daß ich anfange alt zu werden" — der Vergangenheit zu. Zu den Schauplätzen und Persönlichkeiten ihrer Kindheit und ersten Jugend kehrt sie immer wieder mit Vorliebe zurück.

Allein die aufsteigenden Schatten des Abends trübten diese lichten Erinnerungen; wenn ihre Fragen nach diesem oder jenem Detail der Zeit, „als man noch jung war und nicht auf die Dinge um sich her acht gab", jetzt unbeantwortet bleiben, beklagt sie wehmütig den Verlust der Lebensgefährten, die einst mit ihr jung gewesen und, wie ihre Schwester von Homburg, in der Vergangenheit Bescheid gewußt hatten. Diese Vereinsamung des Alters empfand Louise, so sehr sie sich auch von den zu ihr Gehörenden früher zurückgezogen hatte, mit wehmütiger Trauer. „Je n'aime pas toutes ces morts de contemporains, car on finit par se trouver seul," hatte sie schon beim Tod des Grafen Görtz (1820) geschrieben. Der Tod dieses Vertrauten ihrer ersten Weimarer Zeit erfüllte sie

mit aufrichtigem Schmerz, wenn ihr auch der Gedanke lieb war, daß er noch kurz vorher die ihn beglückende Genugtuung gehabt habe, seinen einstigen, fürstlichen Zögling wiederzusehen. Tritt in dieser Äußerung zu Tage, wie fest sie sich mit einmal ergriffenen Freunden verbunden fühlte, wie zartfühlend sie auf die Lebensinteressen dieser einzugehen verstand, so liefert sie uns auch den Maßstab für die Trauer, mit der es sie erfüllen mußte, im Laufe der Jahre den Kreis der Getreuen um sie her sich mehr und mehr lichten zu sehen. In Frau von Wedel, ihrer Oberhofmeisterin, verlor sie eine, wie sie klagt, „unersetzliche Begleiterin, die ihr während vierzig Jahren in treuer Ergebenheit zur Seite gestanden habe". Auch ihr Verkehr mit Frau von Stein hatte durch deren hohes Alter und zunehmende Kränklichkeit eine Beeinträchtigung erfahren; wie eng sie sich trotzdem im Innersten verbunden fühlten, bekundet das Wort Treue, das Frau von Stein auf ein mit Bleistift geschriebenes Billett der Herzogin setzte, in dem ihr die kränkelnde Fürstin in gewohnter Herzlichkeit ihre Glückwünsche zu ihrem Geburtstage aussprach. Als Frau von Stein mit fünfundachtzig Jahren lebensmüde entschlummert war, schreibt Louise, nie eine Freundin von Gefühlsäußerungen, in schlichten Worten: „daß sie in ihr eine ihrer ältesten Bekanntschaften von so festem Charakter verloren habe, daß ihre Freundschaft sich niemals verleugnet habe."

Auf den Grundton des Dahingehens, der aus Vergangenheit und Zukunft zu ihr herüberklang, war auch Louisens innerste Seele gestimmt. Gewohnt, geistige Konsequenzen zu ziehen, fand sie sich im Ausblick von den einsamen Höhen des Alters vor neue Probleme gestellt. Zu dem Warum des Lebens, dessen Lösung sie so oft beschäftigt hatte, gesellte sich jetzt noch die Frage nach der Bedeutung des Endes mit den sich daran knüpfenden, unlösbaren Rätseln. Einer ihrer Briefe überliefert uns die charakteristische Art ihrer Auffassung: „La mort est et sera toujours une chose fâcheuse, on a beau en dire ce qu'on veut, il est selon moi extrêmement déplaisant de n'avoir aucune donnée juste

et précise sur ce qui nous attends la-bas ou la-haut. Au fond il y a de l'injustice de vous faire naître doué de bonnes ou mauvaises qualités, de vous placer dans le monde bien ou mal, de laisser souvent au hazard le soin de déployer vos bonnes et plus encore mauvaises qualités, puis de vous en demander compte. Tout cela est dur, est affligeant."

Das Christentum, wie es die Fürstin verstand, bot keine Brücke über diesen Abgrund, und bis in die letzten Lebenstage hinein sollten Erwägungen dieser Art den Geist Louisens beschäftigen.

Doch faßte sie, die schon in jüngeren Jahren nicht sonderlich am Leben gehangen hatte, mit ruhiger Gelassenheit das herannahende, eigene Ende ins Auge. Hatten die Ärzte sie auch für hergestellt erklärt, sie selbst glaubte seit jener schweren Erkrankung eine fortschreitende Abnahme ihrer Kräfte zu bemerken. Und immer von neuem kehrt in ihren Briefen die Mahnung an den Bruder wieder, er möge kein Wiedersehen verschieben, gelte es doch, die noch beschiedene, vielleicht nur kurze Lebenszeit auszunutzen. Nichts lag ihr ferner als der Wunsch nach einem langen Leben. Ja, sie meint, ihr alter Geburtstag setze sie immer in Verlegenheit und sie schäme sich, so lange zu leben. Nur „ein sanftes-Ende" begehrte sie sich, und es kam ihr trotz der zunehmenden Altersbeschwerden Karl Augusts niemals in den Sinn, daß sie den etwas jüngeren Gemahl überleben könnte, der sich zwar hie und da in der Ausübung seines Jagdvergnügens durch seine Gesundheit gehemmt fand, im übrigen aber doch nach wie vor alle Pflichten seiner hohen Stellung erfüllen konnte.

Im Frühling 1828 teilt die Fürstin dem Bruder die Sommerpläne des fürstlichen Paares mit. Zur Aufbesserung seiner von einem schlechten Winter geschwächten Gesundheit wollte der Großherzog im Spätsommer Töplitz aufsuchen, vorher gedachte er mit seiner Gemahlin einige Wochen in Wilhelmsthal zu verbringen, während das erbprinzliche Paar mit der Prinzessin Auguste im Begriff war, nach Petersburg auf-

zubrechen. Zu einem Besuch in Wilhelmsthal fordert die Fürstin den Bruder auf, auch diesmal mit der Wendung, daß sie und der Herzog in dem Alter seien, wo man plötzlich aus dem Leben abberufen werden könne, noch aber gebe es vieles, das sie mit ihm besprechen möchte, wie er ihr gewiß noch manches mitzuteilen habe; von diesem Gedanken möge er sich in seinen Entschließungen leiten lassen. Immer herzlicher wiederholt sie in jedem der folgenden Briefe ihre Einladung, ja, sie glaubt im Geist schon das Rollen des bekannten, gelben Wagens zu hören, der den Prinzen nach Wilhelmsthal bringe. Und wie seine Gemahlin so dringt der Großherzog auf das Kommen seines Schwagers.

„Weder ich noch der Großherzog sind in guter Gesundheit," schreibt sie am 23. Mai 1828. „Der Großherzog, der sich heute auf vierzehn Tage nach Berlin begeben wollte, hat diese Reise wegen seines Gesundheitszustandes um acht Tage verschieben müssen."

Anfang Juni war die Fürstin, von ihrem Enkelsohn begleitet, nach Wilhelmsthal übergesiedelt, von dort aus schreibt sie dem Bruder, ahnungslos des bereits über sie hereingebrochenen Geschickes, am 15. Juni: „... Le grand-duc arrivera aujourd'hui ou demain à Weimar, deux ou trois jours après il viendra ici et j'espère en bonne santé. Il est fort content de son séjour à Berlin, où il a vu beaucoup d'objects, qui l'intéressent et cela a toujours bonne influence sur sa santé. Marie a eu une excessive joie à le revoir ..." Als Louise diese teilnehmend besorgten Worte schrieb, weilte er, dem ihre Sorge galt, nicht mehr unter den Lebenden. Auf der Rückreise von Berlin war Karl August am 14. Juni abends in Graditz von einem plötzlichen Tode ereilt worden.

„Mit echt christlicher Fassung hatte Louise diese so unerwartete, so erschütternde Todesnachricht empfangen. Lange verschloß sie sich vor jedem Blick; niemand sah ihr furchtbares Leid, denn als sie vor ihrer Umgebung erschien, war sie ruhig und gefaßt und dachte sofort daran, andere zu trösten. Ihr

Schmerz hatte etwas Heiliges an sich“ [1]). Diesen uns von dem Hofe Nahestehenden übermittelten Bericht ergänzen die flüchtigen Zeilen, mit denen Louise das Anerbieten des Bruders, unverzüglich zu ihrem Beistand in der schweren Zeit herbeizueilen, annimmt.

„Wilhelmsthal, ce 20 juin 1828.

J'accepte la proposition, que vous me faites, cher frère, avec toute la reconnaissance possible et vous attends avec impatience. Quel cruel événement et si inattendu! J'avais le plus grand espoir, que ce voyage ferait du bien au duc, que je me rejouissais de voir partir et je me sens bien tristement trompée dans mon attente. Enfin, sa mort était douce, et c'est qu'il désirait toujours. La désolation est extrême dans tout le pays, et qui l'a connu dans l'étranger le regrettera. Etant ici je suis bien aise, pour ne pas assister aux scènes de douleur, qui se feront à Weimar . . .“

Man hatte die Leiche Karl Augusts durch die düstere Allee rauschender Weimutskiefern Abends nach dem Römischen Haus überführt; von dort aus fand dann am 28. Juni die feierliche Beisetzung in der Fürstengruft statt.

Obgleich die verwitwete Fürstin diesen Trauerfeierlichkeiten fern geblieben war, so bildete sie doch den Mittelpunkt der allgemeinen Teilnahme. Die Blicke aller waren nach Wilhelmsthal gerichtet, wo man die Fürstin in diesen ersten, durch die Plötzlichkeit des Ereignisses so verwirrenden Tagen allein mit ihrem Schmerze wußte. Goethe, selbst aufs tiefste erschüttert, fühlte sich unter der Wucht des ersten Eindrucks getrieben zu ihr zu eilen in dem Bewußtsein, daß das gleiche Gefühl von der Größe des erlittenen Verlustes ihr ihn am nächsten stellen müsse. Denn nur in Goethes Seele konnte Louisens Schmerz sein volles Echo finden, nur Louise konnte die ganze Bedeutung dieses Verlustes für Goethe würdigen. Allein die Rücksichten auf seine eigene Gesundheit, auf den Zwang, den die Gegenwart verschiedener, auf die Trauerkunde dorthin geeilter Fürstlichkeiten dem Greise auferlegen würde, ließen

[1]) Vergl. hiezu den Nekrolog des Kanzlers von Müller und die Erinnerungen von J. von Gustedt.

ihn von seinem Vorhaben abstehen. Seine Gedanken aber sind in Wilhelmsthal gegenwärtig und um die Großherzogin beschäftigt. War er doch gewiß, daß es zum Ausdruck seiner Gesinnung ihr gegenüber keiner Worte bedürfe. „Ich glaubte sonst immer, daß mir Worte zur rechten Zeit nicht fehlen könnten, diesmal aber finde ich, daß gerade das tiefste Gefühl solcher äußeren Hilfsmittel ermangelt." Endlich aber entringt sich seinem bewegten Herzen die an die Fürstin persönlich gerichtete Äußerung seines Anteils, „auch dies Spärliche hat mich viel gekostet," fügt er an den, seinen Brief der Großherzogin übermittelnden Soret hinzu: „denn ich scheue mich, an dasjenige mit Worten zu rühren, was dem Gefühl unerträglich ist." Die unter dem Eindruck dieses Ereignisses zwischen Goethe und der Fürstin ausgetauschten Briefe lassen wie einzelne, in die Tiefe einfallende Lichtstrahlen eben nur ein nicht aufzuhellendes Dunkel erkennen:

„Schon alle diese letzten traurigen Tage her suche ich nach Worten, Ew. Königl. Hoheit auch aus der Ferne schuldigst aufzuwarten, wo aber sollte der Ausdruck zu finden sein, die vielfachen Schmerzen zu bezeichnen, die mich beängstigen, und wie sollte ich wagen, den Anteil auszusprechen, zu dem die gegenwärtige Lage Ew. Königl. Hoheit mich auffordert.

Möge deshalb die treueste Versicherung eines ewig verehrend gewidmeten Angehörens für den Augenblick einigermaßen genügen, ein Versäumnis zu entschuldigen, dem ich bisher abzuhelfen vergebens bemüht war.

Auch gegenwärtigem Blatte gnädigst nachsichtige Aufnahme bescheidentlichst erbittend, und zu ferneren Hulden und Gnaden andringlichst mich empfehlend."

Konzept. 28. Juni[1]).

„Wilhelmsthal, den 4. August 1828.

Was bleibt mir übrig, über unseren unersetzlichen Verlust zu äußern, das Sie sich nicht unendliche Male gesagt und empfunden haben. Je mehr darüber nachgedacht wird, desto empfindlicher und tiefer wird das in jeder Hinsicht Unersetzliche empfunden, denn alles, alles erinnert uns daran! Das Gegen-

[1]) Original im Goethe-Archiv befindlich.

wärtige ist höchst traurig und die Zukunft nicht tröstlich. Was dem Menschen auferlegt ist, muß er, soweit seine Kräfte reichen, ertragen. Und so gebe uns denn der Himmel Mut und Kraft dazu.

Es freut mich, daß Sie Dornburg zu Ihrem Aufenthalt gewählt haben, denn der Anblick des schönen Tales ist wohltuend. Die ganze Zeit bin ich oft in Gedanken in Ihrer Nähe gewesen, konnte aber wegen häufiger Besuche nicht zum Schreiben kommen.

Ihrem Andenken mich bestens empfehlend, wünsche ich Ihnen wohl zu leben. L. G.H. z. S."[1]).

Fürs erste nahm das Leben der Fürstin seinen unveränderten Fortgang in Wilhelmsthal, wo sich der Kreis der Ihrigen, außer dem Landgrafen Christian war Prinz Bernhard und ihre Enkeltochter Marie anwesend, um sie sammelte. Endlich traf auch das nun regierende großherzogliche Paar in Weimar ein, und die Großfürstin eilte mit ihrer Tochter gleich von dort weiter, um die verwitwete Großherzogin aufzusuchen. Das Wiedersehen und die dadurch hervorgerufene Erneuerung ihres Schmerzes mußte für diese selbst tiefbewegend sein, besonders als die Prinzeß Augusta beim Anblick der Großmutter in einen Aufschrei des Schmerzes ausbrach. Mochte die Fürstin auch mit noch so gefaßtem Sinn das ihr Auferlegte tragen, zwischendurch kommt ihr Empfinden doch zum Ausdruck; so seufzt sie im Hinblick auf die ihr noch bevorstehende Rückkehr nach Weimar: „Ah, si cette arrivée au château était donc passée!"

Wohl war es gut gewesen, daß die verhältnismäßige Ruhe in Wilhelmsthal Louise Zeit gelassen hatte, die Tröstungen der Religion auf sich wirken zu lassen, in stiller Sammlung ihre Seele zu festigen, ehe die Rückkehr nach Weimar die ganze Unmittelbarkeit ihres Verlustes überwältigend aufleben ließ und ihr die ganze Veränderung ihrer Lage von neuem zu Bewußtsein brachte. Unter dem Eindruck dieses Empfindens schrieb sie von Weimar aus an den Bruder [14. September 1828]:

---

[1]) Vergl. Goethe-Jahrbuch Bd. XXIII, Jahrg. 1902.

„. . . Depuis que je suis de retour tous les objets me rappellent le G.-duc et c'est toujours une triste sensation, qui se renouvelle sans cesse. J'ai été deux fois dans son appartement pour y chercher différents objets et je ne peux dire ce que j'éprouvais. Je n'ai jamais pu verser beaucoup de larmes, mais depuis quelque temps, depuis cette malheureuse époque et surtout depuis mon retour, je ne peux m'empêcher de pleurer à tout moment. Le présent est si triste et l'avenir ne le sera pas moins . . ."

Bald nach ihrer Heimkehr suchte die Fürstin Goethe auf. Von den Worten, die bei diesem ergreifenden Wiedersehen zwischen beiden gewechselt wurden, ist keine Kunde erhalten geblieben. Aber die Überlieferung hat uns wenigstens einen Widerschein dieser Unterredung aufbewahrt. „Welch eine Frau, welch eine Frau!" hörte die bald darauf eintretende Schwiegertochter den im Lehnstuhl sitzenden Goethe vor sich hinmurmeln. Die Großherzogin-Mutter aber äußerte zu Julie von Egloffstein bald nachher: „Goethe und ich verstehen uns vollkommen, nur daß er noch den Mut hat zu leben und ich nicht."

Der Hingang Karl Augusts bedeutete für Louise die letzte, die äußerste Vereinsamung. „Wenn man über ein halbes Jahrhundert zusammen gelebt hat," äußert die Fürstin, „selbst wenn man nicht den ganzen Tag zusammen war, so sah man sich doch und teilte sich seine Bemerkungen und Gefühle über die Dinge mit, wenn dieses nicht mehr sein kann, entsteht eine schmerzliche Leere." Die Verbindung mit dem Leben fehlte ihr, seitdem jener Geist, der nach Goethes Wort etwas Allumfassendes in sich hatte, von ihrer Seite gerissen war; wie ihre körperliche, so fühlte sie ihre geistige Lebenskraft gebrochen. Nur der Gedanke an die geistige Größe und Erhabenheit ihres Gemahls und an die hohe Achtung, in welcher er bei der ganzen gebildeten Welt stand, hielt sie noch aufrecht. „Ich werde ihn nicht lange überleben," sagte sie zu Röhr, nachdem sie bei dieser ersten Begegnung lange sprachlos und in Tränen geblieben war, „aber meine wenigen Tage will ich in der Erinnerung an seinen Ruhm leben."

Schlicht und wahr wie jede Äußerung ihres Empfindens war auch Louisens Trauer um den dahingegangenen Gemahl. „Das zu Ende gehende Jahr," schreibt sie im Dezember 1828, „wird mir immer eine schmerzliche und unverlöschliche Erinnerung hinterlassen. Wenn ich auch nicht zu denen zähle, die sich von Unglück überhäuft und einzig beklagenswert glauben, weil ihnen geschieht, was alle Sterblichen miteinander gemein haben, so giebt es doch Ereignisse, deren Erinnerung die Umstände immer von neuem aufleben lassen, und das tut weh."

Es hat etwas Rührendes, die Witwe Karl Augusts jetzt sein Andenken in den Augen der Allgemeinheit wie in den Herzen der ihm Nahestehenden hüten zu sehen. Wie sie aus der Zahl der erschienenen, sie meist verletzenden Zeitungsartikel über Karl August, einen in der „Allgemeinen Zeitung" erschienenen Nachruf, als „die Wahrheit auf genaue und gemäßigte Art wiedergebend", hervorhebt, so macht sie sich eine Freude daraus, Gaben der Erinnerung an den Dahingegangenen zu verteilen. Dem Prinzen Christian bestimmt sie eine von Karl Augusts türkischen Tabakspfeifen, da der aus allen Kreisen an sie gelangte Wunsch um eine Kleinigkeit aus dem persönlichen Besitz des geliebten Fürsten sie annehmen lasse, daß auch ihm ein Erinnerungszeichen lieb sein werde. „Bis jetzt," fügt sie hinzu, „ist er nicht vergessen, und ich glaube, daß er nie vergessen werden wird; nur zu vieles, darunter ein oft schmerzlicher Vergleich, ruft ihn immer von neuem in das Gedächtnis zurück." Und als sie später dem Prinzen die zu Ehren des Fürsten geprägte Denkmünze übersendet, bemerkt sie: „Es beglückt mich, die Medaille Ihren Beifall finden zu sehen; sie ist ähnlich und eine schöne Arbeit; da ich deren, wie ich schon gesagt zu haben glaube, weder in Gold noch in Silber besitze, so kann ich sie nur in Bronze anbieten, doch finde ich, daß sie in diesem Metall besser zur Geltung kommt."

In ihre Trauer aber mischt sich, nur als ein ererbter Tropfen ihres väterlichen Blutes zu erklären, ein ganz eigen-

tümlicher Zug, der mit der klaren, sich überall auf ihre Vernunft gründenden Natur der Fürstin in einem direkten Widerspruch zu stehen scheint. Wenn die spekulative Vorstellung des Prinzen Christian sich gern in das Gebiet des Geisterglaubens und der Geistererscheinungen verlor, so hatte ihm die Schwester immer die Schlüsse der Vernunft, die Beweise der Wissenschaft entgegengestellt. Allein im tiefsten Grund ihrer Seele schlummerte, von ihrem aufgeklärten Verstand zurückgedrängt, ein Element der mystischen Dämmerung. Wie sie einmal gegen Karoline Herder eines für sie bedeutungsvollen Traumes Erwähnung tut, dem sie einen Einfluß auf ihr Geschick zuschreibt, so tritt bei ihr in ihren letzten Lebensjahren, ganz besonders in der Zeit nach Karl Augusts Tode, ein bemerkenswertes Bestreben hervor, eine Anschauung von dem Zustand des Geistes nach dem Tode zu gewinnen. Es ist, als ob das ihrem inneren Leben mangelnde Sonnenlicht in den trüben, langen Tagen, die sie, in einsames Grübeln versunken, verbrachte, düstere Nebelgebilde vor ihrem Geiste aufsteigen lasse. Was in solchen Momenten in ihrer Seele vorging, vermögen uns nur ihre eigenen Worte zu vermitteln.

„Beaucoup de mes parents et des personnes de ma connaissance particulière ont quitté le monde, sans que je me sentais le besoin de savoir ce qu'ils étaient devenues. Mais c'est toute autre chose à l'égard du duc; je me sens tourmentée de ne pouvoir me faire une idée où il peut être; et après avoir passé plus d'un demi siècle ensemble on ne peut se faire à l'idée de ne jamais plus se revoir. Ce jamais est un grand chagrin pour moi. Il y a quinze jours à peu près, qu'il m'arriva, que je vais vous communiquer, et si vous pouvez m'en donner l'explication, faites-le. Je dormais sans avoir rêvé et je me réveilla en sursaut entendant la voix du Grand-duc, qui partait de derrière moi et qui dit tout distinctement: Laſſ' mich! J'étais fort éffrayée, regardai de tous les côtés, mais je ne vis rien. Je n'avais pas pensé à lui en m'endormant. Je redormis sans le moindre rêve. Avez-vous une idée, d'où cela provenait? Je crains que non. Cela me revient souvent en idée et me tourmente."

Die versuchte Erklärung des Prinzen scheint Louise nicht befriedigt zu haben, wenigstens schreibt sie in ihrem nächsten Brief: „. . . Ce que vous me dites au sujet de la voix du Grand-duc, que je crois avoir entendu, ne m'a pas fort tranquilisé."

Louise noch nach seinem Tode dergestalt unter dem Bann von Karl Augusts ruheloser Natur zu erblicken, läßt unwillkürlich jenes dämonischen Elementes gedenken, das Goethe dem Fürsten in so hohem Maße zusprach.

Die durch die veränderte Lage gebotene Regelung ihrer Verhältnisse sollte der Fürstin Anlaß zu neuen, betrübenden Erfahrungen bieten. Daß Karl August keine einzige letztwillige Bestimmung zu Gunsten seiner Gemahlin getroffen hatte, bekümmerte sie als eine unverdiente Zurücksetzung, wenn sie sich auch damit zu trösten suchte, er habe mit dem Gedanken gerechnet, noch Zeit für anderweitige Verfügungen zu haben. Sie selbst faßte von vornherein den Entschluß, sich, getrennt von der geräuschvollen Umgebung des Hoflebens, ihre eigene, den früheren Ansprüchen der Außenwelt nicht mehr Rechnung tragende Existenz zu gründen. Das Fürstenhaus mit seinen Räumen, die ihr aus der ersten Zeit ihres Weimarer Lebens vertraut waren, hatte sie zu ihrem Wohnsitz erwählt, und erwartete mit Ungeduld den Abschluß eines nötig gewordenen Umbaus, um das Schloß zu verlassen, in dem sie sich fremd geworden fühlte.

Noch ehe diese Loslösung von der Stätte, in deren Mittelpunkt sie durch eine so lange Reihe von Jahren gestanden hatte, zur Wirklichkeit geworden war, sollte die Fürstin sich durch die Verlobung ihrer zweiten Enkeltochter noch einmal hineingezogen fühlen in das Leben ihrer Familie, des weimarischen Hofes.

IV

Die Verlobung der Prinzeß Augusta. Übersiedlung in das Fürstenhaus. Ein die letzten Lebenszeiten der Fürstin schildernder Brief der Prinzeß Augusta. Der Tod der Großherzogin Louise

Die weittragende Bedeutung, die die Vereinigung der Prinzessin Augusta von Weimar mit dem Prinzen Wilhelm von Preußen gewinnen sollte, das Interesse, das die mit dieser Verlobung verknüpften Einzelheiten erwecken, mag ein Eingehen auf die sich damit verknüpfenden näheren Umstände an dieser Stelle rechtfertigen. Von vornherein aber bedarf es einer Erklärung für die ablehnende Haltung der fürstlichen Großmutter, die dieser Enkeltochter, ihrem erklärten Liebling, ein anderes Geschick gewünscht hatte. Der Einwendungen, die Louise schon beim ersten Auftauchen dieser Möglichkeit gegen dieselbe erhoben hatte, ist oben bereits gedacht worden. Immer wieder kommt sie darauf zurück, daß der Prinz selbst keine Lust zum Heiraten habe, nur der König, der auf eine Vermählung des Sohnes dringe, sei dieser Verbindung geneigt, und so sei vorauszusehen, daß der Prinz, dem väterlichen Willen nachgebend, um Augusta anhalten und diese dadurch im Falle ihrer Zustimmung in die Lage bringen werde, einen Gemahl zu nehmen, der sie nicht aus freiem Willen begehre. Inzwischen hatte sie selbst eine andere Verbindung für die Prinzeß Augusta ins Auge gefaßt und diese, wie ihre Briefe dartun, einzuleiten versucht. Sie wünschte die Enkelin mit dem Enkelsohne ihres Bruders, dem dereinstigen hessischen Thronfolger, zu vermählen, und der Gedanke, daß sie in einer kommenden Zukunft ihre hervorragenden Gaben als Fürstin für das Wohl ihrer eigenen alten Heimat bewähren werde, mochte bei diesem ihrem Plan schwerwiegend in das Gewicht fallen. Nur ungern stand sie von diesem Projekt ab, als im Herbst des Jahres 1828 der Prinz Wilhelm seine Bewerbungen erneuerte. Diese Vereitelung ihres Lieblingsplanes trug vielleicht dazu bei, ihr das Bild des Prinzen zu trüben. Ihr Urteil über

ihn zeigt sich jetzt nicht frei von einer Schärfe, die zu dem günstigen Eindruck, den sein einnehmendes Wesen zuerst auf sie gemacht hatte, einen bemerkbaren Gegensatz bildet. Wie überhaupt die Verlobung selbst durch einzelne dabei in Betracht kommende Faktoren ihr ebensowenig zusagend, wie ihre Ansprüche befriedigend erschien. Eine Mißbilligung, die auch in ihrer die Verlobung betreffenden Mitteilung an den Bruder unverkennbar zu Tage tritt.

„Weimar, ce 25 octobre 1828.

Dans ce moment je viens de ma belle-fille, où Auguste a donné son ‚Jawort' au prince Guillaume. La scène n'était pas agréable à bien des regards et des reminiscences. C'était donc, après que mon fils dit au couple ce qu'ils voulaient faire, une scène muette, où des pleurs fûrent versés. Dieu veuille bénir cette union mais je crains, qu'il ne le fera pas. Peut-être que je me trompe et tant mieux. L'événement en lui-même me déplait. J'avoue, qu'à la place d'Auguste je n'aurais pas dit oui. Elle trouve le caractère du prince noble . . . Je ne peux pas m'ôter d'idée que le prince veut épouser Auguste parceque le Roi le désire. Il dit à présent, qu'il ne s'était pas déclaré plutôt parceque la position des deux soeurs vis à vis l'une de l'autre l'avait empêché. Il est certain que dès le commencement, elle m'a paru très-peu naturelle et faite pour engager à des mûres réflexions. Je la trouve encore telle. Marie assure que cela ne lui fait rien du tout; elle a envoyé à sa mère, il y a plusieurs mois, le récit d'une conversation, qu'elle a eu avec le prince Guillaume au sujet d'Auguste. Le prince lui dit entr'autres, qu'il n'a pas de passion pour celle-ci, mais qu'il veut l'épouser pour la rendre heureuse. C'est bien osé, car qui peut dire cela, le bonheur des individus étant différent l'un des autres. Puis étant ici, il y a deux ans, il écrivit à la princesse de Radzivill mère, qu'il se sentait un penchant pour Auguste. Je ne saurais dire, que je trouve au prince Guillaume l'air très-content. Auguste paraît l'être et je ne la conçois pas. Par moments elle a l'air pensif, mais dans d'autres elle est gaie et rit de tout son coeur . . ."

In letzter Linie mochten sich Louisens Befürchtungen auf die bitteren Erfahrungen gründen, die ihre eigene Ehe verbittert, einen Schatten über ihr Jugendleben geworfen hatten. Ihr Herz mochte zittern bei dem Gedanken, daß der geliebten

Enkeltochter ein ähnliches Geschick beschieden sein könne. Indessen mußte sich allmählich zwischen dem Prinzen und der Großherzogin Louise, beide auf das Wesentliche gerichtete, jedem äußeren Schein abholde Naturen, ein Verständnis anbahnen, und so kann letztere nicht umhin, in ihrem nächsten Briefe zu bemerken, sie finde den Prinzen in der Unterhaltung sehr angenehm und sehr verständig, wenn sie auch den Einfluß, den er auf weibliche Gemüter ausübe, nicht verstehen könne. Ein Bedenken aber behielt sie gegen diese Verbindung, die ihr durchaus nicht unter glückverheißenden Auspizien geschlossen zu sein schien. Sie machte es dem Prinzen zum Vorwurf, daß er, der selber die Idee geäußert habe, er bringe überall Unglück, es wage, ein anderes Wesen mit seinem Geschick zu verknüpfen. Wiederholte Unfälle, die ihm während seiner Brautzeit zustießen, bestärkten ihre Überzeugung, daß er und Augusta an seiner Seite nicht zum Glück bestimmt seien.

Je länger sich die Übersiedlung der Fürstin in ihre neue Häuslichkeit hinausschob, umso unabweislicher wurde ihre Sehnsucht nach Ruhe und Stille, die sie dort, dem Hofleben entrückt, zu finden hoffte. Anderseits sah sie, so wenig sie ihren gefaßten Entschluß bereute, dem Verlassen der gewohnten, ihr liebgewordenen Räume des Schlosses, an das sie so viele, darunter auch manche bittere Erinnerungen knüpften, mit Bangen entgegen. „Es sei doch sonderbar," bemerkt sie, „daß es, solle sie nicht vorher sterben, weder ihr noch dem Großherzog bestimmt gewesen sei, dort das Leben zu beschließen." Noch einmal stieg sie, begleitet von der Prinzeß Augusta und dem kleinen Karl Alexander, hinauf in die Zimmer des verstorbenen Gemahls, um Abschied von diesen Räumen zu nehmen.

Der Tag ihrer endlichen Übersiedlung, die Louise so unbemerkt wie möglich einzurichten gehofft hatte, sollte einen verhängnisvollen Ausgang nehmen. Auf einer schlecht erleuchteten Treppe ihrer neuen Wohnung im Fürstenhause kam sie zu Fall und brach das rechte Schlüsselbein. „Eine böse Vorbedeutung," so meint sie selbst, „für diese neue Wohnung, in der sie sich nur

immer wie geborgt, wie im Vorübergehen vorkomme." Kaum hergestellt von diesem Unfall, fand sie sich noch einmal aus ihrer freiwilligen Abgeschlossenheit hinausgerufen in den Kreis des Lebens. Es galt, Prinzeß Augusta in ihre neue Heimat zu entlassen, ein Abschied, der sie mit um so tieferem Schmerz erfüllte, je weniger sie frei von Sorge um die Zukunft der Enkeltochter war. Über das Scheiden dieser aus der heimatlichen Umgebung schreibt die Fürstin:

„Weimar, ce 12 juin 1829.

La bonne Auguste nous quitta le dimanche après avoir été à l'église et fut excessivement touchée et émue en nous quittant; je l'ai vu partir avec bien de la peine et Dieu veuille, qu'elle soit heureuse. Comme il y avait jusqu'au dernier moment des embarras, je ne crus au départ que lorsque le prince Guillaume arriva le samedi avant dîner, après ne s'être arrêté à Berlin en revenant de Warsowie que 4 heures. Il était excessivement exténué, ayant couru de Berlin à Warsowie excessivement vite et revenant de même à Berlin et de là ici. J'aurais été fort aise que la noce fût remise à plus loin. J'étais bien aise de voir que le prince était fortement ému de la peine qu'avait Auguste de nous quitter. Avec de bonnes qualités il a des défauts. Le quatorze (Jahrestag von Karl Augusts Tod) sera un triste anniversaire pour moi et tout Weimar . . ."

Ein geistiges Erbteil der verehrten Großmutter nahm die junge Fürstentochter mit hinaus in die Ferne, um es lebenslang im kleinsten wie im größten Wirkungskreise zu betätigen: die Bereitschaft zu einer unermüdlichen Pflichterfüllung.

Der Abschied von der Prinzessin Augusta war Louisens letzte Berührung mit der Außenwelt, ehe sie sich in eine ihrem Ruhebedürfnis wie ihrer Neigung zum Alleinsein entsprechende Abgeschlossenheit zurückzog. Wohl empfing sie noch wie sonst an den Sonn- und Donnerstagen die ihr näherstehenden Persönlichkeiten der Hofgesellschaft; wohl brachten ihr die Morgenstunden die täglichen Besuche der Glieder ihrer Familie, und mit Freude beobachtete sie bei dieser Gelegenheit die vielversprechende geistige Entwicklung des Enkels. Allein die Nachmittage, die Abende, die sie bis tief in die Nacht hinein auszudehnen liebte, verbrachte sie allein, nicht selten über ihrer

Lektüre in den Schlaf sinkend. In diesen langen, einsamen Stunden, die ihr die abnehmenden Kräfte nicht mehr gestatteten mit der gewohnten geistigen Beschäftigung zu beleben, versenkte sich Louise in grübelnde Betrachtungen. Angesichts des herannahenden Endes stieg vor ihrer forschenden Seele immer wieder das unergründliche „Warum" auf, für das sie ebensowenig wie in ihrem vergangenen Geschick im Hinblick auf eine verhüllte Zukunft nach diesem Leben eine Antwort zu finden vermochte.

„La mort est une bien triste chose, de se dire que peut-être on ne se retrouvera nulle part est aussi des plus tristes. Pourquoi nous a-t-on placé dans ce monde, où il y a tant de mal, tant d'injustices, tant de choses, qui paraissent se contredire? Pourquoi? Je crois que vous y entendez aussi peu que moi," schreibt Louise einmal dem Bruder. Die Reihe von Unfällen, die sie erlebt hatte, erschien ihr wie ein persönliches Verhängnis, das, wennschon es sie nicht besser gemacht habe, doch schließlich noch ihr Ende herbeiführen werde.

Die Unruhe einer Seele, die sich nirgends mehr in dieser Welt wurzeln fühlt, ließ sie in der neuen Umgebung nicht heimisch werden. Die Veränderung ihrer Lebensgewohnheiten mochte dazu beitragen, ihre jetzt nicht mehr in Rücksicht auf die Ihrigen durch ihren Willen aufrecht erhaltenen geistigen und körperlichen Kräfte um so schneller in sich zusammensinken zu lassen.

Eine feinfühlige Darstellung von dem seelischen Zustand der Fürstin und der durch ihn bewirkten Rückwirkung auf ihr körperliches Befinden während dieses letzten Lebensjahres hat die liebende Hand der Enkeltochter entworfen. Prinzeß Augusta setzte in den nächsten Wochen nach dem Tode der so aufrichtig verehrten Großmutter eine ausführliche Beschreibung ihres Leidens und Todes auf, für die sie überlebende Schwester, die Markgräfin von Baden bestimmt [1]).

[1]) Das Original gütigst mitgeteilt durch die Frau Großherzogin von Baden.

„La perte irréparable, que nous venons de faire nous menaçait déjà, il y a plusieures années! Mais alors les forces physiques triomphèrent sur l'éminence du danger, et Dieu daigna encore exaucer les prières ardentes, qui lui étaient adressées de toute part. Ce souvenir consolant a ranimé pendant longtemps notre courage; car éloignés comme nous l'étions, et par cela même moins dans le cas de nous convaincre des progrès rapides du mal il nous semblait toujours que les forces physiques n'abandonneraient pas sitôt Celle, qui savait si bien les vivifier et les soutenir par la seule influence de son moral! Cependant la triste expérience nous enleva cette douce illusion . . . Dans le courant des dernières années la chère Grandmaman se sentit toujours incommodée vers le printemps et les symptômes en étaient une forte toux, manque de respiration et sécheresse de la bouche, enflure des pieds, mais particulièrement un penchant irrésistible pour le sommeil. Ces symptômes n'étaient pas alarmantes pour le moment, et ils disparaissaient avec le retour de la belle saison, ou Grandmaman séjournait à la campagne. Ces séjours et principalement celui de Wilhelmsthal lui faisaient l'effet de la plus bienfaisante cure, qu'elle ait pu prendre à quelque bain. Du reste chaque occupation de la journée et chaque distribution du temps était si sujette à l'ordre et aux habitudes aux plus strictes, qu'il est évident, que cela soutenait l'état de Grandmaman, et surmontait toutes les chances de son âge, avancé surtout de tous les funestes accidents, qu'elle eut à supporter. Les choses étaient ainsi lorsque survînt la perte si inattendue de feu le Grand-duc, qui lui fut cruelle et d'autant plus pénible, qu'elle rassembla toutes ses forces morales et physiques pour dompter et pour refouler cette douleur, qui devait se renouveler en toute occasion. Je passai alors quelque temps seule avec elle, et la trouvai dans un combat intérieur, dont les trâces ne laissaient pas quelques fois de s'échapper avec amertume. Comme elle avait été particulièrement souffrante au printemps de manière même à donner des inquiétudes, je ne me fis pas illusion sur l'effet, que devait lui causer ce profond chagrin. Cependant elle se porta mieux que je ne l'avais attendu et que c'était à prévoir puisque son deuil lui refusait bien des distractions et habitudes salutaires. Elle persista à vouloir quitter le château, malgré qu'elle ne pouvait réussir à se faire raison sur ce sacrifice. C'en était un veritable et le changement de demeure lui enleva ses dernières habitudes. A cette même époque elle se fractura un clavicule, ce que lui occasionna beaucoup de douleurs, mais ne

tarda pas à se remettre en l'obligeant du reste d'être moins seule.

Comme j'ai quitté Weimar à cette époque, il ne me reste plus que la foi d'autrui à citer. Par une fatalité particulière le mauvais été que nous eûmes rendit son séjour de Dornburg nuisible à sa santé. Elle donna beaucoup d'inquiétudes depuis lors, principalement par une grande faiblesse, à la quelle se joignit une manière de vivre fort mal-saine . . . Comme j'eus le bonheur de la revoir durant l'automne, je ne remarquai aucun autre changement que celui de ses habitudes, un peu de maigreur, le teint jaune et les pieds enflés. Cependant elle me parut de reprendre de plus en plus pendant ce séjour, où nous tâchions de l'égayer et où elle se montra comme toujours un ange de bonté envers nous. A mon départ je formai les plus douces espérances sur l'avenir et me crus assurée de la revoir, malgré que son émotion me frappât au moment du congé. — Dieu en disposa autrement . . ."

Die Fürstin selbst fühlte sich schwächer, ihre Schritte wankend werden und klagte, daß der Schlaf sie oft unversehens überwältige. Ihre Briefe lassen wohl Spuren dieser körperlichen Schwäche erkennen, die sonst so festen Schriftzüge werden unsicher, die Feder entsinkt ihrer Hand, aber unverändert ist ihre liebende Teilnahme für die Ihrigen geblieben. Stand auch Prinz Christian im Mittelpunkt ihres schwesterlichen Interesses, so hatte sie sich doch zeitlebens kaum minder eng mit ihrer Schwester, der Markgräfin Amalie von Baden, verbunden gefühlt, und an dem tragischen Geschick dieser Fürstin, die nach dem vorzeitigen Tode ihres Gemahls noch fünf ihrer Kinder überleben sollte, den herzlichsten Anteil genommen. Jetzt sah sie mit aufrichtigem Schmerz die Vielgeprüfte einer völligen Blindheit entgegen gehen und bittet den Bruder wiederholt um ausführliche Nachricht von ihrem Ergehen. Noch in einem ihrer letzten Briefe beschäftigt sie das Geschick der Prinzessin Augusta, noch immer will ihr künftiges Glück ihr nicht recht glaubhaft erscheinen. „Der Prinz Wilhelm mache doch nicht den Eindruck, als ob er sich viel mit ihr beschäftige, wenn man auch versichere, daß er sehr glücklich sei. Ihr sei es bedenklich, daß er viel von seinem Glücke

reden solle, doch sei ihm Augusta sehr ergeben." Noch einmal wendet sich wie so oft in den letzten Jahren ihr Blick auch der alten Heimat zu, als im Herbst 1829 ihre Schwägerin, die Großherzogin von Hessen-Darmstadt, stirbt, in der man mit Recht eine gute und wohltätige Fürstin betrauert. „Diejenigen, die sich in Darmstadt noch unserer verstorbenen Mutter erinnern," bemerkt sie im Anschluß auf eine Äußerung des Bruders, „müssen sehr, sehr alt sein." Mit diesem Ausruf, in dem sich ihr eigenes Altersgefühl noch einmal mit dem Beginn ihres Lebens verknüpft, endet ihr letzter Brief an den Bruder (25. November 1829).

Abermals hatte ein bedenklicher Unfall die Fürstin ereilt[1]). Sie war an einem von ihr bis tief in die Nacht hinein ausgedehnten einsamen Abend, vom Schlaf überwältigt, zu Boden gefallen, und durch diese Erschütterung hatte sich der kaum geheilte Bruch des Schlüsselbeins erneuert. Bei ihrer großen Schwäche litt sie umsomehr unter der schmerzhaften Verletzung, als sich der Bruch dreimal verschob, und endlich war man genötigt, den Verband so fest zu machen, daß es ihr einen leichten Bluterguß zuzog, leichte Fiebererscheinungen und eine Anschwellung der Füße machten sich bemerklich. Von dieser Zeit an blieb ihr Befinden ein wechselndes, bald zur Besserung, bald zur Verschlimmerung neigend. Indessen glaubte man eine unmittelbare Gefahr nicht bevorstehend, vermochte die Großherzogin doch an ihrem Geburtstage, wenn auch sehr schwach und an ihr Zimmer gefesselt, wieder einige Menschen bei sich zu empfangen. Ja, einige Tage darauf fand bei ihr auf ihren Wunsch sogar eine Wiederholung eines Maskenzuges statt, mit dem man den Geburtstag des regierenden Großherzogs gefeiert hatte. Eine Veranstaltung, die Goethes lebhafte Mißbilligung erregte. Allein wie das bloße Gespräch über diese Vorstellung Goethes Ge-

[1]) Nach den von der Prinzeß Augusta in dem oben erwähnten Bericht gegebenen Einzelheiten, die sich auf Mitteilungen der Großfürstin und der Frau von Hopfgarten stützen.

danken in die Vergangenheit zurückgelenkt hatte, mochte so nicht auch der Anblick dieses Festzuges vor dem Auge der Fürstin die alte Zeit noch einmal erstehen lassen? Ja, mochte nicht vielleicht ihr ganzes Leben, zu einem Maskenzug zusammengedrängt, noch einmal an ihrem Geist vorüberziehen? Sie äußerte ihre Befriedigung so lebhaft, daß man darin einen weiteren Beweis ihrer fortschreitenden Genesung zu erblicken meinte.

Während man sich im Kreise ihrer Familie solchen Hoffnungen hingab, trat einige Tage darauf, am Mittwoch den 10. Februar, eine bedenkliche Verschlimmerung ein. Die scheinbare Frische war nur das letzte hellere Aufflackern einer verlöschenden Flamme gewesen. Ihr besorgter Leibarzt Vogel zog den Jenaer Professor Starke zu; trotz ihrer Schwäche war die Fürstin im stande zu gehen, ja sie unterhielt sich stehend mit ihren Ärzten. In der darauf folgenden Nacht erschien ihr Schwächezustand so besorglich, daß die großherzogliche Familie zu ihr berufen ward, doch erholte sich die Kranke im Laufe des Tages und konnte sogar das Bett verlassen. Noch hoffte man, die gute Natur der Fürstin werde die bedrohlichen Schwächeanfälle zu überwinden im stande sein. „Gottlob, daß die teure Patientin frei von Schmerzen, frei von Angst und zum öfteren fast heiter ist," berichtet Frau von Hopfgarten aus diesen Tagen. „Aber die Schwäche und das Geschwollensein sind die größten Feinde. Sie fühlt sich gegen ihre Gewohnheit gern im Bett, findet sich dort besser unterstützt und in gleicher Wärme; heute hat sie die Gräfin Henckel wieder verlangt und ziemlich lange mit ihr gesprochen. Unser heißes Gebet ist, daß sie nur nicht leiden möge." — Indessen nahmen die Kräfte von Sonnabend Abend an zusehends ab. An ihrem Lager war die fürstliche Familie versammelt. Die Fürstin war bei Bewußtsein, erkannte die Ihrigen und sprach einigemal mit dem Sohn und Enkel, erwiderte auch auf die zärtlich besorgten Fragen der Großfürstin, daß sie sich frei von Schmerzen, nur sehr schwach fühle. Nichts zeigte in diesen letzten Stunden an, daß sie

selbst ein Gefühl ihres herannahenden Endes habe. Noch schien sie, wenn auch selbst nicht mehr sprechend, die sie Umgebenden zu erkennen. Sanft und ohne jede Spur von Todeskampf ist Louise in den Nachmittagsstunden des 14. Februar 1830 entschlummert. So ward ihr letzter Wunsch erfüllt, es war ein „sanftes Ende" gewesen. Ein Ausdruck von tiefer Ruhe und Frieden verklärte ihr Antlitz. Die ihr Bewußtsein hin und wieder trübenden Schleier der Krankheit hatten sie die ausgestreckte Hand des Todes nicht gewahr werden lassen.

Sie selbst hatte, trotzdem nicht die geringste schriftliche Verfügung, ihr Ableben betreffend, sich vorfand, bis zu den letzten Tagen in Bereitschaft jenes letzten Augenblickes gelebt; zu Frau von Hopfgarten hatte sie bei deren letztem Besuch geäußert: „Man würde sie einmal entschlafen finden." Wie sehr sie noch immer geistig bestrebt war, ihr persönliches Erleben mit ihrem inneren Empfinden in Einklang zu bringen, läßt die ebenfalls dieser gegenüber getane Bemerkung erkennen: „Daß die vielen unangenehmen Vorfälle in ihrem Leben sie irre machten, und daß sie Aufschluß von einem Geistlichen darüber verlangen wolle, weil sie ihr nicht zur Besserung, sondern zur Erbitterung dienten." Mit Zeichen tiefer Bewegung hatte sie dann von Frau von Hopfgarten Abschied genommen.

Nun waren die Bande gelöst, die ihren unermüdlich aufwärts strebenden Geist gefesselt hielten; „abgefallen die Hülle, deren Gebrechlichkeit und Schwachheit ihr mit jedem Tag fühlbarer und drückender wurde, und, allen irdischen Beschwerden und Unvollkommenheiten entnommen, ihr besseres Selbst in seine wahre Heimat entrückt"[1]).

Die Fürstin selbst hatte schon in früheren Tagen mündlich verfügt, ihre Beisetzung habe in aller Stille stattzufinden; so blieb sie auf ihrem Lager ruhen, von ihren Damen und Kammerfrauen bewacht; dann fand der geschlossene Sarg, den

[1]) Worte Röhrs aus der bei ihrer Beisetzung gesprochenen Rede.

die Denkmünze auf den 14. Oktober 1806 und ein von der Bürgerschaft dargebrachter Lorbeerkranz schmückte, in dem zu ihren Räumen gehörigen, schwarz ausgeschlagenen Saal Aufstellung, von dem Hofstaat umgeben, wo dann alle der verewigten Fürstin ein letztes Lebewohl zurufen konnten.

Allgemein war in Stadt und Land die Trauer um ihren Verlust; als das Geläut der Glocken ihren Tod verkündete, „da war ein Gefühl, eine Stimme: Unsere Mutter ist nicht mehr."

In den frühesten Morgenstunden des 18. Februar fand die Überführung in die Fürstengruft statt. Mattes Mondlicht erhellte die Winternacht; in tiefem, schmerzlichem Schweigen umgab Weimars Bevölkerung den von Fackeln geleiteten Zug auf dem Weg durch die schneebedeckten, mit Pechpfannen erleuchteten Straßen. In der Kapelle der Fürstengruft erklang der Choral „Jesus meine Zuversicht", und nach einer kurzen, schlichten Rede Röhrs wurde der Sarg nach erfolgter Einsegnung unter weihevollem Gesang in die Gruft selbst herabgelassen. An der Seite des dahingegangenen Gemahls, dem sie in den edelsten und höchsten Bestrebungen seines Lebens mehr als fünfzig Jahre hindurch zur Seite gestanden hatte, ruhte Louise.

In immer leiseren Akkorden war das Leben der Fürstin verklungen. Hatten einstmals bei der Taufe die siegreichen Fahnen des großen Friedrich sie umrauscht, so sollte sich künftig an die Namen der Enkeltochter und ihres Gemahls die deutsche Zukunft knüpfen. In der geschichtlichen Entwicklung aber, die von dem Preußen Friedrichs auf die Höhen eines unter Wilhelm dem Großen geeinten Deutschlands führte, bedeutet das Weimar, das mit Karl August und Louise zu Grabe getragen worden war, das wertvollste Glied.

Dieses Zusammenhanges jener bedeutungsvollen Zeitepoche und dem Wirken des dahingegangenen weimarischen Fürstenpaares konnte sich die junge Generation, die jetzt trauernd an der Gruft der Fürstin stand, kaum bewußt sein. Und doch hatten die Errungenschaften der an dieser Stelle gepflegten

Geisteskultur zu den Lebensquellen gehört, aus denen das Vaterland in den Zeiten der Niederlage und des Kampfes die Kraft zu seiner Erneuerung geschöpft hatte.

Diesem vergeistigten Menschtum, der höchsten Blüte des achtzehnten Jahrhunderts, dankte auch Louise die innere Freiheit, die sie zu einem vertieften Erfassen ihrer Fürsten- und Menschenaufgabe befähigte. Darf doch auch für sie Goethes Wort angesprochen werden, daß, „wenn auch der Purpur abgelegt worden, noch sehr viel Großes, ja eigentlich das Beste übrig bleibe": jene für alle Zeit ihre Geltung behauptenden Werte einer in inneren und äußeren Kämpfen bewährten reinen Menschlichkeit wie sie als leuchtender Kern alle Betätigungen ihres innersten Selbst durchstrahlt.

Wenn Charlotte von Kalb in einem Nachruf feinsinnig auf die Wechselbeziehungen zwischen dem Geschick und der Natur der Fürstin hindeutend bemerkt, „daß die Duldung, die die Natur dem Weibe beschieden, auch Louisens echt weiblicher Bildung Genüge gewesen, und daß jeder Mut, konnte sie schon den zur Freude nicht gewinnen, ihr inne wohnte", so eignete Louise darüber hinaus jener höchste Mut zur Wahrheit und diesem eng verbunden der Wille zur Pflichterfüllung. Aus dieser vertieften sittlichen Grundlage erwuchs ihrer groß angelegten Seele die Kraft, die Dissonanzen ihres Erdenganges umzuwandeln „in jene Harmonie des Ernstes und der Güte, die der Genius ist", der nicht nur, wie Charlotte rühmt, „die Mitwelt", nein, auch die Nachwelt beim Andenken an diese Fürstin beseelt.

Register

A

Asseburg, Graf 23. 24. 25. 26.

B

Baden: Karl Friedrich, Markgraf, später Großherzog 47. 64. 81. 255. 276. — Karoline Louise, Gemahlin Karl Friedrichs, geborene Prinzeß von Hessen-Darmstadt 13. 47. 64. — Amalie, verw. Erbprinzessin von, geborene Prinzessin von Hessen-Darmstadt 7. 16. 21 ff. 28. 31 ff. 214. 228. 252. 254. 280. 295. 296. 376. 418. 420. — Karl, Erbgroßherzog von 295. 376.
Beulwitz, Karoline von, spätere von Wolzogen, geborene von Lengefeld 195. 362.
Boyen, von 302.
Braunschweig: Herzog von 266. 294.
— Öls 266. 279.
Bückeburg: Marie, Gräfin von Lippe 119.

C

Constant, Benjamin 205. 261. 269.

D

Dalberg, Karl von, Statthalter und Koadjutor 27. 45. 46. 51. 52 ff. 67. 78. 83. 99.
Davoust, Marschall 320. 321.
Dessau: Franz, Fürst von 138. 145. 147. — Louise, Fürstin von 145.

F

Falk 337.
Fries 357.

G

Gluck 47.
Göchhausen, Thusnelda von 126. 134. 267.
Goethe, Joh. Wolfg. von 2. 3. 12. 20. 27. 47. 56. 63. 65. 79. 81. 83 ff. 90 ff. 100 ff. 110 ff. 121 ff. 130 ff. 141. 145. 147. 149. 150. 152. 154. 155. 157. 159. 164. 171 ff. 180. 181. 185. 189. 190 ff. 207 ff. 210. 212. 214. 216. 219. 224 ff. 236. 240. 241. 245. 250. 256. 259. 261. 264. 265. 275. 279. 285. 298. 301 ff. 310. 315. 318. 323. 330. 341. 342. 346. 351. 355. 362. 364 ff. 370 ff. 380 ff. 407 ff. 413. 421. 425.
Gore, Emilie 217. 219.
Görtz, Graf 41. 42. 56. 58. 59. 60. 76. 110. 200. 403.

H

Hardenberg, Fürst, preuß. Staatskanzler 21 ff. 355. 358.

Henckel, Gräfin von, Oberhofmeisterin 274. 314. 315.
Herder, Johann Gottfried 2. 19. 20. 81. 86 ff. 94 ff. 103 ff. 110 ff. 120 ff. 132 ff. 140 ff. 151 ff. 160 ff. 170 ff. 182 ff. 190 ff. 200 ff. 212. 214. 222. 225. 226. 236. 240. 241. 242. 244 ff. 250. 258 ff. 308. 313. 385. 397.
— Karoline, geborene Flachsland 20. 114. 115. 121. 122. 135. 137. 142. 148. 158 ff. 169. 170. 172 ff. 179. 184. 186. 188 ff. 200. 202. 203. 204. 214. 218. 412.
Hessen-Darmstadt: Landgraf Ludwig VIII. 5. 6. 8. 9. 11. 15. 16. — Landgraf Ludwig IX. 4. 6. 8. 10. 11. 12. 15. 16. 18. 26. 29. 32. 36. 47. 55. 59. 60. 217. 227. — Karoline, Gemahlin Ludwigs IX., geborene Prinzeß von Pfalz-Zweibrücken 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 16. 17. 18. 19. 20 u. ff. 52. 53. 54. 81. 142. 217. 396. 421. — Landgraf Ludwig X., später Großherzog Ludwig I. 7. 9. 14. 22. 23. 32. 97. 98. 116. 227. 252. 289. 414. — Louise, geborene Prinzessin von, Gemahlin Ludwigs I. 252. 277. 289. 421. — Christian, Prinz von (Sohn L. IX.) 12. 13. 23. 102. 151. 162. 181. 182. 200. 203. 212. 213 ff. 220. 223. 227 ff. 232 ff. 248 ff. 260. 273. 276 ff. 287. 296. 303. 317. 320. 321 ff. 330 ff. 338. 342. 349. 354. 355 ff. 364. 365. 369. 373. 375. 376. 377. 380. 383. 388. 389. 399. 402 ff. 411 ff. 418. 420. 421. — Friedrich, Prinz von (Sohn L. IX.) 12. 228. 230. — Georg, Prinz von (Bruder L. IX.) 15. 248.
Hessen-Homburg: Landgraf Friedrich V. 15. 48. 228. 376. — Karoline von, geborene Prinzessin von Hessen-Darmstadt 6. 11. 15. 228. 257. 289. 376. 403. — Augusta von, nachmalige Erbprinz. von Mecklenburg-Schwerin 376.
Hopfgarten, Frau von 393. 422. 423.
Humboldt, Wilhelm von 199. 318. — Alexander von 306.

J

Imhof, Amalie von 200.
Jagemann, Karoline (Frau von Heygendorf) 199. 219. 220. 221. 380.
Jean Paul (Fr. Richter) 199.
Jerôme, Bonaparte, König von Westfalen 312. 315. 316. 321.
Joseph II., Kaiser von Deutschland 223.
Josephine, Kaiserin von Frankreich 277. 312. 322.

K

Kalb, Charlotte von 387. 425.
Klopstock 19. 47. 63. 81. 85. 86. 98. 110.
Knebel, Henriette von 250. 256. 262. 273.
— K. L. von 45. 75. 103. 104. 106. 135. 143. 157. 181. 191. 193. 194. 215. 217. 220. 223. 225. 228. 245. 300. 310. 351.
Kotzebue 356. 359.

L

Laßberg, Christel von 102. 103.
Lavater 48. 81 ff. 86. 90. 109. 114 ff. 128. 129. 137. 144. 145. 147. 150. 152 ff. 181. 196. 397.
Lenz 89.
Lincke, Kirchenrat 284. 286.
Luden 359. 370.

M

Mecklenburg-Schwerin: Erbprinz von 322. 375. 376. — Karoline, Erbprinz. von, geborene Prinzeß von Sachsen-Weimar 152. 206. 249. 251. 274. 283. 289. 303. 322. 323. 355. 362. 375.
Merck 20. 21. 27. 46. 122. 134. 138. 139. 147.

Moser, von, hessen-darmstädtischer Minister 16. 22. 36. 37. 46. 51. 52. 55. 56. 58. 67.
Mounier, Josephe 246.
— Sohn desselben 292.
Müffling, von, preuß. General 319.
Müller, von, Geheimrat, späterer weimar. Kanzler 3. 27. 207. 237. 290. 291. 292. 295. 296. 298. 318. 319. 332 ff. 352. 353. 385. 397.
Murat, franz. General 288.

N

Napoleon 2. 259. 267. 275. 276. 277. 280. 281. 286. 287. 288. 290 ff. 301. 311. 312 ff. 322. 323. 324. 328. 329. 331. 333. 334. 335. 338. 339 ff. 382.
Ney, franz. Marschall 331. 332.

O

Österreich: Franz, Kaiser von 322. 328. 339. — Ludovike, Kaiserin von 329. 332. 366.

P

Pfalz-Zweibrücken: Herzogin von 17. 20. 25. 30. 32. 35. 36. 37. 397.
Preußen: Friedrich II., König von 4. 6. 8. 9. 10. 11. 17. 23. 24. 27. 42. 56. 70. 71. 266. 271. 282. 424. — Amalie, Prinzessin von 8. 10. 11. 16. 17. 27. — Friedrich Wilhelm, Prinz von, späterer König Fr. W. II. 17. 217. 227. 228. 230. 231. 232. — Friederike, Königin von, geborene Prinzessin von Hessen-Darmstadt 7. 17. 22. 27. 297. — Friedrich Wilhelm III., König von 198. 248. 276. 280. 283. 293. 297. 317. 328. 329. 331. 339. 353. 414. 415. — Louise, Königin von 16. 198. 231. 240. 248. 281. 283. — Friedrich Wilhelm, Kronprinz von (späterer Fr. W. IV.) 394. 395. — Wilhelm, Prinz von (späterer W. I.) 414. 415. 416. 417. 420. 424. — Karl, Prinz von 394. 395. — Louis, Ferdinand, Prinz von 267. 283. — Augusta, Prinzeß von, geborene Prinz. von Sachsen-Weimar 327. 392. 393 ff. 406. 409. 413 ff. 420. 421. — Marie, Prinzeß von, geborene Prinz. von Sachsen-Weimar 309. 325. 326. 393 ff. 406. 409.

R

Rapp, franz. General 288.
Ravannel, Fräulein von 13. 20. 21.
Ridel 244. 245.
Riemer 380.
Röhr, weimar. Oberhofprediger 284. 287. 374. 375. 397. 423. 424.
Rußland: Katharine, Kaiserin von 23. 24. 26. 28 ff. 31. 32. 68. 271. — Paul, Großfürst, späterer Kaiser Paul I. 23. 24. 28 ff. 30. 32 ff. 37. 38. 59. 70. 97. 98. 248. 271. 366. — Natalie, Gemahlin Pauls, geborene Prinzeß Wilhelmine von Hessen-Darmstadt 7. 21. 22. 23. 25 ff. 32. 37. 38. 97. 98. — Alexander I., Kaiser von 278. 312. 313. 315. 317. 331. 348. 363. 365. 392. — Maria Feodorowna, Kaiserin von 271. 272. 365. 366.

S

Sachsen-Weimar: Anna Amalie, Herzogin von, geborene Prinz. von Braunschweig 1. 27. 40. 42 ff. 56. 60 ff. 73 ff. 82. 85. 105. 107. 110. 125. 126. 135. 138. 152. 153. 184. 194. 205. 214. 217. 229. 232. 261. 264. 265. 266. 274. 283. 289. 303. 304. 308. 310. — Karl August, Herzog von 1. 19. 27. 40 ff. 51 ff. 60 ff. 70 ff. 80 ff. 90 ff. 103 ff. 110 ff. 125. 129. 130 ff. 141.

147. 151. 154. 159. 160. 161. 170 ff. 180. 185 ff. 190 ff. 200 ff. 214 ff. 220 ff. 230 ff. 240. 245 ff. 256 ff. 261 ff. 270. 271. 273. 274. 280 ff. 290 ff. 300 ff. 311 ff. 320 ff. 330 ff. 341 ff. 350 ff. 360 ff. 371 ff. 380 ff. 390 ff. 402. 405 ff. 410 ff. 419. 424.
— Konstantin, Prinz von 40. 41. 45. 56. 65. 66. 74. 103. 104. 106. 107. 228. 229. — Louise Auguste Amalie, Prinzeß von 117. 118. 136. 146. 147. — Karl Friedrich, Erbprinz, nachmaliger Großherzog von 137. 139. 141. 142. 148. 197. 200. 240 ff. 270. 271. 272. 283. 289. 318. 334. 389. 391. 393. 405. 415. 421. 422. — Bernhard, Prinz von 182. 183. 250. 251. 274. 280. 283 ff. 289. 295. 321. 322. 339. 363. 365. 369. 374. 389. 390. 393. 409. — Maria Paulowna, Erbprinzessin, spätere Großherzogin von, Tochter Pauls I. 206. 248. 270. 271 ff. 281. 289. 304. 310. 325. 326. 337. 344. 363. 365. 372. 384. 391. 392. 401. 409. 415. 422. — Karl Alexander, späterer Großherzog von 365. 366. 372. 388. 393. 406. 416. 417. 422.
Sand 359. 360.
Schäfer 242. 243 ff.
Schardt, Frau von 317. 362.
Schiller, Charlotte von, geborene von Lengefeld 2. 195. 197 ff. 256. 285. 373. 392.
— Friedrich von 2. 162. 164. 192. 193 ff. 200 ff. 225. 250. 264. 265. 272. 310. 377.
Souham, franz. General 332 ff.
Spiegel, von 332. 333.
Staël, Frau von 205. 258 ff. 270. 275. 276. 299. 300. 305. 309. 310. 317. 318. 327. 342. 343 ff. 351. 361. 362. 386. 392.
Stein, Charlotte von, geborene von Schardt 2. 78. 84. 87 ff. 103. 104 ff. 114 ff. 122. 130. 132. 136. 137. 142. 143. 147 ff. 179. 180. 182. 183. 195. 196. 197. 199. 207. 209. 216. 218. 219. 224. 225. 236. 237. 238. 239. 244. 245. 263. 285. 299. 302. 305. 323. 336. 337. 338. 404.
Stein, Fritz von 219. 238. 239. 245.
— Reichsfreiherr von 130. 347. 348.
Stolberg, Christian, Graf von 65. 99. 149.
— Friedr. Leop., Graf von 65. 82. 149. 209. 319. 346.

T

Talleyrand 319. 348.
Tobler 131.

V

Villoison, Anssе de 75. 125. 126.
Voigt, von, weimar. Minister 289. 291. 355. 357.
— dessen Sohn 332. 333.
Voltaire 48. 314.
Vulpius, Christiane 216. 368.

W

Wedel, Frau von 362. 404.
Werner, Zacharias 307. 308.
Werthern, Gräfin von Neunheiligen 130. 131.
Wieland 20. 21. 42. 43. 81 ff. 110 ff. 116. 138. 139. 141. 147. 184. 193. 194. 200. 225. 250. 266. 285. 308. 315. 318. 329. 372.

Z

Zimmermann, hannöverscher Leibarzt 47. 85.

Druck der
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.
Stuttgart und Berlin

In unserem Verlage erscheint:

Goethes Sämtliche Werke

Jubiläums-Ausgabe

In vierzig Bänden Groß-Oktav

In Verbindung mit

Konrad Burdach, Wilhelm Creizenach, Alfred Dove, Ludwig Geiger, Max Herrmann, Otto Heuer, Albert Köster, Richard M. Meyer, Max Morris, Franz Muncker, Wolfgang von Oettingen, Otto Pniower, August Sauer, Erich Schmidt, Hermann Schreyer und Oskar Walzel

herausgegeben von

Eduard von der Hellen

Preis pro Band: Geheftet M. 1.20. In Leinwand gebunden M. 2.—
In Halbfranz gebunden M. 3.—

Die erste Gesamt-Ausgabe von Goethes Werken begann im Jahre 1806 bei **Cotta** zu erscheinen. Seitdem gehören die Namen **Goethe** und **Cotta** unzertrennlich zueinander.

Das erste Jahrhundert dieses Bundes soll nicht schließen, ohne daß die Cotta'sche Buchhandlung durch eine **Neue Gesamt-Ausgabe vornehmsten Stiles** alle bisherige Bemühung um die Werke unseres größten Dichters krönte. Wir betrachten dies als eine Ehrenpflicht, die wir freudig erfüllen wollen trotz der großen Schwierigkeiten und der Opfer, mit denen wir dabei rechnen müssen.

Diese **Jubiläums-Ausgabe** bietet als Goethes Sämtliche Werke diejenigen Schriften des Dichters und Denkers dar, die er selbst als seine „Werke" letztwillig herausgab. Von dem der Masse nach sehr beträchtlichen Material hingegen, das aus dem **Nachlaß** Goethes sowie durch **sonstige Funde** hinzugewachsen und in der monumentalen Weimarischen Ausgabe mit den „Werken" vereinigt ist, wird **nur das in künstlerischer und wissenschaftlicher** Beziehung wirklich Bedeutende aufgenommen. Auch wird in der neuen Ausgabe, obwohl sie auf **eingehendster und durchaus selbständiger Nachprüfung der gesamten Text-Überlieferung** einschließlich der Weimarischen Ausgabe beruht und daher auch von letzterer vielfach abweicht, nur das **Resultat** dieser großen textkritischen Arbeit dargeboten, aber **kein** lästiger Varianten- oder Lesarten-Apparat.

Knappe, gediegene Einleitungen am Anfang eines jeden Bandes stellen die Entstehungsgeschichte der einzelnen Werke dar; **Anmerkungen** am Schluß eines jeden Bandes verfolgen den Zweck, auf Grund eingehendster Forschung, aber ohne gelehrte Formen und Ausdrucksmittel, dem **Leser zu tieferem Verständnis auch der Einzelheiten** förderlich zu sein.

Der **Ausstattung** der neuen Ausgabe ist die größte Sorgfalt gewidmet. **Vorzügliches Papier, große deutliche Schrift, guter Druck** vereinigt sich mit einem schönen, **dauerhaften Einband** — die Zeichnung für die Leinenbände ist von Professor **Emil Doepler d. J.** entworfen. Dabei ist der **Preis** der einzelnen Bände im Verhältnis zu dem Gebotenen als ein **sehr mäßiger** zu bezeichnen.

Die Bände erscheinen in freier Folge etwa in Monatsfristen; schon bei Anbruch des Jahres 1906 soll die Jubiläums-Ausgabe von Goethes Werken abgeschlossen vorliegen.

Prospekt gratis

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.
Stuttgart und Berlin

Aus der preußischen
Hof- und diplomatischen Gesellschaft

Herausgegeben von

A. v. Boguslawski

Generalleutnant z. D.

I. Aus der preußischen Hofgesellschaft. 1822—1826
II. Ernestine von Wildenbruch. 1805—1858

Mit zwei Porträts. Geheftet 5 Mark. In Leinenband 6 Mark

Therese Huber 1764—1829

Leben und Briefe einer deutschen Frau

Von

Ludwig Geiger

Nebst einem Bildnis von Therese Huber

Geheftet M. 7.50. In Leinenband M. 8.50

Ottilie von Goethe

und ihre Söhne Walther und Wolf

in Briefen und persönlichen Erinnerungen

von

Jenny von Gerstenbergk

Preis geheftet 2 Mark

Goethes Unterhaltungen

mit dem Kanzler Friedrich v. Müller

Herausgegeben von

C. A. H. Burkhardt

Zweite stark vermehrte Auflage.

Preis geheftet M. 4.50. In Leinenband M. 5.50

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.
Stuttgart und Berlin

Herman Grimm

Goethe * Vorlesungen
gehalten an der Kgl. Universität zu Berlin
Siebente Auflage. Zwei Bände
Geheftet M. 7.50. In zwei Leinenbänden M. 10.—
In zwei Halbfranzbänden M. 11.—

Paul Heyse

Das Goethe-Haus in Weimar
Vierte Auflage. Mit Illustrationen
Kartoniert M. 1.—

Harry Maync

Eduard Mörike * Sein Leben und Dichten * Mit Mörikes Bildnis in Heliogravüre
Geheftet M. 6.50. In Leinenband M. 7.50

J. Minor

Goethes Faust
Entstehungsgeschichte und Erklärung
Zwei Bände Geheftet M. 8.— In zwei Leinenbänden M. 10.—

Richard Weltrich

Friedrich Schiller. Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke
Unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen
Erster Band
Mit dem Bildnis der Danneckerschen Schillerbüste
Geheftet M. 10.— In Halbfranzband M. 12.—

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart

University of
Connecticut
Libraries

BOUND BY